

Kürbiskern

Bernd Jentzsch: Führender Kopf

Protokoll I: Lenin in München

Literar. Manifeste: Vom Symbolismus zum Oktober

Friedrich Hitzer: Manifeste

Reinh. Baumgart: Diese Revolution steht im Museum

Josef W. Janker: 50 Jahre Oktoberrevolution

Gregor Laschen: Andererseits/Hommage à Dimitroff

Johannes Schenk: Der rote Schwan

Dieter Süverkrüp: Versuch eines Wiegenliedes

Guntram Vesper: Drei Gedichte

Martin Walser: Ein sehr bescheidener Vorschlag

Wolfgang Weyrauch: Dummer August

Maurice Dobb: Der Rote Oktober heute

Protokoll II: Geschichte einer Verfolgung

Ludwig Harig: Guten Tag, Herr Hitler!

Lew Ginsburg: Christmann

Bernhard Schütze: Berliner Protokolle

Wolfgang Abendroth: Offener Brief

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von Christian Geissler, Friedrich Hitler,
Yaak Karsunke, Hannes Stütz, Manfred Vosz

Damnitz Verlag München

Bernd Jentzsch
Führender Kopf

1

Für die Dauer eines Referates: zehn Minuten
Zufuß aus nationalisierter Wohnung und pünktlich
Wie sein Magenleiden: Im Arbeitszimmer
Der kleine, anfangs
Unbewachte Leib.

2

Die gekalkten Wände: Vier Briefe
In aller Form und Frühe. Der erste
Brennend: Eisen-
Bahnschwellen sind und ab sofort kein Holz
Für beispielsweise eiserne Öfen. Der zweite
Tierlieb an sechshundert Schützen
Lettischer Herkunft: Die Heerzunft des Kreml
Vergeude gegen zwar geräuschvolle Krähen
Keine Patrone, die zweifelsohne
Bestimmt sind für
Menschen, wenigstens für
Gewisse Fälle.
Unleserliches, mitgeteilt an Malkow,
Der dritte. Der vierte
Gespickt mit scharfer Wendung, denkbar wäre
Ein Dekret: Milch für die Kinder.

3

Vor Augen
Das beste Sechstel
Welt, um ihn
Zwei Dutzend Leute, ferner
Der historisch bedeutsame Rest
Siebenstellig
Im Land auf Achse.

Protokoll I Lenin in München

(kk. — Nachstehend veröffentlichen wir Abschriften von Tonbandaufnahmen, die im Juli 1967 auf Münchener Straßen gemacht wurden, und zwar I) vormittags in einer Wohngegend, II) mittags an der Universität, und III) nach Betriebsschluß vor einer Fabrik. Den Befragten wurde dabei jeweils das in diesem Heft publizierte Bild Lenins gezeigt, falls sie ihn nicht erkannten, gab der Interviewer einen Hinweis auf Lenin. Unsere Auswahl läßt ca. die Hälfte der befragten Personen zu Wort kommen, etwa 10 Prozent der Angesprochenen wußten überhaupt nichts von Lenin und interessierten sich nach eigenen Angaben nicht für Politik. Außer den nachstehend vorkommenden Verwechslungen wurde der Dargestellte je einmal für Bischof Dibelius oder Alois Hundhammer gehalten, zwei Drittel erkannten ihn nicht. Erwähnung verdient schließlich noch die nahezu Valentin'sche Antwort eines 65 Jahre alten Steinmetzen, der Lenin sofort erkannte und seine Rolle in der Geschichte Rußlands wie folgt beurteilte: „Eher würd ich sagen, daß sie net so guat war, denn dann hätt' der Bolschewismus net so hoch kumma könn.“)

I.

A bekannts Gsicht is, der Ulbricht is net, oder in seine jungen Jahr? Der Lenin? Ja, der Lenin ist's. Von dem halt' i sehr viel, denn der hat in Rußland drüb'n ganz stark umkrepelt und des war a schöne Portion Arbeit, daß der Feudalismus da drüb'n amal weg kommen is. In der Schweiz emigriert war er und hat hier amal in der Clemensstraß' g'wohnt, da hat er sehr viele schriftstellerische Arbeiten erledigt und dann war er auch in den Kaffeehäusern als Schriftsteller bekannt und ist dann auch mit dem Mühsam zusammen gwenen.
(Maschinenschlosser, 72 Jahre)

Ahnlichkeit mit Ulbricht hat er, is' aber nicht! Nein, weiß ich nicht. — Lenin? Ja richtig. Da wär ich aber nicht drauf gekommen! Das war doch ein in Rußland maßgeblicher Politiker, aber doch nicht so kraß wie nachher Stalin. Er hatte eine noch normale Linie verfolgt. Sonst kann ich Ihnen auch nicht viel mehr sagen.
(Bundesbahnoberinspektor)

Der kummt mir so bekannt vor, ist des net der Lenin? Ja, des ist Lenin! Ja mei, für die Kapitalisten is' er natürlich nix, aber für de Proleten, de wo ihr tägliches Brot verdienen müass'n, net wahr? Ja freili', da hab i jetzt koa Zeit, letzt'n Ends bin i dann a noch a Kommunist!

(Dieser Passant, vermutlich ein Rentner, lehnte weitere Befragung, auch über seinen Beruf, ab)

Wenn's ein Politiker ist, würde ich sagen, Felix von Edkhardt in jungen Jahren. Aber in welchem Zusammenhang ist das, sind sie vielleicht von der Kripo? (Nein, wir machen eine Umfrage für eine Literaturzeitschrift. Sie wissen aber wer Lenin war?)

Ah, dat is Lenin, ja, ja weiß ich schon! Ja, heute, was soll man da sagen, Lenin? Na ja, so politisch hab ich mich nicht so beschäftigt, das kommt auch so plötzlich! Ich meine, ich beschäftige mich schon mit Politik aber doch mehr im engeren Rahmen, was zum Beispiel die deutschen Fragen betreffen aber im Bezug zum Kommunismus, also, das ist ja alles etwas fragwürdig. Aber ich glaube, wenn ich mich erinnern kann, war doch etwas anders also nicht so radikal als eben später sich der Kommunismus ausgewirkt hat. Das ist ja auch alles so lange her, außerdem überstürzen sich ja heute die Zeitereignisse!

(Versicherungsangestellter)

Ja des is der Lenin! Der hat die ganze Weltg'schicht umg'stürzt, net war, mit seinem Kommunismus, der hat den Kommunismus auf die Beine gebracht. Und wir hab'n ihn ja aus der Schweiz nach Rußland nüber getan, im Jahr 17, wir Deutschen.

(Rentner)

Lenin? Er war halt der Begründer des Kommunismus und war, ich glaub, der Führer der Revolution. Er hat die Weltgeschichte verändert! Er wirkt auch heute noch weiter, wenn auch verändert, aber das weiß ich nicht! Ich glaub sicher, daß er von seinen Methoden überzeugt war, aber ich bin es nicht, und er hat immerhin einige Menschenleben gefordert und es war sicher seine feste Überzeugung, daß die Revolution ihre Leichen ausstößt und daß das die einzige Möglichkeit war. Ich bin da anderer Ansicht, aber so hat er sicher konsequent gehandelt.

(Abiturient)

Seine Ideen war'n ja an und für sich nicht schlecht, nur was sie drausgemacht haben, das taugt nichts. Für das russische Volk war er schon gut gewesen, auch für andere Völker wär er auch gut, aber wie man's nachher anwendet, das ist die zweite Frage.

(Betonierer)

II.

Lenin?! Ich würde ihn auf jeden Fall für einen großen Mann halten! Nicht nur in seinen Ideen sondern auch in der Nachwirkung, denn die ganzen heutigen Verhältnisse und die ganze heutige politische Lage geht ja mehr oder weniger auf diesen Mann zurück. Ich würde ihn selbst schon als integer halten, es ist natürlich die Frage, was man aus seinen Thesen gemacht hat. Ja, das ist mir bekannt, daß Lenin in München war, ich glaub im Zusammenhang mit der Räterepublik, oder doch nicht, aber das eine ist mir bekannt, daß wir es ihm ermöglicht haben, nach Rußland zu kommen.

(Student der klassischen Philologie)

Lenin wahrscheinlich!? Für mich ist das noch ein Idealist gewesen, der war der Anfänger, der hat die Zeit noch erlebt und er ist für mich ein Interpret von Marx für Rußland. Ich würde das Bild Lenins höher als das Stalins bewerten. Seine politische Vergangenheit und seine Träume, die haben sich doch behauptet. Betrachtet man seine Politik, so kann man sagen, sie wird auch heute noch in der Sowjetunion verfolgt. Angewandter Kommunismus ist meiner Meinung nach radikal, genauso wie der Rechtsradikalismus; das haben wir ja erlebt, aber wenn sie sich rein auf ihr Land beschließen, die ganze Theorie und ihre Anwendung, dann kann man das mehr oder weniger als Experiment betrachten. Das Liberale dringt langsam durch. Die Anwendung des reinen Kommunismus verlangt einen idealen Menschen und den gibt es nicht.

(Student der Volkswirtschaft)

1. Ja, das ist der Lenin! Das war ein intelligenter Mann, der den Marxismus ausgebaut hat zum Marxismus-Leninismus und der meiner Ansicht nach gute Einsichten der Gesellschaftsstruktur und in den Geschichtsablauf gewonnen hat.

2. . . . und der zumindest das theoretische Fundament gelegt hat und der heute durchaus gültig ist!

1. Ich glaube, daß sich die Politik der SU sich etwas verhärtet hat durch den Stalinismus, daß Lenin viel subtiler und lebendiger war in seiner Geistigkeit und auch vielleicht in seinen Methoden als die spätere Verhärtung durch den Stalinismus und das ist bis heute noch nicht überwunden worden. Ansätze dazu sind da, aber ich glaube, daß diese geistige Lebendigkeit auch durch die Technokratie, die auch in der SU um sich gegriffen hat, verloren gegangen ist. Lenin hat ja gesagt, wenn die Revolution, die Weltrevolution, die soziale Revolution nicht auch in Deutschland stattfindet, dann kann die Revolution niemals an Boden gewinnen. Aber ich weiß nicht genau. Als Gegengewicht zu dem überstarken Amerikaner ist die SU durchaus erwünscht.

2. Und vor allem als zukünftiges Gegengewicht zu China, das glaub ich schon. Es ist irgendwie beruhigend für Deutschland, daß vielleicht in 20 Jahren die SU

zwischen China ist. Es ist irgendwie ein beruhigendes Gefühl, das kann sich vielleicht ändern. Der große Kommunistenhaß wird gar nicht mehr da sein. Ich meine, wenn China Atombomben baut, und die letzte wurde ja erfolgreich gezündet, ist es doch irgendwie beruhigend, daß die SU sich mit China befassen muß. Das ist ein völlig neues Moment. Ich glaube nicht, daß die Diktatur des Proletariats von der SU so sehr verfochten wird, ich glaube, daß die SU sich auch mit Ländern arrangieren wird, aber nicht verfolgt, eine dort aufzurichten. Die Idee des Weltkommunismus, der Weltrevolution, was Lenin vertreten hat, wird von der jetzigen Regierung nicht mehr vertreten, obwohl überall infiltriert wird, also ein Kleinkrieg angefangen wird, aber ich glaube nicht, das Endziel ist es nicht.

1. Doch das ist es immer noch. Es gibt ein marxistisches Prinzip also das Ziel soll feststehen aber die Mittel sollen flexibel sein. Daran hält sich die SU heute noch.

2. Aber denk doch mal an Länder wie Österreich, das wieder zurückgegeben wurde, warum eigentlich?

1. Woran das lag, das kann ich jetzt im Einzelnen nicht sagen, aber ich glaube, daß das auch taktische Überlegungen waren der SU und meiner Ansicht nach besteht immer noch die Notwendigkeit, daß eine gewisse soziale Veränderung eintreten muß, wenn auch vielleicht nicht in diesen starren Prinzipien, die doch der historische Materialismus aufgestellt hat. Aber bei uns in der Bundesrepublik vor allen Dingen ist eine Veränderung durchaus notwendig, es ist doch eine Verhärtung eingetreten usw. Ich glaube durchaus, daß Lenin bei uns eine Rolle spielen könnte.

(Zwei Anglistik-Studenten)

Nein, irgend so ein ostdeutscher Politiker vielleicht? — Lenin — ? Der hat in Rußland gelebt und war ein Politiker. Sonst weiß ich nichts von ihm. Ich habe da keine Vorstellung. Ob er mal in München war? Weiß ich nicht, nein! Damals hab ich ja noch nicht gelebt!

(Studentin der Anglistik)

Wladimir Iljitsch Uljanow, der hat das zaristische Rußland zu einer Industrialisation gemacht. Das ist wahrscheinlich sein größtes Werk, daß Rußland heute gleichberechtigt neben Amerika steht. Er ist maßgeblich daran beteiligt gewesen, daß die marxistische Lehre in Rußland zur Staatsdoktrin erhoben worden ist. Heute müssen natürlich andere Wege beschritten werden als Lenin beschritten mußte. Die SU muß heute eine Friedenspolitik betreiben, wenn es auch für den Kommunismus keinen Frieden geben kann, denn er will ja die Weltrevolution herbeiführen, nur unterscheidet man jetzt die Wege, wie diese Revolution herbeizuführen ist. Da gibt es den friedlichen und den kriegerischen Weg und da scheiden sich die Geister in Peking und Moskau. Chruschtschow war hier maßgeblich an der Schaffung der friedlichen Koexistenz beteiligt. Ich glaube, daß die SU die

Koexistenz, die friedliche, einhalten wird, während Lenin doch meiner Meinung nach mehr kämpferische Natur war und dadurch von den Machthabern und den Genossen in Peking bevorzugt wird und gültig bleiben wird. Von Lenin hat man sich meiner Meinung nach in Rußland zu sehr entfernt. Die Revolution hat natürlich eine Menge Gefahren heraufbeschworen. Sie wissen ja, die Grenze läuft durch unser Vaterland und der Weg damals wurde begonnen von Lenin. Lenin wollte ja in Berlin das Zentrum der Weltrevolution schaffen, das ist bekannt, aber das ist nicht gelungen. Die deutschen Arbeiter machten nicht so mit, es gab nur einige Aufstände.

(Student der Slawistik)

Das ist Iljitsch. Ja, aber man kann da nicht mit fünf Worten was darüber sagen. Ich kenn mich in dem Land etwas aus. Ich habe nämlich dort ein unfreiwilliges Gastspiel bis 45 gegeben. Aber jetzt ist es ja ein ganz anderes Land wie zu der Zeit 1917 usw. Schon ein interessantes Land. Ja, das war ein großer Revolutionär, damals, wie die Dinge damals waren, da war es ihm leicht möglich auf einen Umschwung hinzuarbeiten, auf eine Revolution, als wie es vielleicht heute ihm möglich wäre. Denn die Dinge haben sich ja immerhin geändert, womit ich nicht gesagt haben will, daß es für uns das gegebene wäre. Aber immerhin waren ja zur Zeit des Zarismus recht unerfreuliche Dinge, das muß man schon sagen, die es ihm erleichtert haben.

(Taxifahrer)

III.

Na, der Lenin oder der Chruschtschow? Ja, vor 6 Wochen war ein großer Artikel in der Zeitung wie sie den durch Deutschland g'schleust haben, 18 oder 19, so in der Hoffnung für Deutschland was günstiges rauszuholen. Er war der geistige Kopf von der ganzen Revolution drüben. Der Schlechteste war's auf keinen Fall. Für Rußland war er scho guat, aber man weiß ja nicht wie die Entwicklung gegangen wäre ohne Lenin. Seine Nachfolger, seine Saat, die ist schlecht, denn diese Staaten die im Osten drüben sind, also den Leuten geht's schlecht. Der Kommunismus strebt nach wie vor die Weltherrschaft an, gleich mit welchen Mitteln, wenn die friedlichen Mittel recht san, wenn die gegeben sind, dann machen's sie so. Die kleinen Völker, die in Afrika, die streben den Sozialismus alle an und die anderen, die schon was hab'n de woll'n vom Sozialismus nichts wissen, weil sie sich sagen was mir hab'n dös hab'n wir und was wir kriegen, dös wissen wir net! Jedenfalls ist mir die Taube auf dem Dach lieber als der Spatz in der Hand. Aber wenn es so wär, wie es hing'schrieben wär, dann wären die Arbeiter 100 Prozent vielleicht schon alle Kommunisten. Denn wenn heut oder morgen wieder nichts zu verkaufen is dann kommt irgendein Brandt Willi oder ein Mende oder ein 2. Hitler wieder, der wo die Fahne trägt und wir marschieren

im Geiste mit und dann geht der Krampf wieder weiter. Dann heißt's wieder unsere Brüder und Schwestern in der Ostzone müssen wir helfen. Dann geht der Krieg wieder los. Der Arbeiter will keinen Krieg net, nur der Kapitalist!

(Arbeiter, 48 Jahre)

Ja des is der Lenin, der hat in Rußland die Revolution g'macht. Dös habens bei uns versäumt. Ich finde ja unangebracht wärs nicht, wenn de KPD wieder erlaubt wird. So wie unsere Regierung heut is, sag'n wir mal, de is doch heut wirklich nur noch für'n Unternehmer eingestellt, de nur ... Also eine Opposition hab'n wir auch keine, was ist'n de FDP, de 5 Mandl wo de sand. Da g'hört doch mindestens eine hin, die wo einen Druck ausüben kann, weil die NPD könnens ja auch net, weil des is ja der größte Haufen, wo sie drinn hab'n.

(Arbeiter, 26 Jahre)

Ich möchte mir kein Urteil über den Menschen oder seine Werke, ohne mich jetzt eingehend damit beschäftigt zu haben, erlauben. Lenin mit dem Kommunismus oder mit der kommunistischen Idee zu vereinheitlichen ist sicher nicht ganz richtig, denn in seiner Zeit hat er ja wohl sehr richtige und in vielen Punkten grundsätzlich richtige Gedanken gehabt, und die auch in seinen Werken geäußert aber die in die heutige Zeit zu bringen ist nach meinem Dafürhalten nicht mit einigen Worten getan, sondern da müßte man sich eingehender auseinandersetzen. Meiner Meinung nach würde ich sagen, daß Lenin eine positive Rolle gespielt hat, aber ob das richtig ist vermag ich gar nicht zu beurteilen, weil ich viel zu wenig davon kenne.

(Maschinenbauingenieur, 33 Jahre)

Ah von der Ostzone, der Pieck oder der Grotewohl. — Der Lenin? Der Lenin ist in der Schweiz g'wesen und ist durch Deutschland nach Rußland, 1917 rum, und dann is de russische Oktoberrevolution auf seine Initiative zustande gekommen. Ich hab' verschiedene Bücher g'resen g'habt, i war ja 8 Jahr in Rußland in G'fangenschaft. Aber sonst hab ich mich net weiters damit befaßt.

(Schlosser, 50 Jahre)

Der Mann kommt mir unbekannt vor! Ich kann keine Meinung über ihn haben, weil ich nicht weiß, was für eine Funktion er überhaupt ausgeführt hat. Is des der Lenin von Rußland? Ja mei, die Lenipolitik soll ja nicht schlecht sein, soviel ich amal davon g'hört hab, was er durchg'führt hat, aber es wird halt niemals a so durchg'führt als wie man's annimmt. Ich meine wenn der Kommunismus richtig durchg'führt werden tät, dann wär er auch in Ordnung, aber nur führt man ihn nicht a so durch. Aber der kann bald amal kommen, weil wenn unsere uns a so drücken, wie sie uns jetzt drücken, da ist der Kommunismus näher in der Aussicht als wie alles andere. Ich bin einmal vom Kommunismus davon g'rennt aber

heut nimmer, weil ich seh wie der eine alles hat und der andere hat gar nichts. Wenn einer s' Geld hat, der raffelt alles an und der andere, wenn's a so weiter machen, muß doch was kommen. Entweder es kommt Kommunismus oder es kommt was anders. Etwas wird kommen und zuschreiben müssen's sich die Großen, weil die arbeiten ja selber d'rauf hin.
(Schlosser, 54 Jahre)

Mei, Lenin, Lenin, Lenin, des ist der, der den Umsturz g'macht hat in Rußland. Er war in der Schweiz, in Deutschland und ist dann über die Schweiz nach Rußland kommen und durch den Lenin ist halt der Krieg gar g'worden in Rußland. Für die Bevölkerung ist der Lenin in Rußland einmalig, die verehren ihn ja heut noch im Vergleich zu Stalin.

(Schlosser, 45 Jahre)

Nein, weiß ich nicht! — Lenin? Der war Kommunistenführer, und so viel ich weiß ist 1904 zur KP gestoßen oder ist er das erste Mal eing'sperrt worden und hat an anderen Namen, der heißt net Lenin in Wirklichkeit und ist aus Ostsibirien und seine Frau war eine kommunistische Pädagogin, ihr Name fällt mir jetzt net ein. Von der Schweiz aus ist er über Deutschland nach Rußland und hat die Revolution entfacht, 1917, und 21 ist er g'storben, soviel ich weiß. Sein Nachfolger sollte ja Trotzki sein, der hat nämlich die Revolution g'führt, sagen wir militärisch und Stalin hat ihn danach abservieren lassen. Ich würde von Marx ausgehn, der Kommunismus, also wvens der wahre Kommunismus ist, ja, für jeden, also für die Proleten also sagen wir z. B. für dich oder für mich, der wahre Kommunismus wäre dasjenige. Der da drinnen (*er deutet mit dem Finger auf die Fabrik*) der interessiert mich ja net, für den geh ja ich in die Arbeit. Rußland hat einen sehr schweren Krieg hinter sich und nach 45 war der Aufschwung kolossal, aber bis 39 war des . . . In der heutigen SU ist das Idealbild der Lenin und der Ruß hat auch meiner Meinung nach kein Interesse am Krieg, weil er ja wissenschaftlich usw. alles vorwärtskommen und für was braucht er dann einen Krieg, den kann er ja gar nicht brauchen.

(Dreher, 43 Jahre)

Dös is a bissl sehr überraschend, eine Frage aus heiterm Himmel, nach abgespanntem Tag der Arbeit. Was soll überhaupt die Frage? Da reagier ich überhaupt net drauf, der Mann ist für mich tot und damit ist die Sache für mich erledigt. A Mensch wenn tot ist, dann laßt man ihm seine Ruh', und wenn er noch so war. Jeder Mensch hat seine guat'n und seine schlechten Seiten.
(Schlosser, 34 Jahre)

Literarische Manifeste
Vom Symbolismus bis zum Oktober

Zusammengestellt und übersetzt von Friedrich Hitler

fb: Die vorliegende Auswahl aus russischen Manifesten erscheint zum ersten Mal in deutscher Sprache. Sie ist einem von N. L. Brodskij, V. Lwow-Rogatschewskij und N. P. Sidorow herausgegebenen Sammelband (Literarische Manifeste. Vom Symbolismus bis zum Oktober, Moskau 1929) entnommen. Eine erste Ausgabe war unter demselben Titel bereits 1923 veröffentlicht worden. Jener Band enthielt noch viele der unmittelbar vor und nach der Revolution propagierten Manifeste, von denen jedoch die meisten nicht länger als eine Woche, manchmal sogar nur einen Tag, Aufsehen erregt hatten. (Die Formlibisten, Faisten, Nitschewoken u.a.m.) Die zweite Auflage nahm Materialien auf, die im weiteren Sinn den Manifesten entsprachen, nämlich Deklarationen, Resolutionen und Aufsätze verschiedener Gruppen. Programmatischen Charakters befaßten sich diese Texte mit Thesen über die Aufgaben der neuen Literatur und dem exklusiven Anspruch, die Kunst oder die Kunst der Revolution schlechthin zu vertreten. Wie in der russischen Vorlage fehlen auch in meiner Auswahl Manifeste der Formalisten. Aber „Manifeste“ der Formalisten sind ein Widerspruch in sich selbst. Bleiben die Formalisten ihrem Credo treu — Fragen der Literatur seien ausschließlich Probleme der Poetik — wäre ein Abdruck solcher Texte nichts anderes als die Variation dieses einen Satzes anhand der Untersuchungen über einzelne Werke, Schulen u. dgl. Bekanntlich haben die russischen Formalisten eine Menge wertvoller Untersuchungen und Arbeitsmethoden der Poetik entwickelt. In der Frage nach der sozialen und soziologischen Problematik der Literatur waren sie jedoch nahezu blind. Ihre Wertanalysen überzeugen oft im einzelnen, ihr Urteil über den gesellschaftlichen Charakter der Literatur oder eines einzelnen Werkes ist unerheblich; veränderte sich dieses Urteil — und das war bei den meisten russischen Formalisten der Fall — wird die Sache zu einem besonderen Problem der formalistischen Schule unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen. Mit ein oder zwei Sätzen aus Schklowskijs Aufsatz „Die Kunst als Kunstgriff“, der programmatischen Charakter hat, würde man aber weder zum Verständnis dieses Autors noch zur neuen Funktion der Literatur in der sozialistischen Gesellschaft beitragen. (Zu dieser Funktion gehört im übrigen auch die Weiterentwicklung der Poetik, was jedoch in einer anderen Arbeit gezeigt werden müßte.)

An letzter Stelle meiner Auswahl steht A. Lunatscharskijs Aufsatz „Über den sozialistischen Realismus“, der etwa Anfang der 30er Jahre für die deutsche Ausgabe der „Literaturzeitung“ geschrieben worden war und 1966 zum ersten Mal in der Zeitschrift „Sowjetliteratur“ publiziert wurde (der Abdruck erfolgt nach dieser Vorlage). Lunatscharskijs kulturpolitischer Einfluß wurde zwar in den 30er Jahren von dem A. Shdanows abgelöst, dennoch ist der Abdruck eines Beitrags von Lunatscharskij über diese nach wie vor gültige Methode in der Literatur der sozialistischen Länder damit zu begründen, daß er für die Entstehung und Formulierung des sozialistischen Realismus von weitaus größerer Bedeutung war als Shdanow. (Im übrigen verweise ich in diesem Zusammenhang auf meinen Beitrag „Manifeste, Literatur und der Große Oktober“.)

Wollten die sowjetischen Herausgeber mit den Manifesten und Deklarationen der wichtigsten Richtungen in der russischen literarischen Entwicklung einen Überblick über die „schöpferische Dialektik der literarischen Bewegung“ geben, so versuche ich hier dem deutschsprachigen Leser eine Auswahl der Auswahl zu vermitteln, die ihn mit einigen Grundfragen der Literatur und Gesellschaft in Rußland — vom Anfang des Jahrhunderts über den Beginn der neuen Epoche mit dem Oktober 1917 bis zur Formulierung des sozialistischen Realismus — vertraut macht. Die Auswahl soll nicht mehr liefern als Rohstoff, mit dem der Leser behutsam umgehen, vor allem daran denken möge, daß sich die Autoren der Manifeste über die hier festgehaltenen Äußerungen hinaus oft verändert haben. Hier kann kein fertiges Produkt der neuen Literatur geboten, lediglich ein Teilprozeß für seine Herstellung gezeigt werden, über den hierzulande mehr Vorurteile als Kenntnisse verbreitet sind. Er soll die Grundrisse eines Modells zeigen — für die Probleme der ersten sozialistischen Gesellschaft, in der zum ersten Mal das große und schwierige Experiment der neuen Zeit praktiziert wurde — den Antagonismus der Klassen auch im Bereich der Literatur zu überwinden. Das Modell soll dazu beitragen, die spezifisch sowjetrussischen Erfahrungen auf die Problematik einer jeden Klassengesellschaft umzusetzen. Hier ist viel Lernbares, vorausgesetzt, daß wir für unsere Zwecke Fehler früh erkennen, das Brauchbare und Notwendige an Einsichten benutzen, um die „neuen Formen auszuarbeiten, alte abstoßen, Varianten oder neue Kombinationen alter und neuer Formen schaffen“ (Lenin) — bei der Überwindung der kapitalistischen Klassengesellschaft, in einem speziellen und zugleich zentralen Bereich.

DER SYMBOLISMUS

Über Ursachen des Zerfalls und neue Strömungen der modernen russischen Literatur.

In der Epoche der naiven Theologie und der dogmatischen Metaphysik vermengte man ständig den Bereich des *Nichterkennbaren* mit dem Bereich des *Nichterkannten*. Die Menschen vermochten sich nicht voneinander abzugrenzen und begriffen nicht die ganze Tiefe und Hoffnungslosigkeit ihres Nichtwissens. Das mystische Gefühl drang in die Grenzen der exakten empirischen Forschungen ein und zerstörte sie. Andererseits unterjochte der grobe Materialismus dogmatischer Formen das religiöse Gefühl.

Die neueste Erkenntnistheorie errichtete einen unerschütterlichen Damm, der für alle Zeiten die feste, Menschen zugängliche Erde von dem grenzenlosen und dunklen Ozean trennte, der jenseits unserer Erkenntnis liegt.

(...) Nun ist der letzte dogmatische Schleier auf ewig zerrissen, der letzte mystische Geist erlischt. Und so stehen die zeitgenössischen Menschen, schutzlos — der unsagbaren Finsternis von Angesicht zu Angesicht, auf der Grenzlinie von Licht und Schatten, und nichts wird ihre Herzen vor der schrecklichen Kälte, die aus dem Abgrund weht, beschirmen. Wohin wir auch gehen, wie wir uns auch hinter dem Damm der wissenschaftlichen Kritik verbergen, mit unserem ganzen Wesen fühlen wir die Nähe des Geheimnisses, die Nähe des Ozeans.

Keinerlei Schutz! Wir sind frei und einsam. Mit diesem Schrecken kann sich kein geknechteter Mystizismus vergangener Jahrhunderte messen. Noch nie zuvor haben die Menschen aus ganzem Herzen die Notwendigkeit zu glauben gespürt, so wie sie mit vollem Verstand die Unmöglichkeit zu glauben begriffen haben. In dieser krankhaften, unlösbar Dissonanz, in diesem tragischen Widerspruch ebenso wie in der unerfahrenen geistigen Freiheit und im Mut der Negation liegt der eigentliche charakteristische Zug des mystischen Bedürfnisses des 19. Jahrhunderts.

Unsere Zeit muß durch zwei entgegengesetzte Charakteristika definiert werden. Es ist die Zeit des extremen *Materialismus* und damit zugleich der leidenschaftlichsten *idealen* Flüge des Geistes. Wir sind Zeugen eines großen vielsagenden Kampfes zweier Lebensanschauungen, zweier diametral entgegengesetzter Weltanschauungen. Die letzten Forderungen des religiösen Gefühls prallen mit den letzten Ergebnissen der empirischen Wissenschaften aufeinander.

Der geistige Kampf, der das 19. Jahrhundert erfüllt, mußte sich in der zeitgenössischen Literatur niederschlagen.

Der vorherrschende Geschmack der Masse ist bis heute der realistische. Der künstlerische Materialismus entspricht dem wissenschaftlichen und moralischen

Materialismus. Die vulgäre Seite der Negation, der Mangel einer höchsten idealen Kultur, die zivilisierte Barbarei inmitten grandioser Erfindungen der Technik, all das hat der Beziehung der modernen Masse zur Kunst seinen eigentümlichen Stempel aufgeprägt.

(...)

Dmitrij Mereschkowskij, 1893

Wahrheiten

Ich habe einmal ein Buch „Über die Kunst“ geschrieben. Ich anerkenne heute voll und ganz den Geist desselben, teile dagegen nicht mehr eine Reihe der darin geäußerten Ansichten. Ich bin zum Schluß gekommen, daß das Ziel des Kunstwerks nicht die Verallgemeinerung, sondern lediglich die Selbstbefriedigung und Selbsterkenntnis ist. Und das Wort ist anfänglich nicht für die Kommunikation unter Menschen, sondern zur Aufhellung des eigenen Gedankens geschaffen worden. Der ursprüngliche Mensch gab dem Gegenstand einen Namen, um ihn von nun an zu reflektieren und zu kennen. Sprache als Mittel des Gedankenaustausches ist etwas später Entstandenes, wenn auch nicht durch die Zeit sondern das Wesen der Dinge bedingt. Dementsprechend gestaltet der Dichter, damit er selber seine Gedanken und Gefühle erhelle und sie zur Genauigkeit führe (...) Was nach der Schaffung eines Gedichts geschieht, ist eine andere Sache. Es kann auch dann der Kommunikation dienen. Daraus folgt ein für alle Mal, daß alle echten Kunstschöpfungen gleichwertig sind. Es gibt keine großen und zweitrangigen Dichter, wenn sie sich auch natürlich nach ihrem Einfluß auf die Zeitgenossen, der Menge des Geschriebenen nach unterscheiden, so wie sie sich in der Farbe der Haare unterschieden haben. Soweit die Schöpfung ein echtes Kunstwerk ist, bleibt sie wertvoll, wie auch immer die in ihr berührte Stimmung sein mag. Dem Inhalt nach kann es keine würdigen und unwürdigen Kunstwerke geben, sie unterscheiden sich nur nach der Form (...) Die Auswahl aus dem Geschaffenen ist Sache des Redakteurs, des Verlegers oder Buchhändlers, jedoch nicht des Künstlers (wir sprechen nicht von der Person). Es gibt keine niedrigen Empfindungen, auch keine verlogenen. Was in mir ist, ist wahr. Nicht der Mensch ist Maß der Dinge, sondern der Augenblick. Wahr ist, was ich anerkenne, jetzt anerkenne, heute, in diesem Augenblick.

Walerij Brjussow, 1901

Elementare Worte über die symbolistische Dichtung

(...)

Wie ist die symbolistische Poesie genauer zu bestimmen? Es ist die Poesie, in der organisch und nicht gewaltsam zwei Inhalte ineinanderfließen: die geschlossene Abstraktheit und die offensichtliche Schönheit fließen ebenso leicht und natürlich ineinander wie die Wasser des Flusses mit dem Licht der Sonne an einem Som-

mermorgen ineinanderfließen. Dennoch ist trotz des verdeckten Sinns des einen oder anderen symbolischen Kunstwerks sein unmittelbarer konkreter Inhalt immer für sich selbst abgeschlossen, er besitzt in der symbolistischen Poesie eine selbständige, reich an Nuancen ausgestattete Existenz.

(...)

Konstantin Balmont, 1904

Symbolismus als Weltverständnis

(...)

Bin ich ein Dichter, so kann ich mit dem Wort *malen* (der Malerei ähnlich ist die Poesie — „*Ut pictura poesis*“ — sprach hinter dem alten Simonidas, durch den Mund des Horaz, die klassische Poetik), — und zwar so *malen*, daß die Einbildungskraft des Hörers das von mir Dargestellte mit deutlicher Plastizität des Gesehenen reproduziert, die von mir benannten Dinge in seiner Seele Erscheinungen darstellen, und zwar in ihrer sinnlich-hervorstehenden und vital-farbigen, nuanierten oder gleißenden, dynamischen oder statischen visuellen Eigentümlichkeit,

bin ich ein Dichter, so kann ich mit magischer Kraft *singen* (denn „es ist nicht genug, daß Verse schön sind: sie sollen auch noch süß sein und auf ihre Weise die Seele des Hörers anziehen, wohin sie auch mögen“, — *non satis est pulchra esse poemata, dulcia sunto et quocumque volent animum auditoris gunto*, — so sprach über diese zärtliche Gewalt die klassische Poetik durch den Mund des Horaz), — bin ich ein Dichter, so kann ich derart wohlautend und mächtig singen, daß die durch die Klänge verzauberte Seele gehorsam meinen Flöten folgt, um meine Wünsche bangt, meine Trauer trauert, in meiner Begeisterung aufflammt, und der Hörer im Gleichschlag des Herzens allen Schwingungen der musikalischen Woge entspricht, die das singende Poem trägt;

bin ich ein Dichter und Weiser, so beherrsche ich die Kenntnis der Dinge und indem ich das Herz des Hörers Lust empfinden lasse, wirke ich auf seinen Verstand ein und erziehe seinen Willen;

(...)

Die abstrakt-ästhetische Theorie und formale Poetik betrachten das Kunstwerk in sich selbst; soweit sie den Symbolismus nicht kennen. Über den Symbolismus kann man nur sprechen, wenn das Werk in seiner Beziehung zum gestaltenden und empfangenden Subjekt untersucht wird, und zwar als abgeschlossene Persönlichkeiten. Daraus folgt:

1. Der Symbolismus liegt außerhalb ästhetischer Kategorien.
2. Jedes Kunstwerk unterliegt der Bewertung vom Standpunkt des Symbolismus.
3. Der Symbolismus ist mit der Ganzheit der Persönlichkeit als dem Künstler selbst ebenso sehr wie der Persönlichkeit, die die künstlerische Offenbarung erlebt, verbunden.

Wjatscheslaw Iwanow, 1912

AKMEISMUS

Das Erbe des Symbolismus und der Akmeismus.

Für den aufmerksamen Leser ist es klar, daß der Symbolismus seinen Entwicklungskreis abgeschlossen hat und jetzt zerfällt. Und es ist klar, daß so gut wie keine symbolistischen Werke mehr erscheinen, und wenn überhaupt welche erscheinen, so sind dies äußerst schwache Werke, sogar vom Standpunkt des Symbolismus aus betrachtet; und es ist klar, daß immer häufiger Stimmen laut werden, die für eine Revision der unlängst noch unbestrittenen Werte und Reputationen plädieren, und es ist klar, daß die Futuristen, Egofuturisten und andere Hyänen mehr, die immer dem Löwen folgen, aufgetreten sind. (Anm. Der Leser soll nicht meinen, daß ich damit über allen extremen Versuchen der zeitgenössischen Kunst das Kreuz mache. N. G.)

An die Stelle des Symbolismus ist eine neue Richtung getreten, wie man sie nun auch bezeichnen will, sei es Akmeismus (abgeleitet von *acme*, die höchste Stufe von einer Sache, Blüte, Blütezeit), sei es Adamismus (eine männlich feste und klare Lebensanschauung), in jedem Fall eine Richtung, die mehr Gleichgewicht der Kräfte verlangt und eine genauere Kenntnis der Beziehung zwischen Subjekt und Objekt als das bisher im Symbolismus der Fall gewesen ist. Dennoch muß diese Strömung das Erbe des Vorgängers übernehmen und auf alle von ihm gestellten Fragen antworten, wenn sie sich in aller Fülle bestätigen und ein würdiger Nachfolger werden will. Der Ruhm der Väter verpflichtet, und der Symbolismus war ein würdiger Vater.

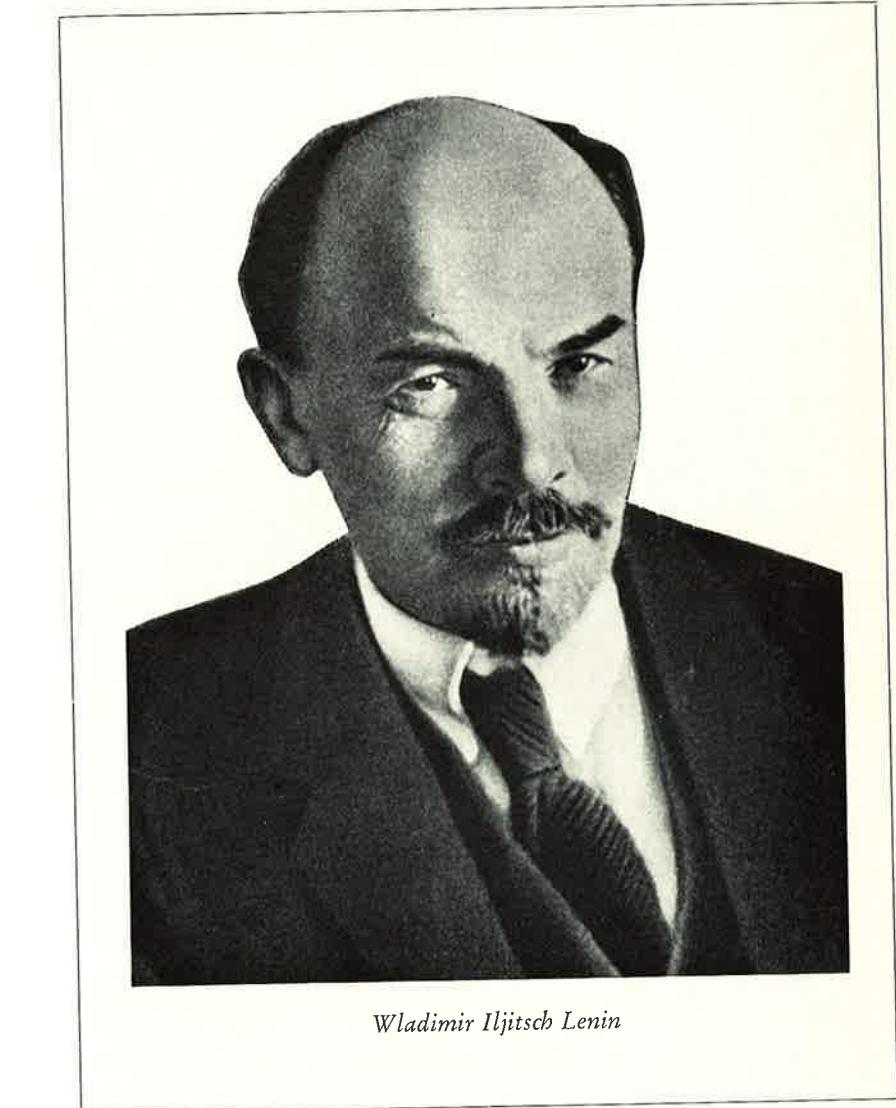
(...)

Man muß immer des Nichterkennbaren gedenken, aber seinen Gedanken nicht durch mehr oder weniger wahrscheinliche Rätsel beleidigen — das ist das Prinzip des Akmeismus. Das heißt nicht, er versage sich das Recht, die Seele in den Momenten darzustellen, wenn sie erregt ist und sich dem anderen nähert; aber dann soll sie auch nur erregt sein. Selbstverständlich bleibt die Erkenntnis Gottes, die schöne Dame der Theologie auf ihrem Thron, die Akmeisten wollen sie weder auf die Stufen der Literatur herabführen, noch die Literatur in ihre diamantene Kälte erheben. Was Engel, Dämonen, elementare und andere Geister betrifft, so gehören sie zum Material der Künstler und sollten nicht mehr die anderen von den Künstlern benutzten Bilder an Erdenschwere überwiegen.

Nikolai Gumiljow, 1913

Der Morgen des Akmeismus

Bei der kolossalen emotionalen Erregung, die mit Kunstwerken verbunden ist, wäre es wünschenswert, daß sich alle Gespräche über die Kunst durch äußerste Zurückhaltung auszeichneten. Für die überwiegende Mehrheit ist das Kunstwerk



Wladimir Iljitsch Lenin



W. Majakowski

lediglich deshalb verführerisch, weil in ihm die Weltanschauung des Künstlers durchscheint. Dabei ist doch die Weltanschauung für den Künstler Waffe und Mittel, wie der Hammer in den Händen des Maurers, und das einzig Reale ist das Werk selbst.

Existieren — das ist der höchste Ehrgeiz des Künstlers. Er will kein anderes Paradies als das Sein, und wenn man ihm von der Wirklichkeit erzählt, kann er nur bitter auflachen, denn er kennt die endlos überzeugendere Wirklichkeit der Kunst. Das Schauspiel des Mathematikers, der, ohne nachzudenken, in ein Quadrat irgendeine zehnfache Zahl einfügt, erfüllt uns mit einem Staunen. Aber allzuoft verlieren wir aus dem Auge, daß der Dichter eine Erscheinung auf eine zehnfache Stufe erhebt und die bescheidene Äußerlichkeit des Kunstwerks täuscht uns nicht selten hinsichtlich der ungeheuerlich verdichteten Realität, über die es verfügt. Diese Realität ist in der Poesie das Wort als solches. Jetzt beispielsweise, während ich meinen Gedanken möglichst genau, doch keineswegs in poetischer Form darlege, spreche ich im wesentlichen mit Bewußtsein, nicht aber mit dem Wort. Taubstumme verstehen einander ausgezeichnet, und Eisenbahnsignale erfüllen eine höchst komplizierte Funktion, ohne daß sie die Hilfe des Wortes beanspruchen. Auf diese Weise muß man, wenn es einen Sinn haben soll, mit dem Inhalt zu rechnen, all das übrige, was im Wort ist, als einfaches mechanisches Anhängsel betrachten, das lediglich die rasche Weitergabe des Gedankens erschwert. Langsam ist es entstanden „das Wort als solches“. Allmählich, eines nach dem anderen, sind alle Elemente des Wortes in den Begriff der Form eingegangen, nur der bewußte Gedanke, der Logos, wird bis heute fehlerhafterweise und willkürlich zum Inhalt gerechnet. Von dieser unbrauchbaren Ehrbezeugung kann Logos nur verlieren; Logos fordert nur die Gleichberechtigung mit den anderen Elementen des Wortes. Der Futurist, der mit dem bewußten Gedanken nicht zurecht gekommen ist, als dem Material des Werkes, hat es leichtsinnigerweiser über Bord geworfen und damit dem Wesen nach den groben Fehler seiner Vorgänger wiederholt.

Für die Akmeisten ist der bewußte Sinn des Wortes, der Logos, eine ebenso schöne Form wie die Musik für die Symbolisten. Und wenn das Wort als solches bei den Futuristen noch auf allen vieren kriecht, so hat es im Akmeismus zum ersten Mal eine vertikale Position eingenommen und tritt in die Steinzeit seiner Existenz ein.

(...)
Ossip Mandelstam, 1919

FUTURISMUS

1) Kubofuturismus

Eine Ohrfeige dem allgemeinen Geschmack.

Den Lesern unser Neues Erstes Unerwartetes.

Nur wir sind das *Gesicht unserer Zeit*. Das Horn der Zeit bläst durch uns in der Wortkunst.

Die Vergangenheit ist eng. Die Akademie und Puschkin sind unverständlich als Hieroglyphen. Werft Puschkin, Dostojewskij, Tolstoj und so weiter und sofort vom Dampfer der Gegenwart. Wer seine *erste* Liebe nicht vergißt, wird seine letzte nicht erkennen. Wer wird zutraulich seine letzte Liebe der parfümierten Unzucht eines Balmont hingeben? Sind etwa in ihr die Widerspiegelungen der mutigen Seele des heutigen Tages? Wer wird feige davor zurückschrecken, den papierenen Harnisch vom schwarzen Frack des Kriegers Brjussow abzuziehen? Oder sind auf ihnen die Morgenröten unbekannter Schönheiten? Wascht eure Hände von dem schmutzigen Schleim der Bücher sauber, die von diesen unzähligen Leonid Andrejews geschrieben wurden. All diese Maxim Gorkijs, Kuprins, Bloks, Sologubs, Remisows, Awertschenkos, Tschernyjs, Kusmins, Bunins und soweiter und sofort brauchen nur eine Datscha am Fluß. Schneidern verleiht das Schicksal eine solche Belohnung.

Aus Wolkenkratzerhöhe blicken wir auf ihre Nichtigkeit!

Wir befehlen die Rechte der Dichter zu respektieren:

1. Auf die Vermehrung des Wörterbuchs des Dichters in seinem Volumen nach bewußten und abgeleiteten Wörtern (das Wort als Novität).
2. Einen unversöhnlichen Haß gegen die bisher existierende Sprache.
3. Mit Schrecken den Kranz billigen Ruhms, den ihr aus Klettenruten gemacht habt, von unserer stolzen Stirn zu entfernen.
4. Auf dem Eisblock des Wortes „wir“ inmitten eines Meeres von Pfiffen und Unwillen zu stehen.

Und sollte bis heute in unseren Zeilen die schmutzigen Zeichen eures „Gesunden Menschenverstands“ und „Guten Geschmacks“ übriggeblieben sein, so bebt auf ihnen doch schon zum ersten Mal das Wetterleuchten der Neuen kommenden Schönheit des Eigenständigen (selbstgedrechselten) Wortes.

David Burljuk. Alexander Krutschonnych. Wladimir Majakowskij. Viktor Chlebnikow. 1912.

Die Posaune der Marsianer.

(...)

Die ganze Industrie des gegenwärtigen Erdballs ist vom Standpunkt der Erfinder selbst ein Diebstahl (Sprache und Sitten der Erfinder) beim ersten Erfinder Gaus. Er entwickelte die Lehre vom Blitz, aber er hatte zu seinen Lebzeiten nicht

ganze 150 Rubel im Jahr für seine wissenschaftlichen Arbeiten. Mit Denkmälern und Aufsätzen des Lobes versucht ihr die Freude des vollkommenen Diebstahls zu heiligen und das Knurren des Gewissens zu mäßigen, das sich mißtrauisch in eurem wormähnlichen Auswuchs befindet. Als wäre es euer Banner — Puschkin und Lermontow waren einst von euch totgeschlagen worden, wie tollwütige Hunde außerhalb der Stadt, auf dem Feld...

Und wir? Der kämpferische Trupp der Erfinder?

Hier sind eure Siege. Dicke Bücher ließen sich damit vollschreiben.

Deshalb trennen sich auch die Erfinder in vollem Bewußtsein ihrer besonderen Art, anderer Sitten und besonderer Mission von den Aneignern in dem unabhängigen Staat der *Zeit* (bar des Raumes) ab und errichten zwischen sich und den anderen eiserne Stäbe. Die Zukunft wird entscheiden, wer sich plötzlich in der Tierschau befinden wird — die Erfinder oder die Aneigner. Und wer dann mit den Zähnen am Feuerhaken nagen wird.

V. Chlebnikow, 1915

2) Egofuturismus

(...)

Die Menschen, die die Kunst und das Leben in eine Fresserei verwandelt haben, drehen sich mühevoll im Kreis der abgetackelten und sie verschreckenden Mähre der Kunst (und sodann auch der des Lebens), doch der Sauerstoff und die stimulierenden Arzneien beschleunigen bloß ihren Todesmoment.

Einer jeden Kunst schmeichelt das Einnehmen der letzten Luft und schon im Vorhof des Todes hat noch keine einzige Mazurkakehle geschrrien:

— Ich, nur ich, habe als erster den letzten Funken Lebens angenommen. Ich! Ich! ! Ich habe die letzte Stufe bewegt, ich habe die Fallreeps von der Galeere des Gestern auf das Aeroplan des Heute geworfen ... Ich !!!

Das Wort ist an seine Grenze gekommen. Es ist bis zur Vollkommenheit verfeinert. Der verworrene Knäuel menschlicher Psycho-Perturbationen entwirrt sich kindlich einfach auf der Spule der zeitgenössischen Wortfeile.

Der unkomplizierte Mensch des Tages hat das Wort der Umgangssprache durch Klischeesätze ersetzt. Zu seiner Verfügung stehen eine Menge von Sprachen, von „toten“ und „lebendigen“ mit schwierigen buchstaben-syntaktischen Gesetzen anstelle der einfachen Schriftzeichen des Ursprungs.

Als der Mensch allein war, brauchte er keine Mittel der Verbindung mit den übrigen ihm ähnlichen Wesen. Der Mensch „sprach“ nur mit Gott und das war das sogenannte „Paradies“. Niemand kennt diese Zeit, aber wir wissen nicht, ob wir sie künftig auch nicht wissen werden.

Dem Menschen sind Erde, Wasser und das Festland zugänglich, aber nicht gänzlich. Wenn sie sich in aller Fülle enthüllen und das Unbekannte, von dem Schwert der Erkenntnis durchdrungen, fällt, vielleicht wird dann zum Menschen „die verlorene Unschuld“ zurückkehren.

Solange wir kollektive Wesen, Mitbewohner sind, ist uns das Wort unersetztlich. Wenn ein jedes Wesen sich in ein einheitlich vereinigtes EGO verwandelt, dann werden die Wörter mechanisch abgestoßen. Allein braucht man keine Kommunikation mit anderen.

(...)

Wie ist das mehrdeutige Wort „Ego-Futurismus“ zu begreifen? Wie kann man dieses breite „Ich — die Zukunft“ erfassen? Unseren Kritikern paßt es gut ins Konzept, es etwa so aufzufassen, wie „Man-wird-mich-in-der-Zukunft-schätzen-und-anerkennen“, „Meine-Zukunft-liegt-vor-mir“. Und dennoch — warum gehört gerade den Ego-Futuristen die Zukunft? Jedes Individuum wird doch in der Zukunft leben müssen, um schon gar nicht vom Künstler zu sprechen.

Offenkundig „leben“ alle „Leben“ durch die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft. In der Vergangenheit gibt es kein Leben. Damit lebt man nicht, hier ist ausgelebt. Der Gegenwart lebt die bourgeoise Lethargie inne, das im täglichen Umgang sogenannte ruhige, vernünftige Leben.

Trotzdem wird vielleicht auch auf dem Friedhof der Vergangenheit und auf dem Sumpf der Gegenwart die Zukunft in ihren hellen, ungesunden, gefährlichen Feuern aufleuchten.

(...)

I. W. Ignatjew, 1913

Der Fehdehandschuh den Kubo-Futuristen.

(...)

Indem wir den Kubo-Futuristen den Fehdehandschuh hinwerfen, können wir nicht umhin, es zu bedauern, daß unsere Gegner die elementare Logik nicht beherrschen, sich schlecht darin zurechtfinden, was das Wesen des poetischen Materials ist und während sie dabei sind, jene „vom Dampfer der Gegenwart zu werfen“, die bisher die Steuermannen waren, sind sie nicht imstande, sich nach den Sternen zu orientieren und erfassen nicht Struktur und Zweck des einfachsten aller Instrumente der Seefahrt — den Kompaß.

M. Rossijanskij, 1913

IMAGINISMUS

Deklaration.

Ihr — Dichter, Maler, Regisseure, Musiker, Prosaiker. Ihr — Juweliere der Geste, Zuträger von Farbe und Linie, Steinschleifer des Wortes.

Ihr, Tagelöhner der Schönheit, Händler echter Strophen, Akte und Bilder.

Wir schämen uns, schämen und freuen uns im Bewußtsein, daß wir euch heute eine alte Wahrheit zurufen müssen. Aber was tun, wenn ihr sie selbst nicht ausgerufen habt? Diese Wahrheit ist kurz wie die Liebe einer Frau, genau wie eine

Apothekerwaage und hell wie eine stählerne elektrische Lampe. Das Kind ist tot, der Schreier von zehn Jahren (1909 geboren, gestorben 1919). Verreckt ist er, der Futurismus. Laßt es uns freundschaftlicher ausrufen: Tod dem Futurismus durch die Zukunft. Der Akademismus der futuristischen Dogmatiker verstopft wie Watte allem Jungen die Ohren. Durch den Futurismus verliert das Leben seinen Glanz.

Oh, frohlockt nicht, ihr kahlköpfigen Symbolisten, und ihr rührend-naiven Passéisten. Nicht hinter den Futurismus zurück sondern über seinen Leichnam vorwärts und vorwärts, linker und linker rufen wir laut aus.

Widerwärtig, ekelhaft wird es uns vor der Tatsache, daß die ganze Jugend, die suchen sollte, sich an den fleischigen und massiven Brustwarzen des Futurismus eingerichtet hat, dieser Städterin, die — ihre stürmischen Jahre vergessend — zum „guten Ton“, zum Privilegium der Dilettanten wurde. Ach ihr, die ihr nach uns die nicht ausgetretenen Wege und Kreuzwege der Kunst betreten werdet, die asphaltierten Prospekte des Wortes, der Geste, der Farbe. Wißt ihr denn, was der Futurismus ist: eine Barfüßerin der Kunst, das Nietzscheanertum der Form, die zeitgenössisch maskierte Nadsonsentimentalität.¹

Uns kommt es lächerlich vor, wenn man vom Inhalt der Kunst spricht. Man muß lange studieren, um ein Analphabet zu sein und zu fordern: „Schreib über die Stadt“.

Das Thema, der Inhalt — der Blinddarm der Kunst — darf nicht wie ein Leistenbruch aus den Werken herausstehen. Und nur dies praktizierte der Futurismus, so daß hinter all seinen Sorgen um die Form — denn er wollte dem Parnaß und den Symbolisten nicht zurückstehen — von der Form geredet und doch nur an den Inhalt gedacht wurde. Seine gesamte Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, um möglichst „städtisch“ zu sein. Und nun ist die Stunde der Abrechnung gekommen. Die Kunst, die auf dem Inhalt aufbaute, die Kunst, die sich auf die Intuition stützte (diese Rente für Dumme sollte annulliert werden), die Kunst, die von Gewohnheit umrahmt ist, müßte vor Hysterie zugrunde gehen. Oh, diese Hysterie läßt den Futurismus schon lange faulen. Ihr Dummköpfe und Nachahmer, Plagiatoren und Integrierte, habt diesen Prozeß noch nicht bemerkt. Ihr habt den Eiter der Verzweiflung nicht gesehen und erst jetzt, nachdem beim Futurismus die Nase der Neuheit durchgefalloen ist, habt ihr euch, der Teufel sollte euch holen, die Muße genommen, Umschau zu halten.

Der Futurismus rief von Sonne und Freude, aber er war finster und mürrisch. Das Großhandelslager von Tragismus und Schmerz. Unter den Augen entstanden Schwülen vor Schmerz.

Der Futurismus, der zur Harlekinade aufgerufen hatte, gelangte zur winterlichen Mystik und zum Mysterium der Stadt. Wir sagen euch ehrlich: noch nie-

¹ Nadson, S. J.: Erfolgreicher Lyriker der 80er Jahre. Die Reaktion wütete und die Schöneister ergaben sich dem Weltschmerz der verletzten Seele.

mals war die Kunst dem Naturalismus so nahe und dem Realismus so fern, wie jetzt, in der Periode des tertiären Futurismus. Die Poesie: die überspannte Nörglerei Majakowskis, die poetische Schamlosigkeit Krutschonnychs und Burljuks, in der kubistischen Malerei Übersetzungen Picassos in die Sprache einheimischer Espen, im Theater eine Feige, in der Prosa eine Null, in der Musik zwei Nullen (00 — frei).

Ihr, die ihr noch zu hören wagt, die aus Gewohnheit zu „Fühlen“ das Denken nicht verlernt habt, laßt uns vergessen, daß es den Futurismus gegeben hat, ebenso wie wir die Existenz der Naturalisten, Dekadenten, Romantiker, Klassiker, Impressionisten und des restlichen Unsinns vergessen haben. Zur Teufelsmutter mit diesem ganzen Gallimathias.

Aus 42-Zentimeter-Kehlen auf der festen Lafette muskulöser Logik rufen wir, eine Gruppe von Imaginisten, euch unsere Befehle zu.

Wir, die wirklichen Arbeiter der Kunst, wir, die das Bild polieren, die die Form vom Staub des Inhalts besser reinigen als ein Straßenschuhputzer, wir behaupten, daß das einzige Gesetz der Kunst die einzige und unvergleichliche Methode, die Herausbildung des Lebens durch das Bild und die Rhythmik der Bilder besteht. Oh ihr, hört ihr in unseren Werken das Freimachen der Bilder.

Das Bild und nur das Bild. Das Bild — durch Stufen von Analogien, Parallelismen, des Vergleichs, der Gegenüberstellung, geschlossene und offene Epitheta, Beilagen polithematischer Mehretagenstruktur — das ist das Produktionsinstrument des Meisters der Kunst. Jegliche andere Kunst ist eine Beilage zum „Acker“. Nur das Bild durchzieht wie Naphthalin das Kunstwerk und rettet es von der Motte der Zeit. Das Bild ist der Panzer der Zeile. Das Bild ist die Panzerung des Gemäldes. Das Bild ist die Festungsartillerie der theatralischen Handlung.

Jeder Inhalt im Kunstwerk ist ebenso dumm und unsinnig wie aufgeklebte Zeitungsausschnitte auf Gemälden. Wir verkünden die genaueste und klarste Trennung der einen Kunst von der anderen, wir verteidigen die Differenzierung der Künste. Wir schlagen nicht vor, die Stadt, das Dorf, unser Jahrhundert und vergangene Jahrhunderte darzustellen, das gehört alles zum Inhalt, das interessiert uns nicht, das analysieren die Kritiker. Teile mit, was du willst, aber durch die moderne Rhythmik der Bilder. Wir sagen moderne, weil wir die Vergangene nicht kennen, hier wären wir Profane, fast ebenso wie die ergraute Passéisten. Wir akzeptieren alle Vorwürfe mit kategorischer Freude im voraus — daß unsere Kunst zerebral und erdacht ist, im Schweiß der Arbeit entsteht. Oh, ein größeres Kompliment könnetet ihr, ihr Sonderlinge, uns gar nicht machen. Ja, wir sind stolz darauf, daß unser Kopf dem Herzen — diesem kapriziösen Buben nicht unterworfen ist. Und wir vermuten, daß wir keinen besonderen Grund haben es zu verleugnen, sollten wir in unserem Schädel Hirn haben. Unser Herz und unsere Sensibilität bewahren wir uns fürs Leben, und in das freie Werk treten wir nicht als naiv Rätselnde, sondern als weise Verstehende ein. Die Rolle der Kolumbusse aus Mangel an geographischen Karten liegt uns nicht.

Uneingeschränkt und imperativ bestätigen wir folgende Materialien für die Schaffenden.

Der Dichter arbeitet mit dem Wort, das nur in seiner bildhaften Bedeutung zu benutzen ist. Wir wollen nicht wie die Futuristen das Publikum zum Narren halten und ein Patent für die Wortkunst verkünden, das Neue und so weiter, denn das ist die Verpflichtung eines jeden Dichters, zu welcher Schule er gehören mag.

Der Prosaist unterscheidet sich vom Dichter nur durch die Rhythmik seiner Arbeit.

Dem Maler die Farbe, die in Spiegeln (der Vitrinen oder Seen) gebrochene Faktur.

Jedes Aufkleben nebенächlicher Gegenstände verwandelt das Gemälde in einen Mischmasch.

Der Schauspieler soll daran denken, daß das Theater keine Inszenierungsstätte der Literatur ist. Dem Theater das Bild der Bewegung. Dem Theater die Befreiung von der Musik, der Literatur und Malerei. Dem Bildhauer das Relief. Dem Musiker ... dem Musiker nichts, denn die Musiker sind noch nicht einmal bis zum Futurismus vorgestoßen. In der Tat — Musiker sind professionelle Passéisten.

Bemerkt es, wie glücklich wir sind. Wir haben keine Philosophie. Wir stellen keine Logik der Gedanken heraus. Die Logik der Überzeugung ist die allerstärkste.

Wir sind nicht nur überzeugt, daß wir als einzige auf dem richtigen Weg sind, wir wissen es. Wenn wir nicht zur Zerstörung des Alten aufrufen, dann nur deshalb, weil wir uns mit dem Wegschaffen von Müll nicht beschäftigen. Dafür gibt es Leichenfledderer, die Schakale des Futurismus. In unseren Tagen der kalten Wohnungen kann nur die Hitze unserer Werke die Seelen der Leser und Zuschauer erwärmen. Ihnen, den Paten der Kunst, schenken wir mit Freude die ganze Intuition der Wahrnehmung. Wir können uns sogar soweit herablassen, daß wir dir, verwirrter und noch unfähiger Leser, etwas später, wenn du herangewachsen und klüger geworden bist, erlauben, mit uns sogar zu streiten.

Von ganzer Seele, so wie von der Lebensmittelkarte der Kunst, schneiden wir den Frühlingskupon des Mai ab. Und wer am intensivsten lebt, wer nach den ersten beiden Kategorien lebt, wird Vieles auf unser Manifest hin erhalten.

Wenn einer nicht faul sein sollte, so mag er die Philosophie des Imaginismus schreiben — erkläre er mit ixbeliebiger Tiefe den Fakt unseres Erscheinens. Wir wissen es nicht; vielleicht röhrt es daher, daß es gestern in Mexiko geregnet hat, vielleicht daher, daß bei ihnen im vergangenen Jahr die Seele ein Junges geworfen hat oder aus irgendeinem anderen Grund; doch der Imaginismus mußte erscheinen, und wir sind stolz, seine Waffenträger zu sein, daß er durch uns, wie durch Plakate, mit euch spricht.

Die vorderste Linie der Imaginisten.

Die Dichter: Sergej Jessenin, Rjurik Inew, Anatolij Mariengoff, Vadim Scherschenewitsch.

Die Maler: Boris Erdman, Georgij Jakulow.
Musiker, Bildhauer und andere: au?
1919.

PROLETKULT

Das Proletariat und die Kunst

1. Die Kunst organisiert mit dem Mittel lebendiger Bilder die soziale Erfahrung nicht nur in der Sphäre der Erkenntnis, sondern ebenso in der Sphäre des Gefühls und der Bestrebungen. Die Folge davon ist, daß sie das mächtigste Instrument der Organisation kollektiver Kräfte ist, in einer Klassengesellschaft die der Klassenkräfte.

2. Das Proletariat braucht notwendig seine Kunst der Klasse für die Organisation seiner Kräfte in der sozialen Arbeit, im sozialen Kampf und Aufbau. Der Geist dieser Kunst ist ein werktätiger Kollektivismus: sie begreift und wieder spiegelt die Welt vom Standpunkt des werktätigen Kollektivs und drückt die Verbindung seines Gefühls, seines kämpferischen und schöpferischen Willens aus.

3. Die Schätze der alten Kunst dürfen nicht passiv aufgenommen werden: damit würde man die Arbeiterklasse im Kulturgeist der herrschenden Klassen erziehen und zugleich im Geist der Unterwerfung gegenüber der von ihnen geschaffenen Lebensordnung. Die Schätze der alten Kunst müssen vom Proletariat kritisch durchleuchtet und neu interpretiert werden, um die ihnen innenwohnenden, verdeckten kollektiven Grundlagen und ihr Organisationsprinzip aufzudecken. Erst dann werden sie zum wertvollen Erbe für das Proletariat, eine Waffe im Kampf gegen jene alte Welt, die die Schätze selbst geschaffen hat und sie werden ein Instrument beim Aufbau der neuen Welt. Die Vermittlung dieses künstlerischen Erbes muß die proletarische Kritik übernehmen.

4. Alle Organisationen, alle Institutionen, die der Entwicklung der neuen Kunst und Kritik gewidmet sind, müssen auf der kameradschaftlichen Zusammenarbeit basieren, die ihre Funktionäre unmittelbar in der Richtung des sozialistischen Ideals erzieht.

Eine von A. Bogdanow auf der Ersten Allrussischen Konferenz Proletarischer Kulturorganisationen vorgelegte Resolution, die bei einer Stimmenthaltung einstimmig angenommen wurde.

20. September 1918.

Das Internationale Büro des Proletkults.

Beim 2. Kongress der III. Internationale wurde nach einzelnen Beratungen mit den Delegierten verschiedener Länder und nach offiziellen gemeinsamen Sitzungen ein Provisorisches Büro des Proletkults organisiert.

(...)

Die erste Aufgabe des Büros ist die Verbreitung der Prinzipien der proletarischen Kultur, die Gründung einer Organisation des Proletkults in allen Ländern und die Vorbereitung eines Internationalen Kongresses des Proletkults. Das Internationale Büro des Proletkults verabschiedete eine Grußadresse an die Arbeiter aller Länder mit der Überschrift „An die proletarischen Brüder aller Länder“.

„Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“

An die proletarischen Brüder aller Länder.

Das Proletariat ergreift die Macht nicht um ihrer selbst willen. Im Gegenteil, sein Endziel ist die Vernichtung jedes Staates, und der Macht bedient es sich lediglich deshalb, um auf dem Wege der Abschaffung der Klassenbarrieren zwischen den Menschen die Bedingungen für eine reine Gesellschaftlichkeit mit der völligen Negierung der Herrschaft des Menschen über den Menschen zu schaffen.

Aber es ergreift nicht die Macht für die Einrichtung eines wirtschaftlichen Wohlstandes. Der Mensch lebt nicht nur, um sein materielles Dasein einzurichten. Das materielle Dasein ist nur die Voraussetzung für die Sphären der menschlichen Tätigkeit, in denen er das höchste und schöpferische Glück für die höchsten Formen der kulturellen Tätigkeit gewinnen kann.

Der halbbürgerliche Ökonom Hobson hat diesen Gedanken großartig formuliert. Er sagte: „So wie die Art des Gehens oder die Handschrift sich allmählich mechanisieren werden und der Mensch sich von der Notwendigkeit befreien wird, ihnen seine Aufmerksamkeit zu schenken, genauso wird einmal die ökonomische Tätigkeit in die Kelleretagen der Kultur herabgeführt werden und nahezu vollkommen auf den stählernen Schultern der Maschine ruhen. Der Mensch wird in der Sphäre des wissenschaftlichen, künstlerischen und moralischen Schaffens bleiben.“

Dies hatte Friedrich Engels im Sinn, der ökonomische Materialist, als er vom Sprung aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit sprach; dies bedeutet auch die soziale Revolution.

Doch wenn diese Gedanken nicht gänzlich der Zukunft für die Vollendung der sozialen Revolution zugeschrieben, dann müssen sie natürlich für ihre ersten Etappen mit einer bestimmten Begrenzung angewandt werden. Hier ist der Kampf um die Macht, einschließlich des Bürgerkriegs, die allererste Aufgabe, und ohne sie gelöst zu haben, wäre es ein unverzeihlicher Fehler, die vorrangige Aufmerksamkeit anderen, nachfolgenden Aufgaben zu widmen.

Aber undenkbar wäre es, den Bürgerkrieg zu führen, ohne gleichzeitig einige ökonomische Aufgaben gelöst zu haben, denn Krieg und Wirtschaft sind unzertrennlich ineinander verschlungen.

Das betrifft auch die Front der proletarischen Kultur. Man darf sie auch nicht sogar in dem Moment des Höhepunkts beim blutigen Streit um die Behauptung der proletarischen Macht vergessen. Ebenso wie es außerhalb bestimmter ökonomischer Umstände unmöglich wäre, den Krieg zu führen, so ist es genauso unmöglich, die Welt der Bourgeoisie endgültig zu zerstören, ohne den Kampf um eine proletarische Kultur zu führen. Die Klassentrennung der Gesellschaft läßt sich nicht liquidieren, ohne daß die individualistische Kultur überwunden wird.

Die politische und ökonomische Befreiung der proletarischen Massen ist die Bedingung für die geistige Befreiung.

Kraft der historischen Entwicklung ist das Proletariat an sein Endziel, den Weltkommunismus herangegangen — auf dem Weg des politischen und ökonomischen Kampfes.

Jetzt formiert sich mit historischer Notwendigkeit die neue Arbeiterfront des Kampfes, die revolutionär-schöpferische Front der Kultur.

Dabei wollen wir uns als wissenschaftliche Sozialisten darum bemühen, ein dauerhaftes Fundament der geistigen Entwicklung der Massen zu legen.

Die Bewegung für eine proletarische Kultur muß von kämpferischem, kommunistischem Geist durchdrungen sein und dem Proletariat die Möglichkeit geben, ein Maximum an schöpferischer Aktivität zu entwickeln. Sein Ziel ist die Ausrüstung der Arbeiterklasse mit neuem Wissen, die Organisation ihres Gefühls mit Hilfe der neuen Kunst und die Umbildung ihrer Lebensbeziehungen in einem neuen Geist, einem wahrhaft proletarischen und kommunistischen.

Man darf alte Literaten und Künstler, die auf die eine oder andere Weise das bürgerliche Publikum bedient hatten, nicht zwingen, Träger der proletarischen Kultur zu sein; all das wäre eine Verfälschung. Wenn wir hinsichtlich der relativ wichtigen Aufgabe eine möglichst schnelle Entwicklung der Selbstorganisation der Emotionen der proletarischen Kunst akzeptieren, so kann das vom Proletariat selbst ausgeführt werden: es soll seine Gelehrten, Schriftsteller, Dichter, Künstler, Artisten usw. hervorbringen.

In seinem Kampf um die neue proletarische Kultur eignet sich das Proletariat natürlich das ganze Kulturgut der Vergangenheit und Gegenwart an; allen Früchten der alten Kultur gegenüber verhält es sich kritisch, es ergreift sie nicht wie ein gehorsamer Schüler, sondern wie ein Baumeister, der dazu aufgerufen ist, auf dem Boden der kommunistischen Wirtschaft und genossenschaftlicher Beziehungen in kollektiver Arbeit und im Kampf ein neues Gebäude zu errichten. Deshalb hatte auch beispielsweise Rußland in den schweren Jahren seines Ringers ein bestimmtes Maß an Aufmerksamkeit und Kräften dem ökonomischen und kulturellen Aufbau — in seiner ganzen Breite gesehen — widmen müssen.

Dabei war es möglich gewesen, sich einfach um die feinsten Formen der Kultur, Literatur und Kunst herumzudrücken — wie vom Luxus für eine so schwere Zeit, wie von Blumen und Früchten, die erst in einem beträchtlich viel späteren proletarischen Sommer auftreten werden.

Nein! Die Kunst — das Gedicht, der Roman, das Lied, das musikalische Werk, das Stück des Proletariats sind Agitationsmittel von kolossaler Kraft. Die Kunst organisiert das Gefühl ebenso wie die ideelle Propaganda die Idee. Die Gefühle bestimmen den Willen mit einer nicht geringeren Kraft als die Ideen.

Am Vorabend der Oktoberrevolution wurde die erste Konferenz der proletarischen Kulturorganisationen einberufen, und es wurde die Organisationsgrundlage — der sogenannte Proletkult — festgelegt.

Der Proletkult hat eine große Entwicklung genommen als eine neue Form der Arbeiterbewegung, sobald das Proletariat in dem gigantischen Land die Macht übernommen hatte. Die Zahlen in dieser Hinsicht sprechen in höchstem Grad für sich selbst. Die Zahl der Arbeiter, die in den dem russischen Proletkult angegliederten Proletkultern Russlands organisiert sind, ist nicht weniger als 400 000; davon haben sich 80 000 nicht nur der Bewegung angeschlossen, sondern beteiligen sich real in den verschiedenen Studios.

Der Staat, der den Proletkulten keinerlei Beschränkungen auferlegt, weiß ihre unzweifelhafte Selbständigkeit und Eigeninitiative sehr zu schätzen und hilft ihnen auf breiter Basis.

Der Proletkult gibt 15 Zeitschriften in Russland heraus; er hat bis zu 10 Millionen Exemplare seiner Literatur, die ausschließlich der Feder proletarischer Schriftsteller entstammen, herausgegeben, ebenso wie etwa 3 Millionen Exemplare von Musikwerken verschiedener Bezeichnungen, die das Arbeitsprodukt proletarischer Komponisten sind. Es sind auch proletarische Maler und Artisten in Erscheinung getreten.

Das russische Proletariat, das in der ersten Zeit im frühen Frühling seiner Revolution eine neue Waffe des Kampfes mit der bürgerlichen Welt geschmiedet hat, ruft seine europäischen Genossen dazu auf, in dieser Hinsicht denselben Weg einzuschlagen. Die Proletarier Europas stehen, was die Bildung betrifft, auf einer höheren Stufe der Entwicklung als die russischen Genossen, und in den Ländern des Westens kann sich die proletarische Kultur in einer noch prachtvoller Blüte entfalten. Es geht hier jedoch nicht um Konkurrenz, sondern um gegenseitige Hilfe, um den brüderlichen Aufbau des hohen Gebäudes der sozialistischen Kultur.

Das Zentralkomitee des Allrussischen Proletkults benutzt den Zusammentritt des 2. Kongresses der III. Internationale in Moskau und gründet mit einer Gruppe Kongreßdelegierter, ein Provisorisches Internationales Büro des Proletkults mit einem Exekutivkomitee.

Das Exekutivkomitee wendet sich an die Proletarier aller Länder mit dem Vorschlag, in jedem Land eine Konferenz durchzuführen, die der proletarischen Kul-

tur gewidmet ist, diese Frage in der Presse und öffentlichen Versammlungen zu diskutieren, mit der Organisation eines weiten Netzes des Proletkults zu beginnen, um in der Zukunft einen Weltkongreß des Proletkults einzuberufen. Seinerseits wird das Exekutivkomitee hinsichtlich des Materials, der Instruktionen, Literatur, einer ständigen moralischen Unterstützung usw., Hilfe leisten.
Das Weltproletariat muß, wenn auch etwas später als das russische Proletariat, an die große Sache herangehen und in seinen Ländern Proletkulte gründen.

Es lebe die Solidarität der Arbeiter aller Welt!

Es lebe der Grundstein, auf dem das Gebäude der kommunistischen Kultur stehen wird!

Es lebe das voranschreitende Weltproletariat!

Exekutivkomitee des Internationalen Büro der Proletkulte.

Vorsitzender: A. Lunatscharskij. Sekretär: W. Poljanskij.

Mitglieder: W. Mac-Laine, J. Ember Dros, N. Bombacci, W. Herzog und R. Lefèvre.

Moskau 1920.

KUSNIZA¹

Die proletarische Literatur ist eine Erscheinung ideologischer und klassenbedingter Ordnung.

Sie ist im Prozeß des Kampfes der Arbeiterklasse entstanden. Ihre Existenz und ihr weiteres Wachstum sind vom Gesamtgang der historischen Entwicklung bedingt, die die Menschheit beständig zu höheren sozialen Formen führt — zum Kommunismus.

Wir betrachten die neueste russische Literatur mit ihrer Dekadenz und den daraus logisch entstandenen Richtungen — den Symbolismus, Futurismus u. ä. als einen Zerfallindex der bürgerlichen Gesellschaft. Die Ideologie dieser Strömungen ist auf einem extremen Individualismus und der Verachtung gegenüber gesellschaftlichen Idealen aufgebaut, die dem kollektivistischen Bewußtsein des Proletariats feindlich sind, dieses Bewußtsein ist von der mächtigen Dynamik der Aktion und des revolutionären Romantizismus erfüllt.

Wir meinen, daß keine einzige der zeitgenössischen künstlerischen Strömungen kraft der aufgezeigten Merkmale dem proletarischen Kunstschaften zugrundegelegt werden kann. Außerdem schließt die proletarische Literatur als eine Erscheinung ideologischer und klassenbedingter Ordnung im gegenwärtigen Zeitpunkt die Möglichkeit aus, im Ganzen von irgendeiner künstlerischen Strömung eingefaßt zu sein.

¹ Kusniza: „Die Schmiede“

Der Weg der proletarischen Literatur geht bei der Schaffung seiner Methoden und Kunstgriffe des Werkes über die Aneignung aller technischen Errungenschaften der Kunst in Vergangenheit und Gegenwart.

Im Prozeß des durch die Gesamtheit der Elemente des neuen Lebens bedingten Kunstwerks eignen sich die proletarischen Dichter ihre eigenen Methoden und Kunstgriffe an.

„Das Sein bestimmt das Bewußtsein“; die neuen Formen des Lebens rufen neue Formen in der Kunst hervor. Das Material des Künstlers — das Wort, Töne, Farben und anderes — sehen wir als Darstellungsmittel einer Idee oder eines künstlerischen Planes an und erheben uns entschieden gegen jene Strömungen, die das Werk zu der Reihe formaler Disziplinen zurechnen und auf diese Weise die alte reaktionäre Lösung durchschmuggeln, die Lösung „Kunst um der Kunst willen“.

Wir räumen unseren Genossen und Dichtern die ganze Freiheit in der Auswahl der künstlerischen Methoden ein. Diesen Standpunkt hat der Erste Allrussische Kongreß der Proletarischen Schriftsteller einstimmig angenommen.

Wir anerkennen nicht die Aushängeschilder, die das Beste ausrufen, das Neueste — den Futurismus, Imaginismus u. a., denn wir wissen, daß auch die vollkommenste Schule die Talentlosigkeit nicht rechtfertigt.

Unsere Lösung lautet: Studium und Überwindung aller uns vorhergegangenen künstlerischen Schulen für die neuen Errungenschaften und die Schaffung einer Kunst, die den Idealen der kommunistischen Gesellschaft entspricht.

Wir geben zu, daß die proletarische Literatur als die jüngste von Makellosigkeit in der Vollkommenheit der Form weit entfernt ist, behaupten aber dennoch, daß dies die einzige und originäre Literatur der beginnenden kommunistischen Ära ist, fähig zu der großen allmenschlichen Kunst, der Kunst für das Leben im Namen des Lebens und der Schöpfung des harmonisch schönen Menschen.

Die Moskauer proletarischen Dichter und Schriftsteller: V. Alexandrowskij, M. Gerassimow, W. Kasin, W. Kirillow, S. Obradowitsch, N. Poletajew, S. Rodow, Gr. Sannikow, N. Ljaschko, E. Netschajew, I. Filipschenko, P. Nisowoj, A. Nowikow-Priboj, A. Dorogojschenko, M. Siwatschew, M. Wolkow, A. Pomorskij, F. Schmuljew.

1921.

Thesen, die vom Genossen W. Lebedew-Poljanskij vorgeschlagen und vom Sovjet der „Kusniza“ angenommen wurden.

1. Die Literatur ist, wie auch jede andere Kunst, nicht nur ein Mittel zur Erkenntnis des Lebens, sondern auch ein Mittel ihrer Organisation.

2. Alle verstehen sehr wohl, daß die schöpferische Literatur vorweist aber nicht beweist; dennoch ist es notwendig, daß dieses Vorweisen als Resultat unmittel-

barer Wahrnehmung der Wirklichkeit unter der Kontrolle des Bewußtseins ist, das aufs Maximalste organisiert sein muß.

3. Die Literatur muß zutiefst wahrhaftig sein. Die Lebenswahrheit des Werkes ist durch die klassenmäßige Psychoideologie des Künstlers bedingt und läßt sich in der Dynamik des Lebens erkennen.

4. Die Literatur muß aktuell sein und in ihrer künstlerischen Analyse und Synthese nicht nur Erscheinungen der Vergangenheit, sondern auch die der Gegenwart widerspiegeln.

5. Soweit wir auf einem proletarischen Standpunkt stehen und alle Erscheinungen im Licht des Marxismus betrachten, muß die schöngestigte Literatur ein Mittel unseres sozialistischen Aufbaus sein, insbesondere im gegenwärtigen Zeitraum, in dem das Leben mit derartiger Beharrlichkeit Fragen der Kulturrevolution gestellt hat.

6. Die schöngestigte Literatur der Gegenwart muß ihre Aufmerksamkeit auf die Prozesse konzentrieren, die in der Stadt unter dem Proletariat vorgehen, auf dem Land innerhalb der Bauernschaft.

7. Bis heute lebt die schöngestigte Literatur vom Material der Periode des Kriegskommunismus und der Rekonstruktion der Volkswirtschaft. Da wir in eine neue Periode eingetreten sind, der Periode der Rekonstruktion der Wirtschaft, in die Periode der Industrialisierung, müssen die Künstler den neuen Kurs des Lebens begreifen und durchdenken und danach das Material unter dem neuen Gesichtspunkt auswählen, ohne natürlich die neuen Erscheinungen außer acht zu lassen.

8. Unser sozialistischer Aufbau vollzieht sich unter der Führung des Proletariats. Aber das Proletariat realisiert ihn im Bündnis mit den Bauern. Bestimmte Widersprüche zwischen dem Proletariat und den Bauern, die aus ihrer sozialen Natur kommen, sind noch nicht beseitigt. Das ökonomische und politische Wachstum der sowjetischen Bauernschaft hat die Frage nach der Kollektivierung der Landwirtschaft in den Vordergrund gerückt. Das Problem, das sich entfaltet, wird kompliziert sein und sich in langen Jahren realisieren. Das Auge des Künstlers muß auch in dieser Richtung, die eine erstrangige Bedeutung hat, gehen.

9. Das neue Bewußtsein, die neue Psychologie und der neue Mensch müssen in ihrem Werden und der Festigung im Leben als etwas Organisches gezeigt werden. Dieser Prozeß wird im Kampf mit den Überbleibseln und Relikten der Vergangenheit vorgehen; das wird sehr schwer sein und ist außerhalb der Klassendialektik undenkbar.

10. Der neue Mensch der Gegenwart wurde im Feuer der Oktoberrevolution geboren. Er geht durch Stadien seines gesellschaftlichen Wachstums. Den psychologisch angeblich komplizierteren Menschen des heutigen Tages kann man nicht dem Menschen der Periode des Kriegskommunismus gegenüberstellen. Die Kompliziertheit der Psyche sagt noch nicht über ihre Neuheit aus und muß im Prozeß der gesellschaftlichen Entwicklung betrachtet werden.

11. Das Problem der neuen Lebensweise muß alle Seiten des Lebens umfassen — sowohl seine inneren als auch seine äußeren Erscheinungen. In erster Linie müssen die Motive der neuen menschlichen Beziehungen im Aufeinanderprallen des sozialistischen Aufbaus mit der Neuen Ökonomischen Politik analysiert werden, die Beziehungen von Mann und Frau (natürlich nicht in physiologischer Hinsicht), und die Beziehungen der beiden Generationen. Auf dem Hintergrund dieser gesellschaftlichen Erscheinungen müssen die „Kleinigkeiten“ der neuen Lebensweise aufgearbeitet werden.

12. Im Prozeß der künstlerischen Formierung muß die zeitgenössische Literatur daran denken, daß ihr Leser die breite Masse der Werkätigen ist. Die Literatur muß zutiefst realistisch sein; die Elemente der Formen müssen mit dem Material des Inhalts organisch verbunden sein. Die Ideologie bleibt hinter der Ökonomie zurück, die Form der Ideologie hinter ihrem Inhalt. Nichtsdestoweniger muß der moderne Künstler es zur regelmäßigen Aufgabe seiner Erziehung machen, die Imitation Dostojewskijs, Bloks und Tolstojs hinter sich zu lassen. Das Leben hat bereits die Elemente einer neuen Form aufgezeichnet.

13. Der Schriftsteller, insbesondere der proletarische, soll keine Minute lang vergessen, daß er ein aktiver Baumeister des Sozialismus ist und dies nicht nur in unserem Land, sondern auch in der ganzen Welt. Das legt ihm die allergrößte Verantwortung auf, aber das gibt ihm auch zugleich die nicht geringste Belohnung.

1928.

ARBEITERFRÜHLING

Der Große Oktober ist angebrochen, und die Arbeiterklasse hat mit der von dem langen imperialistischen Krieg gequälten Soldatenmasse das Joch der kapitalistischen Sklaverei von sich abgeworfen.

Die Arbeiter sind Herren ihres Landes geworden und vor ihnen öffneten sich die unter Naturschutz stehenden Türen der Tempel der Wissenschaft und der Kunst.

Kräfte erwachten und gerieten in Bewegung, die lange im innersten Kern der Werkätigen geschlummert hatten ... In einem breiten Strom ergossen sie sich in die „göttliche Welt“. Aus dem Mund neuer Sänger strömten auch die Arbeiterlieder. Diese Dichter sind Fleisch vom Fleisch und Blut vom Blut des russischen Proletariats, das siegreich aus dem Kampf mit der Bourgeoisie hervorgegangen ist. Sie sind die Kinder der Revolution. Die Revolution säugte und ernährte sie.

(...)

Literarische Manifeste: Vom Symbolismus bis zum Oktober

Die Namen dieser beginnenden Dichter sprechen zum größten Teil noch nicht für sich selbst. Die Zeilen sind oft nicht gehalten und ungenügend ausgeschliffen. Der Ton ist bisweilen holprig. Der Rhythmus lahm.

Und das ist nicht verwunderlich. Nirgendwo und niemals hatten sie Gelegenheit zu studieren.

Fast alle sind sie Kinder der Fabrik oder des Dorfes. Schon mit 12 bis 13 Jahren arbeiteten sie an einer Werkbank oder in der Werkstatt. Eine lange, ermüdende Arbeit um ein Stück Brot. Und als sie die Möglichkeit zum Studium hatten, kam der Bürgerkrieg, und mit der Waffe in der Hand mußten sie die Errungenschaften der Arbeiterklasse verteidigen.

Viele Arbeiterdichter haben ihr Blut für die allgemeine Sache des Proletariats vergossen. Viele von ihnen sind aus dem Bürgerkrieg als Krüppel zurückgekehrt, wie beispielsweise Krasikow. Krasikow hat beide Beine verloren, aber er verzagt nicht: Er ist voll rein proletarischer Lebensfreude und lebendigen Humors; zutiefst glaubt er an eine helle Zukunft.

(...)

1922 (aus dem Almanach „Arbeiterfrühling“)

DIE JUNGE GARDE

An alle Dichter und Schriftsteller des Komsomol.

Für die breiten Massen der Arbeiter- und Bauernjugend ist der Komsomol in den letzten vier Jahren nicht nur eine Organisation geworden, die sie an den proletarischen Kampf herangeführt hat, sondern hat ihr in einem großen Maß Schule und Haus ersetzt. Vom Komsomolzenstudium und der Gemeinschaftsarbeit ging auch ununterbrochen das Schaffen der jungen Arbeiter und Bauern von der Werkbank und dem Pflug über den Komsomol in die wachsende proletarische Literatur über. Wir haben unsere Komsomolzendichter und -schriftsteller. Das heißt nicht, daß über allem, was aus ihrer Feder kommt, der Stempel der Gemeinschaft prunken müßte. Das heißt nur, daß sich ihr Werk in den Reihen des Komsomol entfaltet hat, und daß sie ihr Wachstum und ihre Selbstvervollkommenung keineswegs in einer nichtorganisierten Verbindung mit den im Komsomol zusammengeschlossenen Massen der Arbeiter- und Bauernjugend vorstellen.

Eine Gruppe der Komsomolzendichter und -schriftsteller erklärt gerade dadurch den Sinn ihrer Entstehung. Als Aufgaben stellen sie sich die Vereinigung der Komsomolzendichter und -schriftsteller, ihre gemeinsame Arbeit und ihre gegenseitige kameradschaftliche Kritik, die Organisation der marxistischen und litera-



Lew Ginsburg

rischen Arbeit der Selbsterziehung, die Regelung einer ständigen Verbindung zunächst mit den Fabrikzellen des Komsomol und durch sie mit der gesamten Fabrikjugend und die organisierte Teilnahme an der kommunistischen Presse und der Komsomolzenpresse.

Aber die Gruppe hat es sich auch zur Aufgabe gestellt, ähnlichen Vereinigungen und verschiedenen Literaten des Komsomol an anderen Orten kameradschaftliche Hilfe zu leisten. Sie wendet sich an sie mit dem Aufruf, eine ständige Verbindung herzustellen, ihre gedruckten und im Manuskript geschriebenen Werke zu schicken. Rechenschaftsberichte über öffentliche Auftritte und die Tätigkeit der Zirkel. Die zwischen der zentralen Gruppe und der von Charkow hergestellten Verbindung — die von Charkow ist dabei eine Abteilung der ersteren geworden — hat gezeigt, daß eine derartige Zusammenarbeit nicht nur möglich, sondern auch notwendig ist.

Die Gruppe der Komsomolzendichter und -schriftsteller ist keine literarische Sekte: wir lassen uns von keinerlei Dogmen beschränken und auch in keinerlei Rahmen pressen.

Wir sind Komsomolzen.

Wir arbeiten, lernen zu schaffen und schaffen im Brennpunkt der Fabrikjugend. Das vereinigt uns und verleiht unseren Reihen den Zusammenhalt, zu diesem Zweck rufen wir euch auf, euch mit uns zu vereinen.

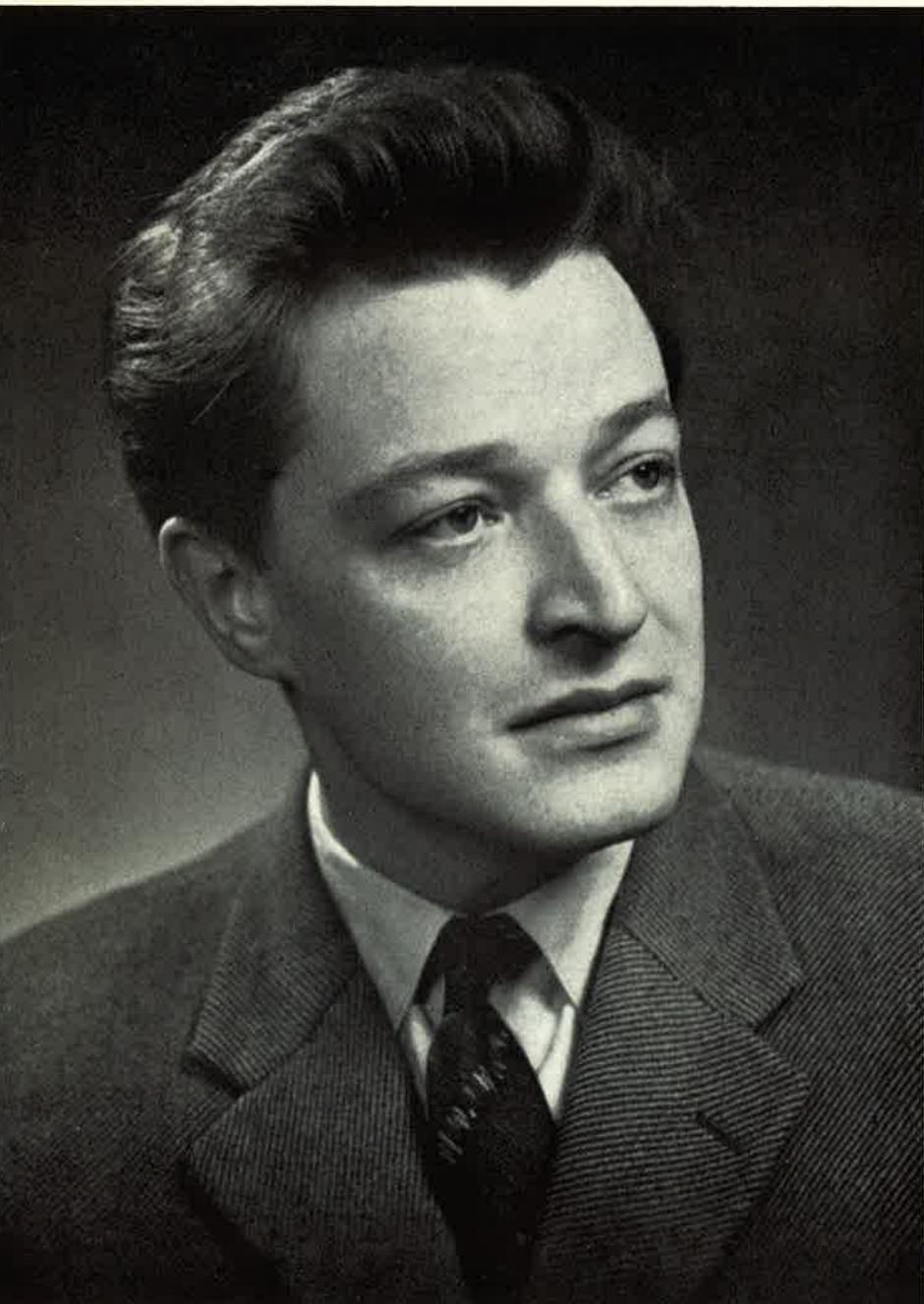
1922 (*Eine Schriftstellergruppe „Die Junge Garde“*)

OKTOBER

Thesen eines Referats des Genossen Lelewitsch, die auf der I. Moskauer Konferenz der Proletarischen Schriftsteller am 16. März 1923 angenommen wurden.

1. Die Notwendigkeit einer maximalen Festigung der Kommandohöhen des Proletariats unter den Bedingungen des ideologischen Angriffs der Bourgeoisie erfordert völlige Klarheit in Fragen der Kulturpolitik der proletarischen Partei und des proletarischen Staates auf der einen und der proletarischen Literaturorganisationen auf der anderen Seite.
2. Das grundlegende Kriterium für die Bewertung einer literarischen Strömung oder literarischen Erscheinung kann nur ihre gesellschaftliche Bedeutung sein. Gesellschaftlich nützlich in unserer Zeit ist eine solche Literatur, die die Psyche und das Bewußtsein der Leser und in erster Linie der proletarischen Leser organisiert, und zwar in Richtung der Endziele des Proletariats, als dem Schöpfer der kommunistischen Gesellschaft, das heißt, die proletarische Literatur. Eine

Otto Hans, Hildesheim



jede andere Literatur, die auf andere Weise auf den Leser einwirkt, bewirkt auf diese oder jene Art die Restauration der bürgerlichen und kleinbürgerlichen Ideologie.

3. Die offenkundig bürgerliche Literatur, angefangen von den Pogromlesern der Emigration eines Typus der Gippius und Bunins bis zu den inner-rußländischen Mystikern und Individualisten vom Typ der Achmatowas und Chodasewitschs organisieren die Psyche des Lesers in Richtung der feudal-bourgeoisen Popenrestauration. Diese Literatur ist die Truppe der Klassengegner des Proletariats und ihre Tätigkeit in Sowjetrußland kann vom Standpunkt der proletarischen Revolution in keiner Weise gerechtfertigt werden.

4. Die kleinbürgerlichen Gruppen der Schriftsteller, die die Revolution „akzeptiert“ haben, aber nicht ihren proletarischen Charakter einsehen wollen und sie lediglich als einen blinden anarchistischen Baueraufstand begreifen („Die Serapionsbrüder“ u. dgl.) spiegeln die Revolution in einem Zerrspiegel wieder und sind nicht imstande, die Psyche und das Bewußtsein des Lesers in Richtung der Endziele des Proletariats zu organisieren. Deshalb können sie für die Arbeiterklasse keine positive pädagogische Bedeutung haben. Aber damit sind sie zugleich fähig, eine gewisse Rolle in Sachen der offensiven Gegnerschaft zur Revolution von seiten der schwankenden kleinbürgerlichen Kreise zu spielen und in das Bewußtsein dieser Kreise die Ideen von der Notwendigkeit einer sachlichen Zusammenarbeit mit dem führenden Proletariat hineinzutragen.

5. Diese charakteristischen Züge der literarischen Gruppierungen geben die Möglichkeit, die richtige Taktik ihnen gegenüber aufzuzeigen. Hinsichtlich der bourgeois Gruppen kann keine Rede von Zusammenarbeit sein, hier gibt es einen offenen Klassenkampf. Hinsichtlich der kleinbürgerlichen „Mitläufer“ ist eine bestimmte Zusammenarbeit möglich.

6. Aber die Zusammenarbeit kann für die Arbeiterklasse lediglich unter den Bedingungen zu günstigen Resultaten führen, wenn eingesehen wird, daß die Mitläufer die proletarischen Massen nicht in der für uns notwendigen Richtung erziehen, sondern bestenfalls unsere Feinde ideologisch entwaffnen. Dazu kommt, daß der kleinbürgerliche Charakter der Mitläufer sie sogar in dieser Sache nicht immer zuverlässig macht. Folglich ist die Zusammenarbeit mit ihnen nur dann in Form ihrer Benutzung vernünftig, also als Hilfsgruppe, die den Gegner desorganisiert, wobei es permanent notwendig ist, ihre verworrenen kleinbürgerlichen Züge bloßzustellen.

7. In Anbetracht dessen, daß mit der Zeit die proletarische Literatur die einzige ernsthafte Kraft im Bereich des künstlerischen Wortes sein wird, muß man folglich anerkennen, daß schon jetzt die Interessen der ideologischen Front den führenden Einfluß in den hauptsächlichen literarischen Presseorganen der Partei durch die proletarische Literatur erfordern. Nur unter dieser Bedingung lassen die für die Revolution nützlichen Hilfskräfte der „Mitläufer“ genauso wie im politischen Bereich die Kommandofunktion der proletarischen Avantgarde der

RKP (B) es erlaubt hatte, die Smenowechowzen¹ für die Interessen der proletarischen Diktatur zu benutzen.

8. Auf diese Weise sind einzig und allein die folgenden taktischen Lösungen nützlich: der Hauptstützpunkt der proletarischen Avantgarde im Bereich der Literatur ist die proletarische Literatur; für die Desorganisierung des Bewußtseins des Gegners läßt sich die Literatur der „Mitläufer“ benutzen, als Hilfskraft, wobei ständig deren kleinbürgerliche Züge aufzudecken sind; die ganze Zeit ist der Kampf mit allen Aspekten der bourgeois Literatur zu führen.

9. Die Frage über die Teilnahme der proletarischen Schriftsteller in den Presseorganen, in denen Vertreter bürgerlicher und kleinbürgerlicher Gruppen mitarbeiten, ist auf der Grundlage wirklicher Thesen zu lösen, die von der Leitung der Assoziation bei der Anwendung für jedes einzelne Presseorgan bestimmt werden.

VAPP

Plattform der Allunionsassoziation Proletarischer Schriftsteller (VAPP) im Januar 1925, auf der Grundlage des Referats des Genossen Lelewitsch angenommen.

1. Die Epoche der sozialistischen Revolutionen, die den Übergang von der Klassengesellschaft zur klassenlosen, der kommunistischen Gesellschaft darstellt, hat mit der Oktoberrevolution begonnen; diese hat in Rußland die Diktatur des Proletariats unter dem System der Sowjets errichtet, was allein dem Proletariat die Möglichkeit gibt, der Organisator und Neugestalter der Gesellschaft in allen Beziehungen zu sein.

2. Nachdem das Proletariat im Prozeß des Klassenkampfes die revolutionär-marxistische Weltanschauung im Bereich der Ökonomie und Politik herausgebildet hat, hat es sich in den übrigen Bereichen noch nicht völlig von der jahrhundertelangen ideellen Einwirkung von seiten der herrschenden Klassen befreit. Heute, nach Beendigung des Bürgerkrieges und bei der Vertiefung des Kampfes an der ökonomischen Front, ist die Kulturfront in den Vordergrund getreten, die unter den Bedingungen der NEP und der beginnenden ideologischen Offensive der Bourgeoisie besonders wichtig ist; in diesem Zusammenhang ersteht vor dem Proletariat die erstrangige Aufgabe des Aufbaus seiner Klassenkultur und demzufolge auch seiner schöpferischen Literatur als einen mächtigen Mittels tiefer Einwirkung auf die emotionalen Wahrnehmungen der Massen.

¹ Smenowechowzen von Smena wech = Wechsel der Markierungsfähle. Die Smenowechowzen waren eine Strömung weißgardistischer Intellektueller, die sich mit Beginn der NEP zur Zusammenarbeit mit der Sowjetmacht bereit erklärt hatten.

3. Die proletarische Literatur als Bewegung hat nur als Resultat der Oktoberrevolution die notwendigen Bedingungen für ihre Herausbildung und Entwicklung erhalten. Dennoch hat die kulturelle Rückständigkeit des russischen Proletariats, die jahrhundertlange Unterdrückung der bürgerlichen Ideologie, die Zerfallsstimmung der russischen Literatur der letzten Jahre und Jahrzehnte vor der Revolution Einflüsse hinterlassen und schafft die Möglichkeit eines weiteren Einflusses der bürgerlichen Literatur auf das proletarische Schaffen. Außerdem war auch der Einfluß des idealistischen, kleinbürgerlichen Revolutionsgeistes unabwendbar, der durch die vor dem russischen Proletariat stehende parallele Aufgabe bedingt war, die bürgerlich-demokratische Revolution zu vollenden. Kraft dieser Bedingungen war es unvermeidlich, daß die proletarische Literatur bis heute einen eklektizistischen Charakter trägt, sowohl im Bereich der Ideologie als auch konsequenterweise im Bereich der Form.

4. Währenddessen ist es mit Beginn des planmäßigen sozialistischen Aufbaus in allen Bereichen durch die Methoden der NEP und mit dem Übergang der RKP (B) von der Agitation zur systematischen und vertieften Propaganda bei den breiten proletarischen Massen notwendig geworden, in die proletarische Literatur ein bestimmtes System hineinzutragen.

5. Ausgehend von dem oben Dargelegten, ist VAPP als ein Teil der von der dialektisch-materialistischen Weltanschauung durchdrungenen proletarischen Avantgarde bestrebt, ein solches System zu schaffen und hält die Erreichung dieses Ziels nur unter der Bedingung für möglich, wenn ein einheitliches künstlerisches Programm geschaffen wird, das als Grundlage für die weitere Entwicklung der proletarischen Literatur dienen sollte. In der Annahme, daß sich ein solches Programm endgültig im Prozeß der praktischen schöpferischen Arbeit und des Kampfes an der ideologischen Front formieren wird, legt VAPP als Grundlage seiner Aktivität folgende Ausgangspunkte fest:

6. In der Klassengesellschaft dient die schöngestige Literatur, neben anderem, den Aufgaben einer bestimmten Klasse und nur durch die Klasse der ganzen Menschheit. Daher ist nur eine solche Literatur proletarisch, die die Psyche und das Bewußtsein der Arbeiterklasse und der breiten werktätigen Menschen in Richtung der Endziele des Proletariats hin organisiert, und zwar als Umgestalter der Welt und Schöpfer der kommunistischen Gesellschaft.

7. Im Prozeß der Verbreitung und der Festigung der Diktatur des Proletariats und der Annäherung an die kommunistische Gesellschaft organisiert die proletarische Literatur, die zutiefst klassenbedingt bleibt, nicht nur die Psyche und das Bewußtsein der Arbeiterklasse, sondern beeinflußt auch immer mehr die übrigen Schichten der Gesellschaft und nimmt gerade dadurch der bürgerlichen Literatur den letzten Boden unter den Füßen weg.

8. Die proletarische Literatur setzt sich in Gegensatz zur bürgerlichen als ihrem Antipoden. Die bürgerliche Literatur, die zusammen mit ihrer Klasse zum Untergang verurteilt ist, sucht ihr Wesen durch die Entfremdung vom Leben zu

vertuschen, durch den Auszug in die Mystik, in den Bereich der „reinen Kunst“, in die Form als Selbstzweck und so weiter.

Die proletarische Literatur nimmt im Gegenteil dazu die revolutionär-marxistische Weltanschauung zur Grundlage und benutzt als schöpferisches Material die zeitgenössische Realität, deren Schöpfer selbst das Proletariat ist; ebenso benutzt sie die revolutionäre Romantik des Lebens und Kampfes des Proletariats in der Vergangenheit und seine Eroberungen in der Perspektive der Zukunft. Natürlich kann nur der Künstler ein proletarischer Schriftsteller sein, der am gesellschaftlichen Leben aktiven Anteil nimmt, im gemeinsamen Kampf und dem Aufbau der proletarischen Avantgarde.

9. Mit dem Wachstum der gesellschaftlichen Bedeutung der proletarischen Literatur ersteht vor ihr die Aufgabe, breite Gemälde zu schaffen, monumentale Werke mit einem entwickelten Sujet, das hauptsächlich aus dem Leben des Proletariats genommen ist. VAPP hält die Erfüllung dieser Forderungen nur unter der Bedingung für möglich, wenn an die Seite der Lyrik, die in den letzten fünf Jahren in der proletarischen Literatur vorherrschte, das dramatische und epische Herangehen an das schöpferische Material zur Grundlage gemacht wird. In Entsprechung dazu wird auch die Form der Werke die größte Breite, Einfachheit und Ökonomie der künstlerischen Mittel anstreben.

10. VAPP betont das Primat des Inhalts. Der Inhalt selbst des proletarischen Werkes ergibt das literarisch-künstlerische Material und zeigt die Form. Inhalt und Form sind dialektische Antithesen: der Inhalt bestimmt die Form und bildet sich künstlerisch durch sie heraus.

11. Die Verschiedenartigkeit der Formen des Klassenkampfes in der Übergangsperiode verlangt vom proletarischen Schriftsteller die Ausarbeitung der verschiedensten Themen, was ihm die allseitige Benutzung der künstlerischen Formen und Kunstgriffe der Prosa und Poesie, die in der vorgegangenen Geschichte der Literatur geschaffen wurden, notwendig aufdrängt.

Deshalb beschreitet VAPP nicht den Weg der Begeisterung für irgendeine einzige künstlerische Form und der Festlegung nach einer formalen Charakteristik, nach der bisher die literarischen Schulen bestimmt worden waren; dem Wesen nach ist das eine Übertragung des Idealismus und der Metaphysik auf den Prozeß des literarischen Schaffens.

12. Damit rechnend, daß die literarischen Schulen der Dekadenz in einzelne Elemente, dem Wesen nach einheitliche künstlerische Formen, zerfallen sind, die in der Epoche des historischen Aufstiegs der herrschenden Klassen geschaffen wurden und diese Verwandlung in die kleinsten Einheiten fortsetzen und dabei aus diesen Elementen ein sich selbst genügendes Prinzip herauskristallisieren, desgleichen damit rechnend, daß der Einfluß dieser Schulen auf das proletarische Schaffen die Gefahr eines weiteren Einflusses mit sich bringt, lehnt VAPP im Prinzip ab:

a) Die Entartung des Begriffs des schöpferischen Bildes in das sich selbst genü-

gende, zersplitterte bildhafte Ornament (Imaginismus) und tritt für das einheitliche ganze dynamische Bild ein, das sich über das Werk hinweg entwickelt, und zwar in Abhängigkeit von seinem gesellschaftlich-notwendigen Inhalt; b) lehnt die Absonderung des Wort-Rhythmus als solchen als Selbstzweck ab, als dessen Resultat der Künstler oft in den Bereich der reinen Wortspiele ausweicht, die ihrerseits Übungen ohne gesellschaftlichen Sinn sind und dann als wirkliches Kunstwerk ausgegeben werden (Futurismus), und tritt für den ganzen Rhythmus ein, der sich organisiert entwickelt, und zwar in Abhängigkeit von der Entwicklung des Inhalts des Kunstwerks in einem einheitlichen schöpferischen Bild; c) lehnt ebenso die Fetischisierung des Lautes ab, die in der Periode des Zerfalls der Bourgeoisie und auf dem Boden der schädlichen Mystik entstand (Symbolismus) und tritt für ein organisches Zusammenfließen der tonalen Seite des Kunstwerks mit schöpferischem Bild und Rhythmus ein. Nur wenn der Gegenstand des Kunstwerks im Ganzen genommen wird, in seiner konkreten Bedeutung und dem Prozeß der gesetzmäßigen Entwicklung, kann man die historisch höchste künstlerische Synthese erreichen.

13. Auf diese Weise ist die Aufgabe der VAPP nicht die Kultivierung der Formen, die in der bürgerlichen Literatur existieren und von dort in eklektizistischer Weise auf die proletarische übertragen werden, sondern die Analyse und Herausbildung neuer Prinzipien und Typen der Form auf dem Weg der praktischen Aneignung alter literarischer Formen und ihre Umgestaltung durch einen neuen proletarisch-klassenbedingten Inhalt, desgleichen auf dem Weg der kritischen Reflexion der reichhaltigen Erfahrung der Vergangenheit und der Werke der proletarischen Literatur. Das Resultat müßte die Schaffung der neuen synthetischen Form der proletarischen Literatur sein.

Ideologische Front und Literatur

(...)

5. Die konsequentesten Gegner der proletarischen Kultur und Literatur sind die Genossen Trotzkij und Woronskij. In seinem Buch „Literatur und Revolution“ schreibt L. D. Trotzkij:

„Die Gegenüberstellung der bürgerlichen Kultur und bürgerlichen Kunst und der proletarischen Kultur und proletarischen Kunst ist im Kern falsch. Diese beiden letzten wird es überhaupt nicht geben, weil das proletarische Regime ein Provisorium und einen Übergang darstellen. Die historische Idee und die moralische Größe der proletarischen Revolution beruht darin, daß sie die Grundlagen einer außerklassenbedingten, der ersten echten menschlichen Kultur darstellt.“ (L. D. Trotzkij „Literatur und Revolution“, S. 9.)

Trotzkij folgend schreibt A. K. Woronskij:

„Eine proletarische Kunst gibt es nicht und kann es in der Übergangsepoke der Diktatur des Proletariats nicht geben. Die Aufgabe dieser Epoche im Bereich der

Kultur geht dahin, daß sich das Proletariat in erster Linie der Technik bemüht. Daher ist die Frage des Tages nicht die, ob eine proletarische Kunst zu schaffen sei, sondern wie eine solche revolutionäre Kunst des Übergangs zu schaffen sei, die auf dem Weg der kritischen Aneignung aller früheren Errungenschaften und Leistungen dem Proletariat helfen könnten, über die Bourgeoisie den Sieg zu erringen. Es handelt sich um die Verwendung der bürgerlichen Kultur und Kunst im Interesse des Proletariats, was selbstverständlich in keiner Weise neue Formen und Stile ausschließt, die unserer Epoche mehr entsprechen.“ („Projektor“, Nr. 22, 1924.)

6. Trotzkij negiert die Möglichkeit einer klassenbedingten Kultur und Kunst mit der Begründung, daß wir zu einer klassenlosen Gesellschaft kommen. Aber mit derselben Begründung negiert der Menschewismus die Notwendigkeit der Klassendiktatur, des Klassenstaats und dgl. Mit derselben Begründung negiert der Anarchismus die Notwendigkeit der Partei und des Staates. In Wirklichkeit führt die Position des Menschewismus wie des Anarchismus bekanntlich dazu, daß der erste unter der Flagge der Demokratie, der zweite unter der Flagge des unversöhnlichen Radikalismus die Macht faktisch in den Händen der Bourgeoisie beläßt. Die Menschewisten und Anarchisten haben keine klare Vorstellung über den Weg, auf dem das Proletariat siegen kann. Strategie und Taktik des proletarischen Kampfes bei den Menschewiken führt zur Unterordnung des Proletariats unter die Hegemonie der Bourgeoisie, bei den Anarchisten zur hilflosen „linken“ Phrase mit dem menschewistischen Opportunismus. Die oben genannten Überlegungen Trotzkij und Woronskij sind Trotzkismus angewandt auf Fragen der Ideologie und Kunst. Die „linken“ Phrasen über die klassenlose Kunst verflechten sich hier ineinander und vertuschen die opportunistische Beschränkung der kulturellen Aufgaben des Proletariats als „Verwendung der bürgerlichen Kultur und Kunst im Interesse des Proletariats“. Im Bereich der Kunst gibt nach Trotzkij und Woronskij Meinung das Proletariat prinzipiell nichts Neues im Vergleich dazu, was die Bourgeoisie gegeben hat.

7. Trotzkij und Woronskij haben keinerlei Vorstellung über den Weg, auf dem die universalmenschliche sozialistische Kunst geschaffen wird. Eines ist für sie klar, daß dies nicht der Weg sein wird, auf dem das Proletariat im Bereich der allgemeinen Politik und Ökonomie vorangeht, das ist nicht der Weg der Hegemonie, der Weg der Machtergreifung des Proletariats im Bereich der Kunst. Deshalb verkündet Trotzkij, daß die „Methoden des Marxismus nicht die Methoden der Kunst“ seien. Mit anderen Worten, die Gesetze des Klassenkampfes in der Kunst sind unwirksam. Letzten Endes bedeutet Trotzkismus im Bereich der Kunst die friedliche Zusammenarbeit der Klassen, wobei hier die Rolle des Hegemons im Ganzen von den Vertretern der alten bürgerlichen Kultur beibehalten wird. Die ganze Aufgabe der fortschrittlichen Vertreter des Proletariats erschöpft sich in einer möglichst breiten *Verbreitung* der Elemente klassischer und zeitgenössischer bürgerlicher Kultur. *Selbständige Aufgaben* der

proletarischen Kultur und Literatur werden von ihnen nicht hervorgehoben. Die ganze Frage erschöpft sich für sie darin, daß die „neue Klasse die alten Errungenschaften assimiliere“. (Trotzkij) Die zukünftige sozialistische Kunst erwächst nach Meinung von Trotzkij und Woronskij ohne jede Übergangsstufe aus der alten klassischen und zeitgenössischen bürgerlichen Kultur.

(...)

10. Die wichtigsten Kräfte in der Literatur sollten nach Meinung Trotzkij's und Woronskij's die sogenannten Mitläufer bleiben, d. h. die Schriftsteller, die aus den Reihen der Intelligenz, des Kleinbürgertums, der Bauern kommen und ideologisch nicht den Standpunkt des Kommunismus vertreten.

Die Mitläufer sind kein homogenes Ganzes. Unter ihnen gibt es Elemente, die nach Maß ihrer Kräfte der Revolution ehrlich dienen. Doch der vorherrschende Typ des „Mitläufers“ ist der Schriftsteller, der in der Literatur die Revolution verzerrt, oft verleumdet, der vom Geist des Nationalismus, des Großmachtstrebens und Mystizismus durchdrungen ist. Insoweit dieser vorherrschende Typ der „Mitläufer“ in der schöngestigten Literatur nach der NEP-Zeit den Ton angibt, kann man mit allem Grund sagen, daß die schöngestigte Literatur der „Mitläufer“ in ihrem Kern eine Literatur darstellt, die gegen die proletarische Revolution gerichtet ist. Mit diesem konterrevolutionären Element des Mitläufertums ist der entschlossenste Kampf notwendig.

Was die wirklichen literarischen Mitläufer der Revolution betrifft, so ist ihre umfassende Benutzung an der literarischen Front ganz unumgänglich. Doch die Benutzung läßt sich nur in dem Fall realisieren, wenn die proletarische Literatur auf die besten Vertreter des Mitläufertums Einfluß nimmt, wenn sich diese Mitläufer um den proletarischen Kern in der Literatur gruppieren. Dieser Kern sollte die Allunionsassoziation der Proletarischen Schriftsteller sein (VAPP) und sie ist es auch bereits geworden. Das breiteste Feld für die brüderliche Zusammenarbeit zwischen der proletarischen Literatur und den wirklichen literarischen Mitläufern der Revolution sind vor allem die Bauern. Aber diese Zusammenarbeit kann zu dem bedeutsamen Faktor der progressiven Ordnung nur in dem Fall werden, wenn die Mitläufer den Grundgedanken des in aller Welt vorgehenden historischen Kampfes der Klassen begreifen, die Rolle des Proletariats in der Revolution begreifen, die Notwendigkeit der proletarischen Führung der Bauern.

(...)

Aus der Resolution nach dem Referat des Genossen Wardin, die bei der I. Allunionskonferenz Proletarischer Schriftsteller angenommen wurde. 1925.

Gegen das „linke“ Liquidieren

Die Außerordentliche Allunionskonferenz der Proletarischen Schriftsteller hält die Linie einer Minderheit der Leitung (der Genossen Rodow, Lelewitsch und Wardin) für falsch und erachtet sie als die Schuldigen für die Schwächung der

Arbeit der Leitung, wie das in der letzten Zeit zu beobachten war. Das Wesen der Fehler der Genossen Rodow, Lelewitsch und Wardin ist auf folgendes zurückzuführen:

a) Ihre Überbewertung der Kräfte der bürgerlichen Literatur, ihre Panik vor ihr, ihr mangelndes Vertrauen auf die Kräfte der proletarischen Literatur. Daher führt auch die Furcht vor der weiteren Verbreitung der durch die VAPP organisierten Föderation sowjetischer Schriftsteller, weil nach Meinung der Minderheit der Leitung die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Schriftsteller die proletarischen Schriftsteller aufschlucken und umgestalten könnten. In der Annahme, daß die Föderation und die Allrussische Schriftstellerunion nebeneinander existierten, wichen die Genossen Rodow, Wardin und Lelewitsch von dem Punkt der Resolution des ZK ab, der über die Notwendigkeit geht, in gemeinsamer Arbeit auf die kleinbürgerlichen Schriftsteller Einfluß zu nehmen, und sie dem Einfluß der bürgerlichen Schriftsteller zu entziehen.

b) Das Nichtbegreifen der Rolle der VAPP als einer breiten Organisation. Die enge und sektiererische Aufstellung organisationstaktischer und politischer Probleme, die vor der VAPP stehen, hat in Wirklichkeit unweigerlich dazu geführt, die VAPP als eine eigentümliche literarische Partei zu begreifen.

c) Die Abneigung gegen die Neuorganisation der VAPP für das literarische Studium und die schöpferische Arbeit. Das rührte vor allem aus der falschen Einschätzung der Resolution des ZK her, die die Situation im Bereich der Literaturpolitik geändert und jene Bedingungen geschaffen hat, um die sich die Mitglieder der VAPP im Kampf gegen die Gegner der proletarischen Literatur bemüht hatten.

d) Diese Meinungsverschiedenheiten, die sich schon vor mehr als einem halben Jahr herausgebildet hatten und in der Spaltung des Redaktionskollegiums „Auf dem Posten“ zum Ausdruck gekommen waren, wurden von der Mehrheit der VAPP-Leitung nicht in einer breiten Diskussion ausgetragen, aus dem Wunsch, die Einheit der VAPP bis zum Plenum zu erhalten und sie von den Erschütterungen zu verschonen, ungeachtet der Tatsache, daß die Minderheit der Leitung dies einige Male zu tun versucht hatte.

(...)

Die Konferenz verweist auf die unzulässige Schwäche und Ungeschicklichkeit in der Führung der VAPP von Seiten der bisherigen Leitung. In der Annahme, daß die Ursache der schlechten Führung der VAPP in einem System der Politikasterie zu suchen ist, hochtrabender Phrasen und mangelnder Aktivität, durch die die Linie Wardins, Rodows und Lelewitschs gekennzeichnet war, entfernt sie die Konferenz von jeglicher Arbeit im Fragen VAPP, schließt sie aus der Leitung aus und hält ihre Politik für liquidatorisch und sektiererisch durch die Trennung der VAPP von der Parteiführung.

In § 5 der Resolution des ZK der RKP (B) heißt es:

„In der Periode der proletarischen Diktatur steht vor der Partei des Proletariats

die Frage, wie mit den Bauern auszukommen ist und wie sie langsam umzuformen sind; die Frage, wie eine bestimmte Zusammenarbeit mit der Bourgeoisie zulässig ist und sie allmählich zu verdrängen; die Frage, wie die technische und jede andere Intelligenz in den Dienst der Revolution gestellt und ideologisch von der Bourgeoisie abspenstig gemacht werden kann. Auf diese Weise ist der Klassenkampf zwar nicht unterbrochen, er hat aber seine Form geändert; denn bis zur Ergreifung der Macht ist das Proletariat bestrebt, die vorhandene Gesellschaftsordnung zu zerstören, in der Periode seiner Diktatur stellt es aber „die friedlich-organisatorische Arbeit“ an die erste Stelle. In Punkt 10 wird hinsichtlich der Mitläufer erneut festgestellt: „Die allgemeine Direktive muß hier eine Direktive der taktischen und behutsamen Beziehung zu ihnen sein, d. h. die Direktive eines solchen Herangehens, das alle Bedingungen für einen möglichst raschen Übergang der Mitläufer auf die Seite der kommunistischen Ideologie garantiert.“

Ausgehend von diesen Punkten und der allgemeinen Politik des Proletariats in unserem Land, begrüßt die Konferenz den Entschluß der VAPP-Leitung, die Initiative bei der Gründung einer Föderation aller sowjetischen Schriftstellergruppierungen unter der Führung der proletarischen Schriftsteller und befreundeter Organisationen der Bauernschriftsteller.

Die Allunionskonferenz sendet einen brüderlichen Gruß an alle Organisationen der VAPP und hofft, daß die organisierte proletarisch-literarische Bewegung mit der oben festgestellten, den Worten nach linken, der Tat nach *liquidatorischen* Abweichung Schluß macht, die durch die sektiererische Aufgabenstellung der VAPP-Leitung die Erfüllung jener Aufgaben unterbrochen hat, Aufgaben, die nach wie vor durch die proletarische Literatur zu lösen sind.

Wir verschließen nicht die Augen vor den Schwierigkeiten unserer Situation. Eine ganze Reihe von Genossen, die im Bereich der Literaturpolitik eine Anzahl von Fehlern gemacht haben und folglich eine rechtsabweichlerische Linie verfolgt haben, hat sich von ihr noch nicht distanziert. Wir verstehen genau, daß eine starke Rechtsabweichung der Literaturpolitik (Woronskij), die gegen die in der Resolution des ZK formulierten Linie gerichtet ist, eine Linksabweichung nährt und verstärkt, wobei die einen oder anderen zu Schlüssen einer Kapitulationswilligkeit kommen.

Aber wir zweifeln nicht daran, daß die richtige Linie des XIV. Kongresses sich formulieren wird, sowohl in der Literaturpolitik als auch — nachdem wir uns im Kampf mit beiden Abweichungen gefestigt haben — in der Stabilisierung der VAPP als Organisation; ihr muß Sektierertum fremd sein und aus ihr ist das Zentrum der sowjetischen Schriftstelleröffentlichkeit zu schaffen.

Resolution der Außerordentlichen Allunionskonferenz der VAPP; angenommen nach dem Referat des Genossen Awerbach, dem Koreferat des Genossen Lelewitsch und dem Referat des Genossen Libedinskij auf dem Plenum der Konferenz. 1928.

LEF¹

Programm

Wofür kämpft LEF?

1905. Auf dem Fuß die Reaktion. Die Reaktion macht sich mit der Autokratie und dem verdoppelten Joch des Kaufmanns und Fabrikbesitzers seßhaft. Die Reaktion schafft sich die Kunst, die Lebensweise nach ihrem Ebenbild und Geschmack. Die Kunst der Symbolisten (Belyj, Balmont) der Mystiker (Tschulkow, Gippius) und Sexualpsychopathen (Rosanow) — die Lebensweise der Kleinbürger und Spießer.

Die revolutionären Parteien schlugen auf das Sein, die Kunst erhob sich, um auf den Geschmack einzuschlagen. Das erste impressionistische Auflodern (Der Almanach „Stall der Richter“).

Drei Jahre blies man ins Feuer.

Man blies in den Futurismus.

Das erste Buch der Vereinigung der Futuristen — „Eine Ohrfeige dem öffentlichen Geschmack“ — (1914 — Burljuk, D., Kamenskij, Krutschonnych, Majakowskij, Chlebnikow).

Das alte System beurteilte die Laboratoriumsarbeit der Dynamitträger von morgen richtig.

Auf die Futuristen antwortete man mit Zensurschnitten mit Auftrittsverboten, mit Gebell und Geheul der ganzen Presse.

Der Kapitalist war natürlich niemals ein Mäzen unserer Geißeln — der Strophen, unserer Splitter — der Striche.

Die Umgebung einer eparchialen Lebensweise zwang die Futuristen dazu, mit gelben Jacken und bunter Bemalung des Gesichts ihren Hohn auszusprechen. Diese wenig „akademischen“ Mittel des Kampfes, das Vorgefühl eines weiteren Aufschwungs, hat sogleich die ästhetisierenden Anhänger abgestoßen (Kandinskij, die Karobuben u. dgl.).

Dagegen haben sich jene, die nichts zu verlieren hatten, dem Futurismus angegeschlossen oder seinen Namen als Vorhang benutzt (Scherschenewitsch, Igor Sewerjanin, Esel Schwanz u. a.).

Die futuristische Bewegung, ausgestattet mit Leuten der Kunst, die wenig in die Politik eingedrungen waren, schmückte sich bisweilen auch mit Blumen der Anarchie.

Neben den Menschen der Zukunft gingen auch die Jüngerwerdenden, die unter linker Flagge die ästhetische Fäulnis verhüllten. Der Krieg von 1914 war die erste Prüfung der politischen Haltung.

Die russischen Futuristen hatten endgültig mit dem poetischen Imperialismus

¹ LEF: Linke Front

Marinettis gebrochen, den sie schon früher bei seinem Besuch in Moskau (1913) ausgepfiffen hatten.

Die Futuristen machten als erste und einzige in der russischen Kunst das Säbelgerassel der Kriegsdichter (Gorodezkij, Gumiłow u. a.) herunter, verfluchten den Krieg und kämpften dagegen mit allen Waffen der Kunst („Krieg und Frieden“ von Majakowskij). Der Krieg setzte den Anfang der futuristischen Säuberung (die „Halbgeschosse“ stürzten ein, Sewerjanin ging nach Berlin). *Der Krieg war der Auftrag, die Revolution von Morgen zu sehen.* („Wolke in den Hosen“)

Die Februarrevolution vertiefte die Säuberung, spaltete den Futurismus in einen „rechten“ und einen „linken“ Flügel.

Die Rechten wurden das Echo der demokratischen Reize (ihre Familien in „Ganz Moskau“).

Die Linken, die den Oktober erwarteten, taufte man die „Bolschewiken der Kunst“ (Majakowskij, Kamenskij, Burljuk, Krutschonnych).

Zu dieser futuristischen Gruppe stießen die ersten futuristischen Produktionsarbeiter (Brik, Arwatow) und die Konstruktivisten (Rodtschenko, Lawinskij).

Die Futuristen versuchten schon mit den ersten Schritten, noch im Palais der Kschesinskaja, sich mit Arbeiterschriftstellern (dem späteren Proletkult) zu besprechen, doch diese Schriftsteller dachten (nach den Dingen sehend), daß sich die revolutionäre Haltung allein im agitatorischen Inhalt erschöpfe und verblieben im Bereich der Gestaltung völlig Reaktionäre, so daß sie sich nicht mit uns zusammenschließen konnten.

Der Oktober läuterte, formierte, reorganisierte.

Der Futurismus wurde die linke Front der Kunst. Wir wurden „wir“.

Der Oktober lehrte durch Arbeit.

Schon am 25. Oktober hatten wir mit der Arbeit begonnen. Es war klar, daß man uns im Anblick der mit dem Herz in den Hosen davonlaufenden Intelligenz nicht so sehr nach unseren ästhetischen Glaubensartikeln frage. Wir schufen die damals revolutionären „Iso“, „Teo“ und „Muso“; wir führten damals die Studierenden zum Sturm auf die Akademien.

Neben der Organisationsarbeit gaben wir der Epoche des Oktobers die ersten Dinge der Kunst (Tatlin: Das Denkmal für die 3. Internationale, Mysterium Buffo in der Inszenierung von Mejerhold, Stenka Rasin von Kamenskij).

Wir ästhetisierten nicht, die Dinge zur Selbstergötzung betreibend. Die erworbenen Fertigkeiten wurden für künstlerische Agitationsarbeiten angewandt, die die Revolution brauchte (Plakate von Rost, das Zeitungsfeuilleton usw.).

Für die Zwecke der Agitation unserer Ideen organisierten wir die Zeitung „Kunst der Kommune“ und den Besuch von Betrieben und Fabriken mit Disputen und der Lektüre der Sachen.

Unsere Ideen erreichten das Arbeiterauditorium. Das Wyborger Gebiet organisierten die kommunistischen Futuristen.

Die Bewegung unserer Kunst ließ durch die Organisation unsere Kraft in der ganzen RSFSR¹ der Festungen der linken Front hervortreten.

Parallel dazu lief die Arbeit der fernöstlichen Genossen (die Zeitschrift „Das Werk“), die theoretisch die soziale Notwendigkeit unserer Strömung, unsere soziale Verbundenheit mit dem Oktober, bejahten (Tschushak, Palmow, Tretjakow).

„Das Werk“, das allen Verfolgungen ausgesetzt war, hatte den ganzen Kampf für die neue Kultur in den Grenzen des fernöstlichen Gebiets und Sibirien auf sich genommen. Allmählich kam über die Akademisten die Desillusionierung nach der zweiwöchigen Dauer der Sowjetmacht; sie wurden einsam und klopften haufenweise an die Türen der Volkskommissariate.

Die Sowjetmacht riskierte es nicht, sie in verantwortlicher Arbeit zu benutzen, und stellte ihnen — genauer gesagt, ihren europäischen Namen — kulturelle und aufklärerische Hinterhöfe zur Verfügung.

Von diesen Hinterhöfen aus begann die Hetzjagd auf die linke Kunst, eine Jagd, die brillant durch die Schließung der „Kunst der Kommune“ und dgl. gekrönt wurde.

Die Macht war mit den Fronten und der Desorganisation des Landes beschäftigt, drang kaum in ästhetische Kontroversen ein und bemühte sich nur darum, daß das Hinterland nicht allzusehr lärmte und überredete uns aus Respekt für die „Angesehensten“.

Jetzt herrscht eine Atempause im Krieg und Hunger. LEF ist verpflichtet, das Panorama der Kunst der RSFSR zu demonstrieren, die Perspektive aufzuzeigen und den uns entsprechenden Platz zu besetzen.

Die Kunst der RSFSR zum 1. Februar 1923.

I. Proletkunst. Ein Teil davon entwickelte sich zu bürokratischen Schriftstellern, die mit einer Kanzleisprache und der Wiederholung von politischen Anweisungen Unterdrückung praktizieren. Ein anderer Teil ist ganz dem Einfluß des Akademismus unterlegen, wobei nur die Bezeichnung der Organisation an den Oktober erinnert. Ein dritter Teil — der beste — lernt nach den rosaroten Weißen auf der Grundlage unserer Dinge um und wird, so glauben wir, weiter mit uns schreiben.

II. Die offizielle Literatur. In der Theorie der Kunst hat jeder eine persönliche Meinung: Osinskij lobt Achmatowa, Bucharin lobt Pinkerton. In der Praxis werden die Zeitschriften einfach mit den aufgelegten Namen geschmückt.

III. Die „neueste“ Literatur (Die Serapionsbrüder, Pilnjak usw.), die sich unsere Kunstgriffe angeeignet und zu leichtem Gewinn gemacht haben; sie verbesserten ihren Geschmack durch die Symbolisten und paßten dies ehrbar und tiefstinnig an eine leichte NEP-Lektüre an.

IV. Smena vech. Vom Westen her naht die Invasion der aufgeklärten bejahten

¹ RSFSR: Russische Föderation der Sowjetrepubliken

Spektabilitäten. Alexej Tolstoj putzt schon sein weißes Pferd der Gesamtausgabe seiner Werke für den siegreichen Einzug nach Moskau.

V. Und schließlich — in Verletzung der wohlstandigen Perspektive die *ein-samen Linken* in den verschiedenen Ecken. Menschen und Organisationen (Inchuk, Wchutemas, die Gitis von Mejerhold, Opojas u. a.).

Die einen versuchen heroisch das unermeßlich schwere Neuland allein umzupflügen, die andern zerschneiden noch mit den Feilen der Zeilen die Ketten des alten Zeuges.

LEF muß die linken Kräfte sammeln und vereinigen.

LEF muß seine Reihen durchsehen und die klebrige Vergangenheit abwerfen.

LEF muß die Front für die Sprengung des alten Zeugs vereinigen zur Eroberung der neuen Kultur.

Wir werden die Fragen der Kunst nicht durch die Stimmenmehrheit des Mythologischen der bisher nur in der Idee existierenden linken Front lösen, sondern durch die Praxis, die Energie unserer Initiativgruppe, der Jahr für Jahr durchgeführten und durch sie ideell immer angeleiteten Arbeit der Linken.

Die Revolution hat uns vieles gelehrt.

LEF weiß:

LEF wird sein:

In der Arbeit zur Festigung der Eroberungen der Oktoberrevolution, die linke Kunst festigend. *LEF wird die Kunst durch die Ideen der Kommune agitieren*, der Kunst den Weg in die Zukunft weisend.

LEF wird durch unsere Kunst die Massen agitieren, in der Aneignung ihrer organisatorischen Kraft.

LEF wird unsere Theorien durch eine aktive Kunst bestätigen, nachdem sie auf die allerhöchste Stufe der Qualifikation der Arbeit gebracht wurde. *LEF wird für die Kunst kämpfen — den Aufbau des Lebens.*

Wir erheben keinen Anspruch auf die Monopolisierung des Revolutionären in der Kunst. Wir wollen es im Wettstreit klären.

Wir glauben an die Richtigkeit unserer Agitation, an die Kraft machbarer Dinge und *wir werden es beweisen: wir sind auf dem richtigen Weg in die Zukunft.*

N. Assejew, B. Arwatow, O. Brik, B. Kuschner, W. Majakowskij, S. Tretjakow, N. Tschushak.

In wem verbeißt sich LEF?

Die Revolution hat das Theater unserer kritischen Handlungen versetzt.

Wir müssen unsere Taktik überprüfen.

„Werft Puschkin, Dostojewskij, Tolstoj vom Dampfer der Gegenwart“ — unsere Lösung des Jahres 1912 (aus dem Vorwort der „Ohrfeige dem allgemeinen Geschmack“)

Die Klassiker wurden nationalisiert.

Die Klassiker waren wie minderwertige Lektüre verehrt worden.

Die Klassiker waren als unerschütterliche, absolute Kunst angesehen worden.

Die Klassiker, Erz der Denkmäler, Tradition der Schulen — haben alles Neue gegeben.

Heute ist der Klassiker ein übliches Lehrbuch für 150 000 000.

Was nun, wir können diese Bücher jetzt sogar, nicht schlechter und nicht besser als andere, begrüßen, weil sie den Nichtgebildeten beim Lernen helfen; in unseren Bewertungen müssen wir lediglich die richtige historische Perspektive festhalten.

Aber mit allen Kräften werden wir gegen die Übertragung der Arbeitsmethoden Toter auf die heutige Kunst kämpfen.

Wir werden gegen die Spekulation angeblicher Verständlichkeit kämpfen, einer Nähe der Spektabilitäten, gegen den Geschenkakt jungmannhafter und jungwerdender verstaubter klassizistischer Wahrheiten.

Früher kämpften wir mit dem Ruhm, mit dem Ruhm bürgerlicher Ästheten und Kritiker. „Mit Schrecken den Kranz billigen Ruhms, den ihr aus Klettenruten gemacht habt, von unserer stolzen Stirn zu entfernen.“

Jetzt nehmen wir mit Freude noch lange nicht den billigen Ruhm nach der Gegenwart des Oktobers.

Aber wir werden nach beiden Seiten schlagen:

jene, die mit böser Absicht durch eine ideelle Restauration die aktive Rolle des Gestern dem Heute zuschreiben,
jene, die die außerklassenbedingte allgemeinmenschliche Kunst propagieren,
jene, die die Dialetik der künstlerischen Arbeit durch eine Metaphysik des Prophetentums und der Priesterschaft ersetzen.

Wir werden gemeinsam nach der ästhetischen Seite schlagen:

jene, die aus Ignoranz die Folge der Spezialisierung in der Politik für die von den Urgroßmüttern vererbten Traditionen für den Willen des Volkes ausgeben,
jene, die die äußerst schwierige Arbeit der Kunst lediglich als eine Urlaubserholung betrachten,

jene, die die notwendige Diktatur des Geschmacks durch die institutionalisierte Lösung der allgemeinen elementaren Verständlichkeit ersetzen,
jene, die das Schlupfloch der Kunst für idealistische Ergüsse über Ewigkeit und Seele bewahren.

Unsere alte Lösung war: „Auf dem Eisblock des Wortes ‚Wir‘ inmitten eines Meeres von Pfiffen und Unwillen stehen.“
Heute erwarten wir lediglich die Anerkennung oder Loyalität unserer ästhetischen Arbeit, um mit Freude unser kleines „Wir“ der Kunst im riesigen „Wir“ des Kommunismus aufzulösen.

Doch wir säubern unser altes „Wir“:

von allen, die die Revolution der Kunst — ein Teil des ganzen Oktoberwillens — in das Oscar Wildesche Selbstvergnügen der Ästhetik um der Ästhetik willen verwandeln,
des Aufstands um des Aufstands willen; von denen, die von der ästhetischen

Revolution nur das Äußere zufälliger Kampfmethoden nehmen,
von denen, die die einzelnen Etappen unseres Kampfes zu einem neuen Kanon
und einer Schablone erheben,
von denen, die — unsere gestrigen Lösungen verdünnend, versuchen, durch die
Hüter eines ergraute Avantgardismus zu verzuckern, während sie für ihre
sorglosen Pegasus Kaffeställe¹ finden,
von denen, die hinterherzotteln, permanent fünf Jahre zurückbleiben, die das
Dörrobst eines verjüngten Akademismus mit den von uns weggeworfenen Blü-
men einsammeln.

Wir kämpften mit der alten Lebensweise.

Wir werden mit den Relikten dieser Lebensweise im Heute kämpfen.

Mit denen, die die Poesie der eigenen Häuschen durch die Poesie der eigenen
Häuserverwaltungen ersetzen. Früher kämpften wir mit den Stieren der Bour-
geoisie. Wir schockierten sie mit gelben Jacken und angemalten Gesichtern.
Heute kämpfen wir mit den Opfern dieser Stiere in unserem Sowjetsystem.
Unsere Waffe ist das Exempel, die Agitation, die Propaganda.

LEF

Wen warnt LEF?

Das ist für uns.

Genossen des LEF!

Wir wissen es: wir sind die linken Meister, wir sind die besten Funktionäre der
Kunst der Gegenwart.

Vor der Revolution häuften wir die genauesten Skizzen, die erlesenen Theoreme,
die schlauesten Formeln an:
der Formen einer neuen Kunst.

Es war klar: der glatte, um die Welt herumführende Bauch der Bourgeoisie war
ein schlechter Ort zum Bauen.

In der Revolution sammelten wir eine Menge von Rechten, wir erlernten das
Leben, wir erhielten die Aufgaben für das realste Bauen in Jahrhunderte.

Die Erde, durchgerüttelt vom Getöse des Krieges und der Revolution, war ein
schwieriger Grund für die grandiosen Baustellen.

Wir haben uns vorübergehend in den Mappen der Formel versteckt, den Tagen
der Revolution zur Ausdauer verhelfend.

Jetzt gibt es den Globus des bürgerlichen Wanstes nicht mehr.

Das alte Zeug durch die Revolution weggefegnd haben wir die Felder für die
Baustellen der Kunst sauber gemacht.

Es gibt kein Erdbeben mehr.

Durch Blut zementiert steht die UdSSR dauerhaft.

Es ist an der Zeit, sich des Großen anzunehmen.

Die Ernsthaftigkeit unserer Beziehung zu uns selbst ist das einzige feste Fundament für unsere Arbeit.

Futuristen!

Eure Verdienste in der Kunst sind groß: doch denkt nicht, von den Prozenten
der revolutionären Haltung von gestern zu leben. Durch die Arbeit im Heute
zeigt, daß unsere Explosion kein verzweifeltes Wehklagen einer beleidigten
Intelligenz ist, sondern Kampf — die Arbeit Schulter an Schulter mit allen, mit
den zum Sieg der Kommune drängenden.

Konstruktivisten!

Fürchtet euch davor, eine höchst aktuelle ästhetische Schule zu werden. Der Kon-
struktivismus der reinen Kunst ist eine Null. Es geht um die Frage der Existenz
der Kunst. Der Konstruktivismus muß zum höchsten Ingenieurwesen des ganzen
Lebens werden. Der Konstruktivismus im Einstudieren von Hirtenpastoralen ist
Unsinn.

Unsere Ideen müssen aus den heutigen Dingen entwickelt werden.

Produktionsarbeiter!

Fürchtet euch davor, Heimarbeiter der angewandten Kunst zu werden. Arbeiter
lehrend, lernt beim Arbeiter. Wenn ihr aus den Zimmern ästhetische Befehle an
die Fabriken diktiert, werdet ihr einfach zu Bestellern.

Eure Schule ist der Betrieb.

Mitglieder des Opojas!¹

Die Formale Methode ist der Schlüssel zum Studium der Kunst. Jeder Floh-
Rhythmus muß berücksichtigt werden. Doch fürchtet euch davor, Flöhe im luft-
leeren Raum zu fangen. Nur neben dem soziologischen Studium der Kunst wird
eure Arbeit nicht nur interessant, sondern auch notwendig sein.

Schüler!

Fürchtet euch davor, zufällige Verzerrungen von Halbgebildeten als Neuerer-
tum auszugeben, für den letzten Schrei der Kunst. Das Neuerertum von Dilet-
tanten ist ein Dampfer auf Hühnerbeinchen.

Nur in der Meisterschaft liegt das Recht, das alte Zeug abzustoßen.

An alle zusammen!

Von der Theorie zur Praxis übergehend denkt an die Meisterschaft, an die Qua-
lifizierung.

Der Kitsch der Jungen, die Kräfte für Kolossales haben, ist noch abstoßender als
der Kitsch altersschwacher Akademisten.

Meister und Schüler der LEF!

Die Frage über unsere Existenz ist zu lösen.

Die allergrößte Idee wird sterben, wenn wir sie nicht meisterhaft ausführen.
Meisterhafte Formen bleiben schwarze Fäden in dunkler Nacht, provozieren

¹ Der Pegasusstall war eine Moskauer Kaschemme, in der sich die Imaginisten versammelten.

¹ Opojas: Gesellschaft zum Studium der poetischen Sprache. Die Formalisten um V. Schikowskij, B. Eichenbaum etc.

Literarische Manifeste: Vom Symbolismus bis zum Oktober

lediglich Zorn und Erregung vom Stolpernden, wenn wir sie nicht für die Formung des heutigen Tages anwenden, des Tages der Revolution.

LEF hält Wache.

LEF verteidigt alle Erfinder.

LEF hält Wache.

LEF stößt alle Erstarrten, alle Ästhetisierenden, alle Gewinnler ab.

1923.

KONSTRUKTIVISMUS

Der Konstruktivismus, eine Etappe
zur Kunst des Sozialismus.

Deklaration des literarischen Zentrums der Konstruktivisten.

Die Grundlagen des Konstruktivismus.

1. Der Charakter der modernen Produktionstechnik, beschleunigt, ökonomisch und geräumig, beeinflußt auch die Mittel der ideologischen Vorstellungen und unterwirft alle kulturellen Prozesse diesen inneren formal-organisatorischen Forderungen.

Ausdruck dieser erhöhten Aufmerksamkeit für die technisch-organisatorischen Fragen ist auch der *Konstruktivismus*.

2. Bei uns, in der UdSSR, gewinnt der Konstruktivismus einen breiten gesellschaftlich-kulturellen Sinn, die Folge der Notwendigkeit in einem relativ kurzen Zeitraum, die Entfernung, die das Proletariat als kulturell zurückgebliebene Klasse von der modernen hohen Technik und dem ganzen entwickelten System der kulturellen Überbauten getrennt hatten, zu überdecken; diese Überbauten werden unter den Bedingungen eines in aller Welt zugesetzten Klassenkampfes von der Bourgeoisie benutzt, ebenso wie die technischen Mittel des Kampfes.

3. Die organisatorische Gestaltung dieser Aufgabe ist der Konstruktivismus.

4. Auf diese Weise ist der Konstruktivismus mit den systematisch geregelten Ideen und gesellschaftlichen Geistesverfassungen gleichzusetzen, die auf betonte Weise den organisatorischen Ansturm der Arbeiterklasse widerspiegeln; diese Klasse baut nach der Machtergreifung die Wirtschaft auf in einem Agrarland und legt das Fundament einer neuen sozialistischen Kultur.

5. Der Ansturm im Bereich der Kultur strebt vorwiegend nach Technik auf allen Gebieten des Wissens und Könnens, angefangen von der einfachen Beherrschung des Lesens und Schreibens.

Literarische Manifeste: Vom Symbolismus bis zum Oktober

6. Träger der konstruktivistischen (d. h. zielstrebig-organisatorischen) und kulturellen Bewegung muß vor allem das Proletariat sein, sodann die dazwischenliegenden sozialen Gruppen, die sich unter dem ideell-politischen Einfluß des Proletariats befinden.

7. Übertragen auf den Bereich der Kunst verwandelt sich der Konstruktivismus formal *in ein System maximaler Ausbeutung des Themas* oder in ein System wechselseitiger funktionaler Rechtfertigung aller komponierten künstlerischen Elemente, d. h. im Ganzen — *der Konstruktivismus ist die motivierte Kunst*.

8. In formaler Hinsicht stützt sich eine solche Forderung auf das sogenannte Prinzip der Belastung, d. h. die Vergrößerung der Fracht der Bedürfnisse auf eine Einheit des Materials.

9. Die rechten Sozialschichten, intellektuelle und kleinbürgerliche Gruppen, passen die Forderungen des Konstruktivismus in der Art ästhetischer Schützengräben für eine Befestigungsanlage vor dem Ansturm der revolutionären Gegenwart an, die sich selbst in einem künstlerischen Thema verschanzen will. In diesem Fall verwandelt sich der Konstruktivismus in ein besonderes Maschinengewehrgenre, d. h. eine unmotivierte Demonstration des Kunstgriffs. Das gilt gleichermaßen für die Malerei wie für die Poesie.

Für die linken Sozialschichten ist diese Forderung der maximalen Ausbeutung natürlich mit der Suche nach dem großen epochalen Thema und seiner dichten Form verbunden, das durch die Logik des Sujets in den Bereich der Poesie Kunstgriffe der Prosa einführt.

10. Das Prinzip der Belastung, angewandt auf die Poesie, verwandelt sich in die Forderung der Struktur von Versen auf der Ebene lokaler Semantik, d. h. der Entfaltung der ganzen Versfaktur aus dem grundlegenden semantischen Inhalt des Themas.

11. Das Literarische Zentrum der Konstruktivisten (LZK), hat sich die genannten Positionen zu seinem Banner gemacht und ist die organisierte Vereinigung von Menschen, die sich durch die gemeinsamen Ziele des kommunistischen Aufbaus zusammengeschlossen haben. Sie hat sich zur Aufgabe gestellt, auf dem Weg gemeinsamer, praktischer Ausarbeitung der formaltechnischen und theoretischen Seiten des Konstruktivismus der Literatur und insbesondere der Poesie in der zeitgenössischen kulturellen Situation einen aktiven Sinn zu geben.

Die Konstruktivisten halten es in ihrem literarischen Werk für notwendig, die revolutionäre Gegenwart sowohl im Thema als auch in ihren technischen Erfordernissen herauszustellen.

Ilja Selwinskij, Kornelij Selinskij, Wera Inber, Boris Agapow, Jewgenij Gabrilowitsch, D. Tumannyj, I. A. Aksjonow. 1924.

VOKP¹

Plattform der Bauernschriftsteller. Angenommen auf dem erweiterten Plenum der ZU der VOKP am 15.—17. Mai 1928.

1. Die Mehrzahl der Schriftsteller der UdSSR schöpfen die Materialien für ihre Werke aus dem Dorf. Diese Schriftsteller sind der ideologisch-schöpferischen Anlage nach heterogen, ebenso wie die Bauern ihrer sozialen Zusammensetzung nach heterogen sind. Die dörfliche Armut und das landwirtschaftliche Proletariat haben auch ihre Darsteller in der schöngestigten Literatur.

Währenddessen schreiben Literaturkritiker und -historiker, denen die marxistische Methode in der Literatur fremd ist, weiterhin und traditionsgemäß von den Schriftstellern aus dem Volk im allgemeinen, indem sie die Bauern alle gleich bezeichnen: sowohl den eingefleischten Sänger des Kulakentums als auch den proletarischen Schriftsteller des Dorfes, was dem Wesen nach offenkundig falsch ist. Gerade in dieser Grundfrage sind Abgrenzungen und eine völlige Klarheit notwendig, denn davon wird das weitere Schicksal der Bauernliteratur als literarische Massenbewegung abhängen. Nicht jeder Schriftsteller, der über Bauern schreibt, ist ein *originärer Bauernschriftsteller*.

2. Als Bauernschriftsteller muß man solche Autoren ansehen, die auf der Grundlage der proletarischen Ideologie stehen, aber mit Hilfe der ihnen eigentümlichen bäuerlichen Bilder in ihren Werken Gefühl und Bewußtsein der werktätigen Schichten der Bauern und aller Werktätigen organisieren, und zwar in Richtung des Kampfes mit der kleinbürgerlichen Beschränktheit und für die Kollektivierung der Wirtschaft, der Lebensweise und der Psyche, in Richtung des sozialistischen Aufbaus und letztlich der klassenlosen kommunistischen Gesellschaft.

3. Die Bauernschriftsteller haben auf diese Weise mit den Autoren nichts Gemeinsames, die in ihren Werken die Ideologie und Hoffnungen des ausbeuterischen Teils des modernen Dorfes ausdrücken, nämlich mit dem Kulakentum. Desgleichen sehen die Bauernschriftsteller das Werk der Autoren als ein Relikt der Vergangenheit an, die unter der Diktatur des Proletariats, in der Epoche des sozialistischen Aufbaus, den Bedingungen des sich komplizierenden Klassenkampfes auf dem Lande traditionsgemäß vorrevolutionäre folkloristische Motive erleben lassen, die Natur passiv begreifen und widerspiegeln, das patriarchalische Leben und die alte Ordnung des Dorfes idealisieren: die Religion, das Eigentum und den Nationalismus. Das charakteristische Merkmal der Bauernschriftsteller in ihrer Arbeit ist die aktive, werktätige Auffassung und Widerspiegelung der Natur und des Lebens in ihrer ganzen Kompliziertheit und Vielfältigkeit.

4. Die Bauernschriftsteller grenzen sich auch ideologisch von den sogenannten Mitläufern ab.

Aber hinsichtlich der Mitläufer muß man notwendigerweise ihre extreme Heterogenität und ideelle Unbeständigkeit berücksichtigen. Die rechten Mitläufer der Smenowechowzen wollen die Ideologen der neuen Bourgeoisie in der schöngestigten Literatur werden. Die schwankenden, dazwischenliegenden Schichten der Mitläufer, sind — ungeachtet ihrer Heterogenität — ihrem Wesen nach muschikorientierte Intelligenzler und in ihren Werken versuchen sie in verschiedenen Tönungen die Ideen eines eigentümlichen sowjetischen Volkstums zu gestalten, die eine Resonanz früherer und aller möglichen volkstümelnden Strömungen darstellen.

5. Der Unterschied der schöngestigten Bauernliteratur von der proletarischen liegt keineswegs im ideologischen Bereich. Eine eigene Ideologie, die sich von der marxistisch-leninistischen unterscheidet, dürfen die Bauernschriftsteller nicht haben. Der Bauernschriftsteller, der sich im Bereich der Ideologie ganz und gar begriffen hat, muß notwendig zum proletarischen Autor des Dorfes werden. Die sowjetische Literatur hat bereits eine Reihe solcher Autoren.

6. Doch in der Masse sind die Bauernschriftsteller kulturell noch wenig entwickelt, darunter auch die junge Generation, die ununterbrochen aus den Reihen der Landwirtschaftskorrespondenten, des Komsomol, den Arbeiter- und Bauernfakultäten, Hochschulen usw., kommen; sie haben noch keine abgeschlossene Weltanschauung. Auf sie wirken in weitaus stärkerem Maß als auf die proletarischen Schriftsteller die Relikte der kleinbürgerlichen revolutionären Haltung ein, der Anarchisten und der Narodniki in ihren verschiedenen Aspekten und Verästelungen. Deshalb ist die wichtigste und grundlegende Aufgabe der führenden Organe der Bauernschriftsteller hinsichtlich ihrer Mitglieder im Bereich der Ideologie so zu sehen, daß sie „zu wachsenden Kadern auf den Schienen der proletarischen Ideologie werden, ohne jedoch keineswegs die bäuerlichen literarischen Bilder aus ihrem Werk zu tilgen, die eine notwendige Voraussetzung für den Einfluß auf die Bauern darstellen...“ (Resolution des ZK der RKP [B].)

PEREVAL¹

*Memorandum
an die Abteilung für das Druckwesen beim ZK der RKP (B)*

(...)

Ohne sich in irgendeiner Weise auf die völlig überflüssige Polemik mit den Gruppen einzulassen, die monopolistisch auf die Bezeichnung „proletarisch“ präsentieren, ist „Pereval“ der Auffassung, daß in der schweren ökonomischen Situation des Landes, der Kampf mit allen möglichen dekadenten und reaktionären

¹ Pereval: Der Gebirgspaß.

¹ VOKP: Allrussische Vereinigung der Bauernschriftsteller

Werkstätten im jungen Schriftstellermilieu nur bei gegenseitiger Unterstützung möglich ist, einer engen gesellschaftlichen Zusammenarbeit und sofortiger Durchführung einiger Maßnahmen:

Dazu rechnet „Pereval“ die folgenden:

1. Es ist notwendig, sofort ganz ernsthaft und aufmerksam die erschreckende materielle Lage des Schriftstellers zu untersuchen, die ihn durchwegs vor die völlige Unmöglichkeit einer schöpferischen Arbeit gestellt hat. Von dieser Seite aus betrachtet hält „Pereval“ die sofortige Schaffung einer Sonderkommission beim ZK für einen ökonomisch rechtmäßigen Schutz der Schriftsteller für unumgänglich. Zu den Fragen, die keinerlei Aufschub dulden, gehört vor allem die Wohnfrage, die für einen Schriftsteller von entscheidender Bedeutung ist. 50 Prozent der Mitglieder des „Pereval“ wohnen unter unwahrscheinlich schwierigen Bedingungen. Ein Teil hat überhaupt keine Wohnung. Besondere Aufmerksamkeit muß dem Fond gewidmet werden, der bis heute in der Luft hängt, während eine ganze Reihe von Autoren keine ständige Arbeit haben und buchstäblich hungern.

2. Die rechtliche Situation des Arbeiter- und Bauernschriftstellers ist völlig ungeklärt und der existierenden Gesetzgebung für Popen, Makler, Advokaten und andere Personen, der sogenannten freien Berufe, angeglichen. Es ist notwendig, alle Schriftsteller, die zu den Arbeiter- und Bauerngruppen gehören, mit Rechten auszustatten, die sie den Arbeitern gleichstellen.

Die tarifliche Frage ist für die Autoren brennend genug; um schon gar nicht von der miserablen Bezahlung der schriftstellerischen Arbeit zu reden, halten es fast alle Redaktionen und Verlage für richtig, die Ausbezahlung des Honorars manchmal Monate lang zurückzubehalten und es krümelweise zu bezahlen.

3. Zu den schweren Bedingungen der produktiven Arbeit des Schriftstellers kommen noch alle Schwierigkeiten dazu, die mit der Herausgabe ihrer Werke zusammenhängen. Die Mehrzahl der literarischen Verlagsabteilungen werden von Personen geführt, die in ihrer Arbeit subjektive Interessen von Gruppen auf Kosten der Arbeiter- und Bauernschriftsteller überhaupt durchführen. Die Willkür, die in Verlagen herrscht, ist durchwegs mit Geschmäckern, Stimmungen und Neigungen verbunden.

4. Die Kritik, die für die Formierung der schriftstellerischen Persönlichkeit von kolossaler Bedeutung ist, trägt bei uns völlig zufälligen und systemlosen Charakter. Wir halten es für unerlässlich, die Aufmerksamkeit auf die Werke der schöngestigten Literatur zu verstärken. Es sollten auch die entsprechenden Abteilungen der Zeitungen und Zeitschriften erweitert, die volle Verantwortung der Kritik eingeführt und bestimmten Gruppen ganz und gar verboten werden, ihre polemischen Ausfälle und Urteile in den Zeitschriften allgemeinen Leitungsscharakters zu drucken; dorthin gehört eine objektive Bewertung die den durchschnittlichen Leser nicht verwirrt.

Leitung des „Pereval“: Artem Wesjolyj, A. Kosterin, N. Sarudin, B. Nasedkin, D. Petrowskij.

KRUG¹

Deklaration der Verlagsgenossenschaft der Schriftsteller des „Krug“.

Im Prozeß des sozialen Kampfes, der sich mit dem organischen Wachstum des Landes verknüpft, hat Sowjetrußland gegenwärtig eine solche Stufe erreicht, bei der unvermeidlich die Frage gestellt werden muß, wie die bereits erlangten kulturellen Errungenschaften in der historischen Entwicklung zu sichern sind; das gilt für das Aufpfropfen und die Verbreitung neuer kultureller Gewohnheiten im Lande. Mit anderen Worten, das Sowjetische Russland muß heute seine Kräfte auf die Arbeit der Reorganisation der alten und die Formierung der neuen Lebensweise richten.

Für die russischen Schriftsteller, die in der Genossenschaft „Krug“ zusammengeschlossen und die Grundlagen der von den Sowjets durchgeführten revolutionären Arbeit ideologisch teilen, ergibt sich aus der oben genannten Grundposition die allgemeine literarisch-gesellschaftliche Aufgabe ihrer Vereinigung. Sie besteht in der Widerspiegelung der neuen Lebensweise Sowjetrußlands und den sozialen, psychologischen und ideellen Erscheinungen, die die Entstehung neuer Formen gesellschaftlicher Beziehungen bedingt haben, d. h. der russischen Lebensweise überhaupt. Die Aufgaben durch ihre literarisch-gesellschaftliche Tätigkeit mit der modernen „kulturistischen“ Richtung der sowjetischen Arbeit derart eng verknüpft, hat „Krug“ nicht die Absicht, der russischen Literatur eine dienende oder agitatorische Bedeutung zu geben, betont aber als sein literarisch-gesellschaftliches Ausgangsprogramm die *künstlerischen Brechungen und Widerspiegelungen der russischen Revolution, der russischen Wirklichkeit und des russischen Lebens.*

Die künstlerischen Methoden, die von den Autoren für die Realisierung dieses literarisch-gesellschaftlichen Programms angewandt werden, können verschiedenartig sein, in Abhängigkeit von der Individualität des einen oder anderen Autors, aber „Krug“ hält eine solche Interpretation für die ihr am nahestehendsten, die *ein realistisches Weltgefühl und Weltverständnis als Grundlage hat.*

„Krug“ überläßt der literarischen Tätigkeit verschiedener künstlerischer und künstlerisch-gesellschaftlicher Gruppierungen, die zu ihrer Aufgabe die Förderung der Agitationsarbeit der Sowjetmacht auf dem Weg der dieser in der Literatur entsprechenden Tendenz gemacht haben, das Nötige; die Schriftstellergenossenschaft „Krug“ sieht daher die Grundlage ihrer künstlerischen Position in der *künstlerischen Erkenntnis aller Seiten des materiellen und geistigen*

¹ Krug: Der Kreis

Lebens unserer Epoche. „Krug“ ist fest davon überzeugt, daß nur die Entwicklung dieser genannten Grundpositionen, unter der Bedingung der freien Wahl der Mittel des Kunstwerks durch den Künstler wirklich die Blüte der russischen Literatur fördern wird und damit das Studium, die Erkenntnis und die Einführung neuer Formen gesellschaftlicher Beziehungen.

Mitgliederliste der Schriftstellergenossenschaft „Krug“. Aleksejew, G. W. Arosew, A. J. Artem, Weselyi, Babel, I. E. Bagritzkij, E. G. Belyj, A. Bogomilskij, D. K. Woronskij, A. K. Gladkow, F. W. Gorbow, D. A. Guber, B. A. Gorkij, M. Sasubrin, W. Samjatin, E. I. Soschtschenko, M. M. Iwanow, W. W. Kawerin, W. A. Kasin, W. W. Kasatkin, I. M. Katajew, V. P. Klytschkow, S. A. Kin, W. P. Konar, F. M. Leshnew, A. S. Leonow, L. M. Ljaschko, N. N. Malyschkin, A. G. Nisowoj, P. Nikitin, N. N. Nowinow-Priboj, A. S. Ognjow, N. Oljescha, J. K. Oreschin, P. W. Pasternak, B. L. Pilnjak, B. A. Prischwin, M. M. Sajanow, W. Swetlow, M. A. Selwinskij, I. L. Semjonow, S. A. Sejfulina, L. N. Slonimskij, M. L. Sokolow-Mikitow, I. Tichonow, A. N. Tichonow, N. S. Tolstoj, A. N. Tynjanow, J. N. Fadejew, A. A. Fedin, K. A. Försch, O. D. Tschapugin, A. P. Tschetwerikow, Dm. Schischkow, W. J. Juresanskij. (o. J.)

Über Sozialistischen Realismus

Die Aufgabe der Literatur bestand schon immer darin, die Klasse zu organisieren, deren Exponent sie war. Selbst dann, wenn die Literatur sich Kunst um der Kunst willen nannte und sich vergeblich von politischen, religiösen oder kulturellen Zielen distanzierte, diente sie ihnen in Wirklichkeit, denn die sogenannte pure Literatur ist ebenfalls eine bestimmte Widerspiegelung eines bestimmten Zustands der Klasse, der sie entstammt.

Die machtvollen jungen Klassen, denen es obliegt, die ganze Gesellschaft umzugestalten, neue Methoden zur Erschließung der Natur durch den Menschen zu entwickeln, neigen zum Realismus. Das ist begreiflich, denn sie müssen sich auf die Umwelt orientieren, sie müssen ganz genau sich selbst, die Natur, die gesellschaftlichen Kräfte erkennen, die ihnen feindlich gegenüberstehen, wie auch die Errungenschaften, die es zu erkämpfen gilt.

Seinerzeit, in ihrer Jugend, bekundete auch die Bourgeoisie Liebe zum Realismus in allen Kunstgattungen. Die Bourgeoisie hat sich aber überlebt, und wir können feststellen, welche Bewandtnis es mit dem Realismus in den verschiedenen Etappen ihrer Entwicklung hat.

Zunächst war das ein fortschrittlicher Realismus: die bürgerlichen Satiriker verspotteten die oberen Klassen, sie traten für die bürgerliche „Tugend“ ein und kleideten die bürgerliche Ideologie in tönende, schillernde Formen, um sie zur Ideologie aller unterdrückten Massen zu machen, die der Bourgeoisie Gefolgschaft leisteten. Diese Jugendzeit verging aber. Realisten anderer Art traten auf den Plan. Diese richteten sich schon einfach nach ihrer Umwelt, sie entwarfen

eindrucksvolle Bilder der Wirklichkeit; das waren aber satte Bilder, obwohl die größten Vertreter dieser zweiten Phase des Realismus (z. B. Balzac oder Dickens) nicht genau wußten, wohin sie die Gesellschaft führen, wozu sie sie aufrufen sollten, und nicht klar unterscheiden konnten, wo ihr richtiger Feind war, ja sich nicht einmal deutlich Rechenschaft darüber ablegten, in wessen Namen sie eigentlich schrieben. Dennoch meinten sie einer künstlerischen Wahrheit zu dienen, und lieferten erstaunliche Skizzen des Milieus, aus denen man mitunter ungemein weitgehende Schlußfolgerungen ziehen kann.

Wie seltsam das auch scheinen mag, dienten sie objektiv meistens dem Proletariat, nicht dem Proletariat ihrer Zeit, das noch unterentwickelt war, sondern dem späteren Proletariat, das solchen Realisten eine Waffe für sein Arsenal entlehnen kann.

Ferner unterscheiden wir ein drittes Entwicklungsstadium, in dem der kleinbürgerliche Realist anfängt, die Wirklichkeit zu beklagen, sie stößt ihn ab. Vom abscheulichen und dürfigen Gesellschaftssystem fällt ein Schatten sogar auf die Natur selbst, auf das Weltbild; so entwickelt sich ein pessimistischer Realismus (ein Musterbeispiel dafür ist Flaubert).

Von hier ist es gar nicht weit zum Naturalismus, der es darauf anlegt, die Gesellschaft naturwissenschaftlich zu schildern, ohne an etwas zu appellieren, ohne irgendwelche Rezepte zu geben, vielmehr geschieht das mit einem Höchstmaß an Gleichgültigkeit. Eine solche Schreibweise schwiebte Zola vor. Bekanntlich sprengte er aber diese Rolle. Ausbrüche von Entrüstung oder Trübsal sind dabei möglich, zum guten Geschmack gehört aber ein gleichmütiges Abkonterfeien.

Selbstverständlich gibt es bei unserem Aufbauwerk immer noch sehr viel Unfertiges, auf Schritt und Tritt stoßen wir uns an allerlei Mängeln, ja Übergriffen, an ärgerlichen Details. Der Künstler darf sie keineswegs verschweigen; wenn er sie als Etappen der Bewegung, als Momente auffaßt, die man überwinden muß und die auch wirklich überwunden werden, dann ist das eine Sache für sich, wenn er aber sie als etwas Selbständiges, ja Unüberwindliches hinstellt, dann wirkt das als Kritik auf unseren Kampf, als Verurteilung unseres gesamten Aufbauwerks. Das versteht sich von selbst.

Der sozialistische Realismus ist nämlich an sich aktiv. Er nimmt die Welt nicht einfach wahr, nein, er ist bestrebt, sie umzugestalten. Um dieser Umgestaltung willen sucht er sie denn zu erkennen, deshalb tragen alle seine Bilder einen unmißverständlichen Stempel. Er weiß, daß Natur und Gesellschaft dialektisch sind, daß sie sich unablässig in Gegensätzen entwickeln, und er prüft vor allem diesen Pulsschlag, diesen Lauf der Zeit.

Zudem ist er zielstrebig, er weiß zwischen Gut und Böse zu unterscheiden, er bezeichnet die Kräfte, die die Bewegung hemmen, und die Kräfte, die ihr dynamisches Streben zum großen Ziel fördern. Dadurch wird jede künstlerische Figur von außen und innen her völlig neu beleuchtet. Deshalb hat der sozialistische Realismus eine besondere Thematik, denn er legt gerade darauf Wert, was mehr

oder minder direkt mit dem zentralen Prozeß unseres Lebens, mit dem Kampf um die völlige Umgestaltung auf sozialistischen Bahnen zusammenhängt... Wir besitzen schon bedeutende Werke dieser Art, Werke eines zielstrebigen, aktiven, dialektischen Realismus: des sozialistischen Realismus. Ein Beispiel dafür ist die großartige Romanchronik Maxim Gorkij's „Klim Samgin“, deren dritter Band bereits erschienen ist. Der Roman setzt sich zwar mit einer unfernen Vergangenheit und nicht mit der Gegenwart auseinander, zeigt aber, wie dort der Zusammenbruch einer ganzen Reihe sozialer Kräfte vorbereitet wurde und wie dort die eiserne Saat des Bolschewismus keimte.

Auf der gleichen Höhe steht der jüngste Roman Scholochows „Neuland unterm Pflug“, dessen überwältigende Wirkungskraft von der Glaubwürdigkeit seiner Gestalten und zugleich von der gewaltigen Konzentration der Willenskraft, Sympathie, des Verständnisses ausgeht und davon, daß der Autor dynamisch ins Geschehen eingreift.

In unserer Poesie haben wir ebenfalls reife Vertreter der sozialistischen Tendenz: dazu gehörte der verstorbene Majakowskij, dazu gehört Besymjenskij und andere.

Hier könnte man sich fragen, ob das denn nicht etwa schon in gewisser Hinsicht Romantik sei: die sowjetischen Realisten zeichnen ja nicht einfach die Umwelt, wie sie wirklich ist, sondern tragen in sie Eigenes, Subjektives hinein — ob das nicht etwa eine Umkehr zur Romantik sei? Das stimmt schon. Nicht von ungefähr sprach Gorkij wiederholt darüber, daß die Literatur sich über die Wirklichkeit stellen muß, daß allein schon die Erkenntnis der Wirklichkeit dazu nötig ist, um sie zu überwinden, und Gorkij bezeichnete diese kämpferische und tatkräftige Überwindung der Wirklichkeit in ihrer künstlerischen Gestalt als Romantik.

Unsere Romantik stellt aber nur einen Teil des sozialistischen Realismus dar. In gewisser Hinsicht ist der sozialistische Realismus sogar ohne einen Schuß Romantik undenkbar. Darin gerade unterscheidet er sich von einer teilnahmslosen Protokollführung. Das ist Realismus und Enthusiasmus, Realismus und Kampfbereitschaft. Wenn dieser Enthusiasmus, diese kämpferische Stimmung überwiegt, wenn zum Beispiel zu satirischen Zwecken Hyperbeln oder Karikaturen ins Treffen geführt werden, wenn wir eine uns real noch unbekannte Zukunft schildern oder einen im Leben noch unfertigen Menschentyp vollenden und ihn voller Fleisch und Blut zeichnen, einen Menschen, der uns erst als Vorbild vor Augen steht, dann verleihen wir romantischen Elementen das Übergewicht.

Dies aber bringt unsere Romantik der bürgerlichen Romantik keineswegs näher. Die bürgerliche Romantik ergab sich aus der Unzufriedenheit mit der Wirklichkeit, ohne das geringste Programm ihrer Umgestaltung und ohne die geringste Hoffnung, sie zu besiegen. Die bürgerliche Romantik läuft auf einen unerfüllbaren Traum hinaus. Deshalb gewinnt sie entweder den Charakter „purer“ Kunst („sich im Reich der Schönheit trösten“) oder den Charakter mystisch-religiöser Exaltation oder aber den Charakter eines grauenhaften Alpdrucks.

Die Bourgeoisie hatte allerdings hochsinnigere Formen der Romantik. Diese bestanden darin, daß sie ihr Programm, ihre geschichtliche Rolle mit Illusionen zu schmücken versuchte. Dabei logen die besten Vertreter der Bourgeoisie miteinander, sie waren aufrichtig, sie glaubten an die Größe ihrer Sendung. Sehr oft wurden dabei die Farben aus der Vergangenheit, aus Lebensperioden der Menschheit geschöpft, die als Hoch-Zeiten betrachtet wurden, zum Beispiel aus der Antike, aus dem Mittelalter, oder sogar aus biblischen Zeiten.

Wie Marx und Engels vermerkten, hat die sozialistische Bewegung es gar nicht nötig, sich mit diesem alten Gefieder zu schmücken. Sie weisen aber an gleicher Stelle darauf hin, daß wenn die sozialistische Bewegung es nötig hätte, sich in ihrem ganzen Glanz zu manifestieren, so würde sie ihren Schmuck nicht der Vergangenheit, sondern der Zukunft entlehnen. Eine solche Entlehnung von Schmuckwerk aus der Zukunft bedeutet auf keinen Fall Illusionen hegen.

Das ist es gerade: auch unsere Kunst ist mit der Wirklichkeit unzufrieden, daher ihre Verwandtschaft mit der Romantik. Da die Wirklichkeit sie aber nicht befriedigt, ist ihr darum zu tun, sie umzugestalten, und sie weiß, daß sie das tun kann. Das Land, in das von Zeit zu Zeit sich zu versetzen, um auszuspannen und Kräfte zu sammeln, eine Wonne ist, heißt Zukunft. Das ist nicht einfach „ein Vorgefühl der Harmonie künftiger Wonne“, die Stschedrin verhöhnte, sondern ein Träumen von der Verwirklichung unserer großen Pläne, an deren Fundament wir heute arbeiten. Bekanntlich sagte Lenin, daß man sich einen wirklich guten Kommunisten nicht vorstellen kann, der nicht die Fähigkeit hätte, zu träumen.

Das wären in allgemeinen Zügen die Grundlagen des sozialistischen Realismus, einer Richtung, die schon heute deutliche Formen angenommen hat. Natürlich ist noch Zeit erforderlich, damit sie sich innerlich formt, damit der diesem Genre eigene proletarische Stil, seine gesamte Thematik hinreichend ausgeführt und erfüllt werden. Das ist aber die Funktion unserer Literatur wie auch aller anderen Formen unserer Kunst, deren sukzessive Entfaltung wir schlagenden Herzens in nächster Zukunft beobachten werden.

Anatolij Lunatscharskij. (Anfang der 30er Jahre)

Friedrich Hitler Manifeste, Literatur und der Große Oktober

I.

Die Oktoberrevolution ist ein halbes Jahrhundert alt. Drei Generationen ihrer Anhänger feiern einen Tag, der eine neue Epoche einleitete. Kein Zeitgenosse, auch jener, den dieser Anlaß nur einen Augenblick seines Alltags lang beschäftigt, kann sich einer Stellungnahme zum Roten Oktober entziehen. Das gesamte gesellschaftliche und politische Leben aller Länder ist durch dieses Ereignis, seine Folgen und Perspektiven beeinflußt worden. Hier hatte zum ersten Mal die marxistische Theorie der Gesellschaft und des Menschen in die Praxis der Geschichte eingegriffen — durch das zielbewußte Handeln der bolschewistischen Partei und den politischen Willen der russischen Arbeiter und Bauern.

Ein frühes Buch über die „Zwölf Tage, die die Welt erschütterten“ — die Darstellung des Amerikaners John Reed — widerlegt auch heute noch alle Darstellungen der bürgerlichen Geschichtsschreibung über eine angeblich organisierte Gewaltaktion der „roten Verschwörerclique“ — der Große Oktober war die Revolution mit dem Volk, für das Volk, ja — noch mehr als die Selbstbefreiung der Arbeiter und Bauern Rußlands war er: wie man den Oktober auch begreifen mag — und dies hängt weitgehend von gesellschaftlichen und persönlichen Erfahrungen, denen Menschen unterliegen, ab — diese Revolution war der Anfang globaler Veränderungen, die über das Jahr 2000 hinausweisen.

Der Sowjetbürger des Jahres 1967 wird regelmäßig konfrontiert mit den Perspektiven der Zivilisation im Jahr 2000. Bemerkenswert sind die Gegenüberstellungen der Konzeptionen führender Wissenschaftler hochentwickelter Industrieländer des Westens und der UdSSR. Sei es in der Frage der Erforschung und Auswertung des Kosmos (Max Born und A. Blagonrawow), der Biochemie und Ernährungswissenschaft (A. Asimow, USA und I. Bestushev, UdSSR) oder der Biologie und Genetik (Bentley Gless und W. Jefroimson), allen Beiträgen ist eine Forderung gemeinsam: im Namen des Friedens und der Bedürfnisse der ganzen Menschheit ist *Planung notwendig*. Doch Planung für wen? Die westlichen Wissenschaftler erkennen die Notwendigkeit der Planung für die Wissenschaft, sie begreifen auch, daß die spezifischen Probleme ihres Faches zunehmend mehr gesellschaftlichen Charakter erhalten und formulieren die vielen Fragen,

die, durch den Fortschritt der Wissenschaft hervorgerufen, das Leben aller Menschen weiter verändern werden. Aber: die Möglichkeiten der praktischen Veränderungen sehen sie nicht, ihre Beiträge haben den pessimistischen Unterton der Ausweglosigkeit, sei es, weil sie meinen, dies werde sich mit der Zeit schon von selbst ergeben, sei es, weil sie sich auf die Regeln einer abstrakt gesehenen praktischen Vernunft verlassen, nicht aber auf das politische Bündnis vernünftig handelnder Menschen. Die soziale und politische Wissenschaftsplanung hat hier beliebigen Charakter, was nichts anderes heißt, als daß die Widersprüche zwischen Planung und Praxis nicht in den Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Gesellschaftsordnung erkannt werden. Im Gegensatz dazu steht die Prognostik der sowjetischen Experten. Zwar teilen sie viele Einzelergebnisse der Wissenschaft mit ihren westlichen Kollegen, doch sie verweisen dagegen auf die Zusammenhänge zwischen der herrschenden Sozialordnung und Planung der Zukunft, die objektive und subjektive Notwendigkeit einer von den irrationalen Gesetzmäßigkeiten des Kapitals befreiten Welt. Eines wird in der Tat immer offenkundiger: die planmäßige Umsetzung wissenschaftlicher Erkenntnis in Praxis setzt die Veränderung der sozialen Verhältnisse im sozialistischen Sinn voraus. Analog zu den pessimistischen Prognosen bürgerlicher Ideologie im 19. Jahrhundert mißachtet die entsprechende Ideologie des 20. Jahrhunderts ebenso die Ursachen der gegenwärtigen Misere der Welt, um schließlich mit, dem Wesen der Sache nach, längst formulierten Argumenten die Philosophie einer miserablen Zukunft an die Wand zu malen. Allerdings stehen sich heute nicht nur Theorien über die Zukunft gegenüber, sondern Theorie und Praxis.

Die 50jährige Geschichte des Großen Oktobers widerlegt die Philosophie einer miserablen Zukunft: sie erteilt Auskünfte über die Möglichkeiten großer Veränderungen. Dem unbeweglichen Koloß von Analphabeten und Muschiks in Fußlappen und Bastschuhen, wie die gebildeten Liberalen des fortgeschrittenen Westeuropa über das alte Rußland zu lästern pflegten, ist mit der Sozialisierung der Produktionsverhältnisse der Sprung in die Zukunft gelungen. Eine Formulierung des deutschen Schriftstellers Weiskopf aus dem Jahr 1927 über die Sowjetunion kann heute nicht mehr bezweifelt werden — das „Umsteigen ins 21. Jahrhundert“.

Das Umsteigen fand aber nicht beim Ausflug an einem Sonntag statt: der Imperialismus hatte dem Sowjetstaat keine andere Wahl gelassen, als unter permanenten kriegswirtschaftlichen Bedingungen den Sozialismus aufzubauen. Während es jedoch heute — selbst ohne marxistische Analyse — offenkundig ist, daß der Kapitalismus in der imperialistischen Phase seine soziale und wirtschaftliche Stabilität nur durch Rüstung garantieren kann, ist es der Sowjetunion trotz einer aus politischen Gründen aufgezwungenen Rüstung gelungen, eine Friedenswirtschaft zu entwickeln, die hundertjährigen Industriegesellschaften voraus ist: das Bildungssystem ermöglicht 50 Prozent der Arbeiter- und Bauernkinder die Teilnahme an höherer Bildung, die allgemeine Berufshilfe und

Vorbereitung auf die Automation garantieren soziale Sicherheit und die berufliche Entfaltung der Persönlichkeit, die Anteilnahme am gesellschaftlichen Leben, durch Organisationen gewährt, setzt vielfältige Möglichkeiten individueller Befriedigung frei — der arbeitende Mensch wird gebraucht. In dem entwickelten sozialistischen System der UdSSR wird die Wissenschaft immer mehr als unmittelbare Produktivkraft umgesetzt: die UdSSR verfügt heute über das größte Reservoir an wissenschaftlicher, technischer und künstlerischer Intelligenz — von 200 000 Angehörigen der Intelligenz im Jahr 1913 stieg die Zahl auf 13 Millionen im Jahre 1966; die Entwicklungspolitik in den asiatischen Republiken der UdSSR ist ein Modell für die Dritte Welt: Gebiete, die 1917 feudalistisch oder vorfeudalistisch organisiert waren, weisen heute die wichtigsten Faktoren einer entwickelten Gesellschaft auf — Basisindustrie, Volksbildung und -hygiene.

Natürlich ist die Sowjetunion kein „Paradies“. Dem Besucher werden viele Mängel auffallen. Das grundsätzlich Neue der Sowjetgesellschaft werden viele nicht begreifen, ja für „Propaganda“ halten, denn, was er, beispielsweise der westdeutsche Besucher, an Zusammenhängen sieht, ist ein Reflex der Ideologie, der er ständig ausgesetzt ist. Mit dem „gesunden Menschenverstand“, poetischer Rußlandromantik und politischer Aufgeschlossenheit wird er einige Verbesserungen konzedieren, quasi nach dem Modell einer ordentlichen Buchführung; er wird eingestehen, daß es dort auch „gute“ und „schlechte“ Menschen, nützliche und schädliche Dinge gibt, eben wie überall auf der Welt.

In unserem Land ist das Verhältnis zur UdSSR besonders gestört. Brecht verglich es einmal mit dem Bild von dem stolzen Karthago und dem großen Rom. Die Mehrheit der westdeutschen Bevölkerung hat zwar Stalingrad nicht vergessen, weil sie nicht noch einmal in einen grausamen Krieg gehetzt werden will, aber die Herrschenden unseres Landes verhalten sich, wenn auch hinter freundlichen Phrasen versteckt, genauso, als wollten sie wieder eine empfindliche Schlappe wettmachen. Wenn auch für die Masse der werktätigen Menschen der BRD der Krieg wirklich vorüber und das Bedürfnis nach Frieden vorhanden sind, so werden ihre Hirne jedoch wieder von einem System ideologischer Verdummung bearbeitet, das nur wenige die Gründe vergangener und gegenwärtiger Kriege durchschauen läßt. Das hat viel mit der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und der Sowjetunion zu tun ...

Jede Revolution macht die über aller Geschichte stehende Objektivität des Urteils fadenscheinig: hier gibt es nur ein Für und Wider, bei allen Unterschieden in der Bewertung einzelner Fakten. Wer sich aber heute in der Bundesrepublik über den Großen Oktober informieren will, steht fast hilflos vor einer Literatur, die alle Variationen antisowjetischer Vorurteile liefert. Die Geschichte dieser Revolution und der UdSSR in der traditionellen deutschen Ostforschung ist im Grunde genommen ein Beitrag zur Geschichte deutscher Vorurteile und Konterrevolutionen: Sie prägen den Unterrichtsstoff aller Lehranstalten. Auf der teutonisch zurechtgebastelten Grundlage eines recht unchristlichen Abendlandes wer-

den hier alle reaktionären Strömungen in die Hirne der Lernenden geleitet, die sich dann besonders gut für das „Bollwerk“ und den „Drang nach dem Osten“ benutzen lassen. Freilich gibt es hier ein tieferes Problem: die Rußlandforschung und die Sowjetologie sind immer noch eine Domäne der Reaktion. Den detaillierten Kenntnissen der meisten etablierten Fachleute kann die westdeutsche Linke zumeist nur oberflächliches Wissen entgegensetzen. Allerdings hat inzwischen die Wissenschaft der DDR für die progressive deutschsprachige Geschichtsschreibung viele Hypothesen aufgearbeitet und unbearbeitete Gebiete erschlossen. Hier gibt es Arbeiten, die für das Verhältnis der Deutschen in beiden Staaten zu den Völkern der UdSSR von Bedeutung sind.

Nicht weniger bedeutsam ist hier das „andere Deutschland“ — die Haltung fortschrittlicher deutscher Autoren. Die Pseudoencyklopädisten des Themas „Literatur und Revolucion“ aus der Zeit des kalten Krieges, wollten aus der Geschichte des Kampfes, der Hoffnungen und Resignationen, die mit der Oktoberrevolution und der UdSSR verbunden sind, beweisen, daß die Geschichte der Oktoberrevolution im Bewußtsein der Schriftsteller eine Geschichte des Betrugs gewesen sei. Die Äußerungen fortschrittlicher deutscher Literaten und Künstler zeigen durch alle Jahre hindurch eine komplexe, in jedem Fall jedoch solidarische Haltung mit dem bedrohten Sowjetstaat: von dem Komitee zur „Organisierung der Arbeiterhilfe für die Hungernden in Rußland“ (1921) über Veranstaltungen, Aufrufe und Reisebeschreibungen über die Sowjetunion bis zu Aktionen gegen den drohenden Vernichtungskrieg des ersten sozialistischen Staates durch das faschistische Deutschland. Diese Haltungen sind bis heute erkennbar und wichtig, wo sich die Regierung der BRD erneut einer imperialistischen Großmachtpolitik verschrieben hat. Das in Bonn viel bemühte „friedliche Verhältnis zu den Völkern Osteuropas und der Sowjetunion“ im Munde von Legationsräten, Ministern und Generälen mit Kampferfahrung im Osten stößt bei Sowjetbürgern auf taube Ohren. — Wenn es — von sowjetischer Seite aus gesehen — um das Vertrauen in die deutsche Nation geht, dann zählen viele deutsche Schriftsteller — einige Namen mögen genügen: die Brüder Mann, Tucholsky, O. M. Graf, Feuchtwanger, L. Frank, A. Zweig, Döblin, A. Seghers, Stephan Hermlin, Toller, Remarque, Kisch, Becher, Wolff, Weinert, Renn, Brecht, Bredel u. a. — Die Oktoberrevolution beeinflußte die politische Einstellung und die künstlerische Arbeit sozialistischer und vieler bürgerlicher Autoren. Koeppen, Böll, Walser, Kipphart und viele andere ins Russische übersetzte Autoren der BRD zeigen dem Sowjetbürger, daß hierzulande auch ein anderes Wort gesprochen wird als das der Strauß, Kiesinger, Wehner, Jaeger und Guttenberg. Jene erinnern an den Sommer 1941, die verbrannte russische Erde und 25 Millionen Tote, diese an die Solidarität in schweren Jahren. Käthe Kollwitz hatte Silvester 1917 in ihr Tagebuch geschrieben: „Gegeben hat es neue Ausblicke durch Rußland. Von da ist etwas Neues in die Welt gekommen, was mir entschieden vom Guten zu sein scheint.“ Aber das Alte wollte das Neue wieder abschaffen; so schrieb

Oskar Maria Graf 1931: „Die Angst jener, die ‚alles zu verlieren haben‘, schrekt vor keinem Mittel zurück. Die Geschichte lehrt uns, daß der Kapitalismus, sobald er sich bedroht sah, die verwerflichsten Kriege anzettelte, um die Massen abzulenken. Verwüstete Länder, Millionen von Leichen waren das Resultat solcher Ablenkungsmanöver. Die Hyänen des Profits triumphierten, ihr Vaterland war wieder einmal gerettet. Jeder imperialistische Krieg hat eine solche Ursache und einen solchen Ausgang. Nicht Friede ist das Ziel, sondern Eroberung neuer Ausbeutungsgebiete, Niederhaltung und Knebelung der Massen, die jenen Hyänen des Profits ihre Reichtümer erarbeiten... Daß eine Kriegsgefahr gegen die Sowjetunion besteht, ist aus allen Machinationen ihrer Feinde erkenntlich. Es heißt, diesem Lande, diesen vereinigten Völkern, diesem Sechstel der Erde, welches mit wahrhaft heroischer Kraft und unerbittlichem Willen zum Vaterland aller Sozialisten der Welt gemacht worden ist, beizustehen, wann immer es gilt.“ Die imperialistische Kriegsrolle gegen die Sowjetunion hatte das faschistische Deutschland übernommen. Eine gute Folge sei hier genannt — die rote Fahne auf dem Brandenburger Tor. Sie war der Anfang eines, wie die *Times* zu Recht meint, „merkwürdigen“ Staatsgebildes — der DDR, die so merkwürdig ist, weil sie den ersten friedlichen deutschen Staat im 20. Jahrhundert darstellt. Aber: trotz der kolossalen Menschenopfer konnte der amerikanische Imperialismus, mit einer antifaschistischen Glorie versehen, das alte Pokerspiel von neuem beginnen — mit dem imperialistischen Deutschland der militärischen Abenteurer und Verlierer des 20. Jahrhunderts. Allerdings war nun der Sozialismus stärker als je zuvor: auf andere Weise als im Petrograder Oktober 1917 folgten sozialistische Revolutionen; in Osteuropa, China ...

II.

Heute ist der Imperialismus nicht mehr imstande, das Land der Oktoberrevolution zu vernichten, es sei denn, er wollte Selbstmord begehen. Viele fragen nun: sind die Vermächtnisse des Roten Oktober durch das Sicherheitsbedürfnis der UdSSR aufgehoben worden? Ist die UdSSR ein stiller Komplize der „reichen“ Kapitalisten geworden?

Die Probleme und Konflikte in der sozialistischen Weltbewegung drücken sich u. a. bei der linken Opposition in der Bundesrepublik in Kontroversen aus, die das Verhältnis zur Oktoberrevolution, der UdSSR und den anderen sozialistischen Staaten Europas, vor allem aber gegenüber der DDR, mitprägen. Der Mangel historischer Kenntnisse über die Oktoberrevolution führt zu Fehlschlüssen, weil man sich mit bloßen Aufzählungen der Mißstände in Vergangenheit und Gegenwart und ganz neuen „revolutionären“ Vorschlägen über Strategie und Taktik begnügt, um dann die „Reinheit“ der Revolution als beschädigt zu bezeichnen.

Man verwechselte schon immer in solchen Kreisen die Dekrete, Direktiven, Reden und Manifeste des Jahres 1917, in denen der politische Wille der Revolutionäre zum Ausdruck kam, mit der organisatorischen und politischen Massenarbeit, die einen solchen Willen erst umsetzbar macht. Deshalb halten jene „Revolutionäre“ jenseits sowjetischer Grenzen die heutigen Berichte aus der Sowjetrepublik für trocken und großväterlich. Allerdings ist die revolutionäre Romantik jener Zeit in der Sowjetunion des Jahres 1967 einer revolutionären Sachlichkeit gewichen. Die Praxis der Entbehrungen, Erfahrungen und Schwierigkeiten beim Aufbau des Sozialismus, die Komplexität der Deformationen unter Stalin, der barbarische Krieg der Faschisten im Lande und die weltpolitische Verantwortung für den Frieden mußten nüchtern machen, wachsam und überlegter als zuvor. Der Große Oktober ist keine Heldenoper, in der mit schmetternden Fanfaren ein faszinierendes und buntes Ereignis gefeiert wird: 1917 gab es keine Mikrophone für die Redner. Die Stimme wurde heiser. Wer heute leiser spricht, kann uns über die Revolution zuverlässige Auskünfte geben — die Revolution des eigenen Volkes und die Revolution aller noch unterdrückten Völker.

Aus Frankfurt am Main (Kursbuch, 9,67) kommt nun in diesem Jahr die Verkündigung der neuen Revolution zu uns — der dritten: von Kronstadt über Ungarn 56, nach Peking und Vietnam. Obgleich hier sehr verschiedenartige, nach ihren jeweiligen Ursachen und Wirkungen zu bestimmende historische Erscheinungen beschrieben werden, ist ihr Code die „wahre“ Revolution — in Wirklichkeit aber die gegen den „Bürokratismus“ der etablierten kommunistischen Parteien. Die „Vermutungen über die Revolution“ aus dem „Kursbuch“ sind für neuere Tendenzen innerhalb der westdeutschen Linken symptomatisch. Enzensberger schließt seinen Kommentar über den Aufstand der Kronstädter Matrosen mit dem Aufruf zur dritten Revolution. Etwa zur selben Zeit wie das Kursbuch 9 erschienen seine „Äußerungen zur Politik“ (Deutschland, Deutschland unter anderem. Suhrkamp, 203). Er beschreibt dort unter anderem seine „Urlaubsgründe“ von der deutschen Frage: „Unter den deutschen Fragen findet sich kaum eine, die zeitgenössisch wäre. Sie erinnern samt und sonders an eine Zeit, die längst vergangen ist: sie sind anachronistisch.“ Zu diesen Fragen gehören der „Alleinvertretungsanspruch“ Bonns, das „Pochen auf die Grenzen von 1937“, die „Notstandsgesetze“, die „Formierte Gesellschaft“ und die „Reden der NPD-Führer“. Man müsse sich schämen, meint er, über die Bonner Politik weitere Worte zu verlieren. Enzensbergers Fazit aus dem deutschen Anachronismus lautet: „Die Zumutung, die Probleme dieser Art an einen denkenden Menschen stellen, liegt darin, daß sie keine sind.“

Natürlich sind das keine intellektuellen *Probleme*, sondern Ansprüche der Herrschenden, die handeln, und denen nur mit Handeln zu begegnen ist.

Die Absicht von Enzensbergers Desengagement mag die beste sein. Er hat auch in vielem gezeigt, daß er nicht wider die politische Vernunft, sondern gegen seine

eigene Ideologie handelt. Die Ideologie der provokatorischen Beurlaubung von der deutschen Frage gehört jedoch genau zu jenem deutschen Anachronismus einer elitären Intelligenz, die eigene Einsichten nach „Spielregeln der Vernunft“ klärt, Enttäuschungen über das uneinsichtige „Volk“ artikuliert und die Mehrheit des Volkes der Unvernunft überläßt. Das Plädoyer für die „Dritte“ Revolution und der „Versuch, von der deutschen Frage Urlaub zu nehmen“, liegen zwar auf verschiedenen Ebenen der Argumentation, sind aber dennoch die beiden Seiten ein und derselben Haltung. Sie läßt sich im Bereich der Politik wirklich kaum mit „produktiver Intelligenz“ (Enzensberger) vereinbaren, denn sie reproduziert lediglich ihre eigenen Probleme.

Im Zusammenhang mit der Oktoberrevolution und dem Aufstand der Kronstädter Matrosen, den Enzensberger im wesentlichen aus der Sicht eines Teilnehmers „dossiert“ (die historischen Details müßten in einem besonderen Aufsatz untersucht werden), sei auf einen weiteren Anachronismus verwiesen: nämlich auf die Streitfrage des Bürokratismus in den Organisationen der Arbeiterbewegung.

Daß sich diese Frage gerade heute wieder bei der Intelligenz besonderer Beliebtheit erfreut, ist eine Folge der Klassenproblematik unserer Gesellschaft und den wachsenden Auseinandersetzungen mit dem Imperialismus. Die internationalen und nationalen Dimensionen der Revolution und Konterrevolution treten immer mehr in den Vordergrund und drängen nach einer Lösung. Für die von den Massen isolierten Intellektuellen ist die Situation über Maßen verwirrend, daß sie — zwischen Resignation und Revolution schwankend — in der Verwirrung der Revolution die Revolution der Verwirrung stiften. Es gibt genug historische Beispiele, wonach die Intelligenz unter solchen Bedingungen zu kleinbürgerlichem Revolutionismus gegen alle Apparate und für die absolute Spontanität der Bewegung neigt, der den alten Anarchismus lediglich mit sozialistischen Ansprüchen tarnt. Es sei hier an die Auseinandersetzungen zwischen Bakunin und Marx erinnert. Bakunin und seine Anhänger wandten sich gegen die Apparate und die „autoritären Bestrebungen“ des Generalrats der I. Internationale. Was sich aber als Kritik der Theorie ausgab, schlug in Wirklichkeit in eine tatsächliche Bekämpfung und Gefährdung der Organisationen der Arbeiterbewegung um. Bei genauer Betrachtung der Bakuninschen Kritik an den „autoritären Bestrebungen“ im Namen der „wirklichen“ Revolution fallen die wohlklingenden Phrasen und pseudorevolutionären Ideen ins Auge. Karl Marx schrieb damals in der „konfidenziellen Mitteilung“ des Generalrates für Deutschland am 28. 3. 1870 von Bakunins „gedankenlosen Schwätzereien“ und seiner „insipiden Improvisation, die bloß auf einen gewissen Tageseffekt berechnet war“. Möglicherweise haben wir es bei den Anachronismen in der Bundesrepublik, die in ihrer gesellschaftlichen und politischen Problematik erstaunliche Züge der Ähnlichkeit mit der Zeit der Bismarckschen Sozialengesetze aufweist, auch mit einer Neuauflage alter revolutionärer Träumereien zu tun.

Enzensbergers Aufruf zur Revolution gegen den Bürokratismus wird zwar sozialistisch motiviert, ist aber von der grenzenlosen Naivität und Gefährlichkeit anarchistischer Strategie und Taktik. Das Bürokratentum ist ein Problem jeder Industriegesellschaft, weil Herrschaft und Macht durch Apparate vermittelt werden. Apparate sind objektiv notwendige Instrumente der gesellschaftlichen Organisation. „Bürokratismus“ ist jedoch keine objektive, sondern eine subjektive Kategorie. Erscheinungen des Bürokratismus im Sozialismus sind auf die Bedingungen zurückzuführen, unter denen der Apparat funktioniert. Eine Revolution gegen den „Bürokratismus“ würde die Ablösung der einen Besetzung des Apparats durch eine neue, eine bessere natürlich, wollen, die sich dann vielleicht doch nicht als so gut herausstellt und eine neue Revolution und so weiter und so fort erforderte. In Wirklichkeit würde diese Revolution das System selbst treffen, — und als Konterrevolution aufhören. Alle Revolutionen, die nicht von Anfang an die Spontaneität der Massen durch einen straffen Apparat organisiert haben — wie die Bairische Räterepublik oder die spanische Republik — endeten mit der Konterrevolution.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte sich bei einer Niederlage der Oktoberrevolution — in all ihren Phasen — in Rußland ein faschistisches Militärregime durchgesetzt. Betrachten wir die politische Verwirrung des Jahres 1917, wie sie in der Parteisplitterung zum Ausdruck kam: neben den bekannten Parteien der Bolschewiki, Menschewiki, Sozialrevolutionäre und Kadetten gab es 32 Parteien, die an das Parteispektrum der Weimarer Republik erinnern: hier gab es beispielsweise die „Linken Oktobristen“, die „Neue republikanisch-liberale Partei“, die „Progressiven Nationalisten“, die „Konstitutionelle demokratische Partei“, die „Volkssozialistische Arbeiterpartei“, die „Radikal-demokratische Partei“ und die „Christlich-demokratische Partei“. Alle hatten ein gemeinsames Programm: den Kampf gegen die Bolschewiki, mit linken und rechten Parolen. Denn die wirkliche Macht lag in den Händen des alten Establishments, das sich lediglich auf die neuen Bedingungen hin mit den vielen Parteien kostümiert hatte. Auch die ideologischen Voraussetzungen für eine faschistisches Militärregime waren günstig: ein militanter großrussischer Chauvinismus, der Antibolschewismus und Antisemitismus. So war die Oktoberrevolution kein Spiel um Macht mit berauschen Losungen; und neuere Vermutungen über die Revolution verwandeln sich rasch in die Herzensergießungen kunstliebender „Rrevolutionäre“ — den Aufguß alter Fehler anbietend, den die Bourgeoisie als Mittel der Abschreckung und Ablenkung für die Massen geschickt vermehrt und verbreitet. Nicht von ungefähr preisen gerade jene Kritiker, denen es die konkrete sozialistische Praxis nie recht machen konnte, nun die „dritte“ Revolution mit sentimental Feuilletonismen — das Ganze in der Pose des „unabhängigen“ Richters, der darüber zu urteilen hat, wann und wie auf eine Theorie die historische Wahrheit auf dem Fuße zu folgen habe, aber nie merken will, daß er damit — oft in unmittelbarer Abhängigkeit — jene Bourgeoisie bedient, deren

Macht durch die „dritte“ Revolution angeblich gefährdet sei. Hier schlagen Vermutungen über die Revolution in Denunziationen der politischen Praxis um. Nicht Vermutungen, sondern genaue Auskünfte über Strategie und Taktik der sozialistischen Revolution erteilen nach wie vor Lenins Schriften: Lenin war nicht nur die überragende Figur der revolutionären Praxis, sondern auch ihr führender Theoretiker und erster Historiker. Theorie und Praxis waren in ihm in einzigartiger Weise zu einer Einheit zusammengeschmolzen. Zur Orientierung in den Wirren des Jahres 1917 und zur Erkenntnis der Ursachen des Klassenkampfes, der Funktion einer politischen Linie und der taktischen Lösungen verschiedener Parteien und Gruppen ist das kritische Studium der Werke Lenins unerlässlich. Das gilt auch für die aktuellen Auseinandersetzungen der linken Bewegung, in der viele Strömungen erkennbar sind, die Lenin als pseudorevolutionär oder opportunistisch entlarvt hatte: einem Leitmotiv gleich geht die Polemik gegen linke Phraseologen und rechte Opportunisten durch sein Werk. Natürlich geht es nicht mit mechanisch übertragenen Kopien. Grundsätzlich gilt jedoch vor allem Lenins These von der Schädlichkeit einer verabsolutierten politischen Strategie und Taktik. Lenin, der unter den spezifischen Bedingungen Rußlands, im bewaffneten Aufstand die einzige Möglichkeit der Revolution erkannt hatte, formulierte in der selben Zeit die Thesen von der friedlichen Koexistenz und die Möglichkeiten einer sozialistischen Revolution auf friedlichem Wege, ohne damit den Weg des bewaffneten Aufstands auszuschließen.

III.

Wie schwierig und komplex die Übergänge von Theorie und Praxis in einem sozialistischen Land sind, nachdem die Revolution gesiegt hat, sei anhand eines spezifischen Problems in der Literatur gezeigt, in der sich die Umwälzungen in besonderer Weise widerspiegeln. Von den revolutionären Botschaften der Manifeste zur Manifestierung der revolutionären Botschaft gab es einen Weg voller Hoffnungen und Leistungen, Enttäuschungen und Fehlschläge. Die meisten bürgerlichen Darstellungen der Sowjetliteratur bestehen aus einer Anhäufung von Urteilen, die eine allmähliche Zerstörung und Erstarrung der russischen Literatur durch die neue Gesellschaftsordnung nachweisen sollen, doch daraus spricht nur die Auflösung der bürgerlichen Konzeption der Literatur. Im wesentlichen schwanken jene Darstellungen zwischen der vulgärsoziologischen Trennung des Künstlers von der Gesellschaft und der werkimmanten Analyse des Kunstwerks als eines über den Verhältnissen schwebenden Kosmos für sich selbst. So unpolitisch und objektiv sich eine solche Methode auch anpreist, sie erweist sich doch als eine Parteinahme — gegen das Neue der Sowjetliteratur und bestätigt gewissermaßen die leninsche These von der Parteilichkeit der Literatur unter einem negativen Vorzeichen. Die Geschichte solcher Parteinahmen ist

älter als Shdanows Schematismus. Sie reicht ins 19. Jahrhundert zurück. Mit der Oktoberrevolution wird das Problem der Parteinahme akut: die Revolution forderte von jedem die Entscheidung. Unter jenen, die sich nicht entscheiden wollten, waren die inneren und auch einige äußere Emigranten, die 1917 über Rußland die Nacht hereinbrechen oder den „Eisernen Vorhang“ (Rosanow) heruntergehen sahen — eine etwas vage Beschreibung für den Sieg über das Rußland der Imperialisten.

Freilich war die Situation 1917 nicht allein subjektiv bestimmbar — trotz der Losung „wer nicht für uns ist, ist gegen uns“ —; nicht jeder, der die Macht der Sowjets und die Partei der Bolschewiki zunächst ablehnte, gehörte für immer ins reaktionäre Lager: die Veränderungen der historischen Vorgänge schlügen sich auf sehr vielfältige Weise im Bewußtsein der Menschen nieder. Die organisierte Avantgarde der Arbeiter und Bauern war deshalb von erstrangiger Bedeutung: das Bewußtsein mußte sich an zielgerichteten Veränderungen orientieren können. Diese Vorgänge betrafen in starkem Maße die subjektiv deklassierte literarische und künstlerische Intelligenz. So lehnten Autoren, deren Namen integrer Bestandteil der Sowjetliteratur werden sollte, den Oktober zunächst ab und verließen das Land (V. Schklowskij, A. Tolstoi u. a.).

Eine ganze Reihe von Schriftstellern feierte die Revolution als ein mystisches, naturgewaltiges und religiöses Ereignis, ebenso wie viele mit denselben Kriterien die Revolution — die „Apokalypse unserer Zeit“ — ablehnten: sie begriffen nicht den Klassencharakter der Umwälzung. In einem Land, das in seiner Mehrheit aus Bauern bestand, war für die Intellektuellen aristokratischer, bürgerlicher und kleinbürgerlicher Herkunft der Zugang zu der organisierten Arbeiterschaft und der Partei der Bolschewiki erschwert. Das konnte bei dem einen dazu führen, daß er zwar die Herren und Gutsbesitzer des alten Rußland im Geiste früherer Bauernrevolten zum Teufel wünschte, gleichzeitig aber mit Skepsis und Hohn die „Vermassung“ und „Nivellierung“ der bunten Gebräuche des dörflichen Lebens und religiöser Naturmythologien durch die neuen proletarischen Tendenzen bekämpfte (Kljuew). Bei einem anderen brach der Stolz der revolutionären Bauernjugend durch, die in Lenin den auferstandenen Pugatschow bejubelte (Jessenin). Bei einem großen Lyriker war der Symbolismus im Oktober aufgehoben: für Alexander Blok kulminierten die Ereignisse in dem Gastmahl des Friedens, zu dem die „Skythen mit den wilden und geschlitzten Augen“ die Europäer einluden — hier war die verächtliche Haltung des liberalen Westeuropas gegenüber dem russischen Volk in ihr Gegenteil verwandelt und stand in der traditionellen Spannung zwischen östlichem und westlichem Christentum. Auch Bloks „Zwölf“, eines der berühmtesten Gedichte über den Roten Oktober gebraucht christliche Motive bei der Darstellung der revolutionären Ereignisse: vor den zwölf, durch die Straßen Petrograds marschierenden Bolschewiki, schwiebt die blutrote Fahne und — in einem „weißen Kranz aus Rosen — Jesus Christus“.

Alle geistigen Strömungen des Landes stauten sich: die alten Dämme brachen ein. Wie notwendig angesichts der irrationalen Aufbrüche die Arbeiterbewegung und die Bolschewistische Partei mit ihrer rationalen Konzeption auch in diesem Bereich waren, zeigen die literarischen Manifeste der Gruppen, die alle die wahre Revolution vertreten und ausführen wollten. Direktiven und Dekrete gleich wurden Manifeste verkündet. Es gibt kaum ein künstlerisches Experiment und keine Avantgardismen, die in späteren Jahrzehnten dem westeuropäischen Publikum als das Neueste angepriesen und nicht schon im revolutionären Rußland probiert und formuliert worden wären.

Immer noch weit verbreitet ist die Vorstellung, daß die 20er Jahre aller sowjetischen Künste als das faszinierende Panorama interessanter Auseinandersetzungen zu gelten haben, die später rigoros abgewürgt worden seien. Jene Betrachtungsweise begreift die Künste nicht als einen Teil der wirklichen gesellschaftlichen Bedingungen, sondern romantisiert revolutionäre Ideen und kommt daher auch bei der Beurteilung der weiteren Entwicklung zu Fehlschlüssen. Freilich vollzog sich die Gestaltung persönlicher Erlebnisse in den gewaltigen revolutionären Ereignissen geradezu fieberhaft und unter ungeheuren persönlichen Entbehrungen. Die Künstler waren aber von der Idee einer totalen Befreiung der Menschheit angetrieben, standen jedoch bald vor der Notwendigkeit, daß der Sozialismus für längere Zeit in einem Land aufgebaut werden mußte. Das erforderte objektiv und subjektiv mehr als revolutionäre Manifeste einzelner Gruppen über die Literatur, sondern ein allgemeines Selbstverständnis der Künste unter sozialistischen Bedingungen.

Die Auseinandersetzungen darüber fanden auf allen Ebenen literarischer Äußerungen statt; auf der Ebene der Manifeste hatten sie jedoch einen eindeutigen und verbindlichen Charakter: hier war unter den gegebenen Bedingungen ein notwendiger Ausdruck der verschiedenen literarischen Gruppierungen vorhanden, die sich alle auf der Suche nach einer Verallgemeinerung des Neuen in der Sowjetliteratur befanden, wenngleich der Anspruch auf dieses Neue bereits festzustehen schien. Die Manifeste zeigen sowohl die soziologische als auch die ästhetische Problematik dieser literarischen Situation.

Das bunte Panorama des literarischen Lebens in den 20er Jahren kann nicht als Maßstab und Voraussetzung der vielfältigen Kunstwerke selbst angesehen werden. Was in den Manifesten der verschiedenen Gruppierungen formuliert wurde, entspricht kaum der Produktion der Künstler, die die Manifeste verfaßt hatten. Die Programme versprachen mehr als gehalten wurde. Gruppen, die den Tod einer anderen Richtung bekanntgaben, waren in Wirklichkeit selbst gestorben, während der Toterklärte noch weiterlebte (z. B. die Imaginisten über den Futurismus). Die Gliederung der Autoren nach Gruppen und Manifesten ist nur bedingt möglich: sie wechseln Mitgliedschaften und Sympathien. Vor der Revolution konnte man noch von Richtungen im traditionellen Sinn sprechen, die sich ideologisch und ästhetisch voneinander abgrenzten, nach der Revolution verlor

dieser Terminus „literarische Richtung“ oder „Schule“ zunehmend an Bedeutung: an ihre Stelle traten „Gruppierungen“, die sich allerdings im traditionellen Sinn die ganzen 20er Jahre hindurch voneinander unterscheiden wollten. Gerade dieser Umstand zeigte, daß die literarischen Gruppierungen in Widerspruch zur eigenen Programmatik und den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen gerieten. Programme und Gesellschaft stellten eine Totalität dar, so daß fast alle Gruppierungen, die, jede für sich, den Anspruch auf die Revolution der Literatur als Literatur der Revolution erhob, objektiv eine Art Partei der Literatur sein und hier die „Diktatur des Proletariats“ praktizieren wollte.

Nicht zu übersehen waren die Praktiken der ultralinken Kunst und des Proletkults, die eine „Diktatur des Geschmacks“ propagierten und zugleich auf den Apparat der Partei und des Staates Einfluß nahmen, um die ihnen ideologisch mißliebigen Künstler administrativ manipulieren zu lassen. Es gibt Fälle, in denen Vertreter der ultralinken Avantgarde „Traditionalisten“, aber auch der „Linken“, denen manche Linke zu rechts schienen, den Zugang zu Lebensmittelkarten und Wohnungen sperren ließen. Die Geschichte des Administrierens der verschiedenen Gruppierungen gegeneinander müßte im einzelnen beschrieben werden. Im übrigen waren es oft die Literaten selbst, die mit derartigen Mitteln die Literatur revolutionieren wollten, so daß in einer Resolution des Jahres 1925 „Über die Politik der Partei im Bereich der schöngestigten Literatur“ das ZK der RKP (B) jene Praxis unmißverständlich verurteilte: „Die Partei muß sich für den freien Wettbewerb der verschiedenen Gruppierungen und Strömungen in dem gegebenen Bereich aussprechen. Jede andere Lösung der Frage wäre eine staatlich-bürokratische Pseudolösung. Ebenso unzulässig wäre das *legalisierte Monopol* durch Dekret oder Parteierlaß für das literarische Editionsrecht irgendeiner Gruppe oder literarischen Organisation... Die Partei muß tatkräftig die Versuche des gebastelten und nicht kompetenten administrativen Einmischiens in literarische Angelegenheiten ausrotten...“ Eine solche Feststellung bedeutete freilich keineswegs die Preisgabe der politischen Leitung im Bereich der Literatur: „Die Literatur im Ganzen leitend, kann die Partei keine Fraktion der Literatur unterstützen (sofern diese Fraktion nach unterschiedlichen Meinungen über Form und Stil qualifiziert wird)...“ Trotz dieser durch die Partei seinerzeit festgelegten Linie der kulturpolitischen Orientierung, nahmen die Kontroversen zwischen den Gruppierungen und ihrer Ansprüche auf ein literarisches Monopol zu. Die Ursachen dafür lagen aber weniger im Bereich ideologischer Konflikte, sondern in der Praxis der literarischen Produktion und Rezeption unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen.

Die zentrale Aufgabe der sozialistischen Literatur besteht darin, die kulturellen Rückstände der Massen aufzuheben. Die neue sowjetische Literatur hatte demgemäß einen sozialen Auftrag. Waren auch die Ursachen der Klassengesellschaft abgeschafft, die Klassengegensätze bestanden aber weiterhin. Dazu kamen die verstärkten Einflüsse der bürgerlichen Ideologie in der Zeit der NEP. Die Macht

der neuen Gesellschaft ging von den Arbeitern und Bauern aus, und die Literatur hatte ein neues Publikum. Auch die Sozialstruktur der Autoren hatte sich verändert und veränderte sich weiterhin. Arbeiter- und Bauernschriftsteller brachten ein neues Wort in die Literatur, zu deren Thematik ihre Bedürfnisse und ihr Leben gehörten. Jene Autoren verfügten aber noch nicht über die Voraussetzungen der literarischen Bildung, die Jahrhunderte lang Privileg der Herrschaft einer Klasse über andere war. Die Privilegierten von einst waren identifizierbar. Unter ihnen gab es Gegner und Freunde des Sowjetstaates. Und die Freunde gestalteten die Revolution der Arbeiter und Bauern auf einem „höheren“ Niveau. Jene konnten sogar nach Stil und Form unterscheiden, was fortschrittlich oder reaktionär war.

Die Sowjetmacht hatte die Angehörigen aller Klassen zur Mitarbeit aufgerufen, denn die Selbstbefreiung der Arbeiter und Bauern sollte die Befreiung des ganzen Volkes einleiten. Die Revolution hatte die Voraussetzungen für die dialektische Einheit des sozialen Auftrags und der künstlerischen Gestaltung für die Literatur geschaffen. Aber: die Vermittlung durfte sich nicht nur aus der Einsicht in diese Dialektik vollziehen, sondern mußte auch praktisch verwirklicht werden. Für viele Literaten blieb dies jedoch nur ein Problem intellektueller Einsicht, gebraucht wurde die wirkliche Praxis jener Dialektik.

Bei aller marxistischen Einsicht in die Gesetzmäßigkeit der Kulturgeschichte mußte auch in der Sowjetliteratur die Erfahrung gemacht werden, daß die literarischen Bedürfnisse einer befreiten Klasse vor allem in der Revolutionierung der Inhalte liegen, die mit der Revolution der Formen aufgrund der sozialen und kulturellen Rückständigkeit der Massen zunächst nicht Schritt halten konnten. Die Konflikte und Schwierigkeiten in der Entwicklung der Sowjetliteratur gingen neben denen, die das Handwerk selbst stellte, auf eine historische und klassenbedingte Situation zurück. Hier erkennen wir einige Gesetzmäßigkeiten, die bei der Überwindung des Klassencharakters der Literatur für alle Klassengesellschaften Gültigkeit haben.

Der Prozeß, in dem sich jene Gesetzmäßigkeit in der Sowjetunion manifestierte, hatte eine organisatorische und eine ideologische Seite. Die Macht der Arbeiter und Bauern im politischen und wirtschaftlichen brauchte auch im kulturellen Bereich ein Bewußtsein der organisierten Macht. Es konnte nicht nur daran gedacht werden, daß die Schriftsteller bürgerlicher und kleinbürgerlicher Herkunft lediglich in ein Lehrer-Schüler Verhältnis zu den Massen eintreten würden, die jenen das Material und diesen die Verarbeitung abforderten. Die politische Befreiung der Arbeiter und Bauern mußte auch ihre Selbstbefreiung sein. Auf diese Weise war neben den literarischen Gruppierungen der linken Intelligenz die der Proletkulte entstanden.

Für beide war das Verhältnis zur Tradition und damit auch zur neuen Literatur problematisch. Lunatscharskij, der Volkskommissar für Aufklärung, hatte 1919 die Position der Partei in dieser Frage formuliert: „Die Kunst der Vergangen-

heit muß im Ganzen den Arbeitern und Bauern gehören ... Es gibt kein Werk wahrer Kunst, d. h. ein Werk, das wirklich diese oder jene tiefen Erfahrungen der Menschheit in der entsprechenden Form widerspiegelt, und was aus der Erinnerung weggewischt oder für den Erben der gesamten alten Kultur als etwas Verbotenes angesehen werden könnte — nämlich für den werktätigen Menschen.“ Diese Position war frei von der engen und sektiererischen Programmatik der meisten literarischen Gruppierungen, was jedoch nicht hieß, daß sie jenen aufgezwungen wurde — die Widersprüche jener Gruppierungen mußten erst ganz hervortreten. Lunatscharskij Position ermöglichte aber auch die Zusammenarbeit mit Literaten, deren Ästhetik von den Vertretern der „Linken“ und des Proletkults weitgehend abgelehnt wurde. Die „proletarische“ und „linke“ Literatur wurde faktisch oft in Revolutionslaboratorien betrieben — neben den politischen, ökonomischen und kulturellen Bedürfnissen der Massen des ganzen Landes.

So hatte sich zwar die Linke Front (LEF) 1923 von der früheren Position der Futuristen — „Puschkin, Dostojewskij und Tolstoj vom Dampfer der Gegenwart zu werfen“ — distanziert, begründete dies aber lediglich mit der Feststellung, daß nun die Klassiker nationalisiert und für 150 000 000 da seien, und denen die Nichtgebildeten beim Lernen helfen könnten. Tatsache war aber, daß noch eine geraume Weile großer Papiermangel herrschte und erst ein kleiner Teil der 150 000 000 überhaupt lesen konnte. Bekanntlich setzte sich die Revolutionierung der Massenbildung erst in den 30er Jahren durch.

Die verschiedenen Gruppierungen der Proletkulte waren von Bogdanows statischer Konzeption der Klassenpsychologie beeinflußt. Bogdanow sah die Klassen unter dem Gesichtspunkt einer sozial und psychologisch hermetisch abgeschlossenen Einheit. Die meisten Programme der Proletkulte gipfelten in der Vorstellung, daß eine rein „proletarische Kultur“ zu „organisieren“ sei. Dies bedeutete aber letzten Endes, daß die Literatur nicht als ein Ausdruck objektiver Klassenverhältnisse bewertet wurde, sondern als Widerspiegelung einer subjektiven Klassenpsychologie. So kamen die Anhänger der Proletkulte auch bald zu dem Schluß, daß die wirkliche proletarische Kunst nur von den Arbeitern selbst hergestellt werden könnte. Dazu gesellte sich die pseudomarxistische Kategorie des „Klassengeföhls“, dessen die proletarische Literatur und Kunst bedürfe, was jedoch nichts anderes war als eine kollektivistische Variante der individualistischen Intuition.

Problematisch war die Situation für jene Literaten, die sich einzeln oder in Gruppen als Nichtmarxisten und Nichtkommunisten bekannten, aber dennoch zur Zusammenarbeit mit der Sowjetmacht bereit waren. Dazu gehören die Formalisten und die Serapionsbrüder.

Es sei daran erinnert, daß gerade aus jenen Gruppierungen namhafte Vertreter der Sowjetliteratur hervorgegangen sind (Fedin, Schklowskij, Babel, Tichonow, Leonow, Ws. Iwanow, Pilnjak, Sejfullina u. a.). Sowohl die Formalisten als auch

die Serapionsbrüder waren keine Marxisten, sie standen auch in ideologischem Widerspruch zu den Prinzipien der neuen Literatur. Teilweise schlug sich diese Haltung auch in ihren Arbeiten nieder. Aber auch hier war es offenkundig, daß die Analyse und Beurteilung ihrer Werke nicht an der Ideologie der Autoren gemessen werden konnte. In einem Aufsatz von Lunc, der als Programm der Serapionsbrüder angesehen werden konnte, lesen wir: „Wir haben uns in den Tagen der Revolution, in den Tagen der politischen Hochspannung zusammengefunden. ‚Wer nicht für uns ist, ist gegen uns‘, sagte man damals von allen Seiten. ‚Für wen seid ihr Serapionsbrüder, für die Kommunisten oder gegen die Kommunisten, für die Revolution oder gegen die Revolution?‘ Für wen wir Serapionsbrüder sind?“

Wir sind für den Eremiten Serapion.

Heißt das — für niemanden? Heißt das Wirrwarr? Eine ästhetisierende Intelligenz? Ohne Ideologie, ohne Überzeugung? Beiseitestehen? Nein, jeder von uns hat eine Ideologie, seine politischen Überzeugungen; jeder tut wie ihm beliebt. Im Leben, in unseren Erzählungen, Geschichten und Dramen. Wir alle zusammen, wir, die Bruderschaft, verlangen nur das eine: daß der Ton nicht falsch klingt. Daß wir an das Werk glauben können, gleichgültig, welcher Art es ist.“ Dieser individualistische Ton war ein Mißton unter den Bedingungen des Sowjetstaates. Und fast alle Serapionsbrüder entwickelten sich weiter und distanzierten sich später von ihren früheren Positionen. Aber sie hatten die Möglichkeit einer allmählichen Entwicklung, denn von seiten der Sowjetmacht wurde jener Haltung zunächst kein schroffes Njet entgegengesetzt. Wäre es aber nach den Forderungen ultralinken literarischer Gruppierungen gegangen, hätten solche Autoren wenig Chancen für eine Entwicklung gehabt.

In unserem Land wird oft von sehr linken Leuten hart kritisiert, daß manche Schriftsteller aus sozialistischen Ländern Literatur machen, die nicht „marxistisch“, „dialektisch“ und „materialistisch“ sei. Literatur unter sozialistischen Bedingungen bedeutet nicht, daß alle Literaten Marxisten werden. Die historischen Bedingungen, unter denen die verschiedenen Länder sozialistisch werden, verbieten es, nach Maßgabe eines abstrakten Marxismus, das Leben neu zu gestalten. Gerade dies würde eine Verarmung des Neuen in der Literatur nach sich ziehen. Dieses Problem hängt auch mit der Klassifizierung der Literatur und der Literaten zusammen.

Sprach man noch vor der Oktoberrevolution von der proletarischen bürgerlichen, kleinbürgerlichen oder intellektuellen Literatur, so war nach der Revolution von der Einteilung in eine Literatur des Proletariats und der Bauern und einer Literatur der „Mitläufer“ die Rede. Keiner dieser Begriffe hatte — im Hinblick auf die Literatur selbst — einen zweifelsfreien und genau abgegrenzten Inhalt. Denn die Literaturgeschichte hatte ja schon mehrfach gezeigt, daß die soziale Herkunft und die Ideologie eines Autors in den Werken der Autoren

keine mechanische Widerspiegelung erfuhren, ja daß es genug Beispiele gab, in denen die Aussage des Werkes die Haltung der Autoren widerlegte (Balzac, Dostojewskij u. a.).

Zur Literatur des Proletariats und der Bauern rechneten sich die Anhänger der Linken Front und der Proletkulte. Die Bezeichnung „Mitläufer“ — sie entstammte in diesem Zusammenhang Trotzkijs Buch „Literatur und Revolution“ — war fragwürdig. „Mitläufer“ war keine objektive, sondern eine subjektive Kategorie, die in den Kontroversen zwischen den Gruppierungen eine schädliche Rolle spielen sollte. Oft willkürlich benutzt wurde „Mitläufer“ nahezu ein Schimpfwort, mit dem man die politische Unzuverlässigkeit aller „nichtproletarischen“ Schriftsteller denunzierte. Besonders die Vertreter des Proletkultes fühlten sich dazu berufen, „auf dem Posten“ zu stehen, und über die „Mitläufer“ zu wachen. Selbst Majakowskij wurde als „Mitläufer“ angegriffen. Diese Tendenzen widersprachen den kulturpolitischen Prinzipien der RKP (B). Eine Geschichte über Lunatscharskijs Rolle zwischen den Gruppierungen würde die vielfältigen Schwierigkeiten zeigen, die mit der Aneignung einer gemeinsamen literarischen Methode im ersten sozialistischen Staate zusammenhängen. Die literarischen Gruppierungen stellten Formationen dar, die zwar die Folge von Klassenkonflikten waren, doch ideologisch mit einem zum Popanz gemachten „Mitläufer“ Pseudofronten aufbauten. Das hemmte zu guter Letzt den Fortschritt der Sowjetliteratur und stand einem Selbstverständnis über das Neue dieser Literatur im Wege.

Anfang der 30er Jahre waren die durch das Gruppenwesen hervorgerufenen Widersprüche derart angewachsen, daß der sowjetischen Literatur die Stagnation drohte. Die letzte große Organisation der Proletkultbewegung, die sogenannte RAPP (Russische Organisation Proletarischer Schriftsteller), die aus einer Fusion der VAPP und der LEF entstanden war, praktizierte zuletzt einen kleibürgerlichen, den Worten nach ultralinken Radikalismus, der zu willkürlichen Entscheidungen entartete, so daß sich das ZK der RKP (B) dazu veranlaßt sah, in einer Verordnung des Jahres 1932 die RAPP aufzulösen, das Gruppenwesen für schädlich zu erklären und die Vorbereitung eines sowjetischen Schriftstellerverbandes zu verfügen.

In bürgerlichen Darstellungen wird die Reform des Schriftstellerwesens von 1932 als ein Herrschaftsakt von oben beschrieben, der angeblich nichts anderes vorgesehen habe, als die Literatur „in den Griff“ zu bekommen und die Literaten zu reglementieren. So herrscht auch heute noch die Meinung vor, daß sowohl die Organisation des Verbandes als auch die neue Theorie — die des sozialistischen Realismus — ein am grünen Tisch der Parteführung ausgeklügeltes Verdict gewesen sei, das den sowjetischen Schriftsteller aus heiterem Himmel überrascht habe und ihn nun „a priori zu großer Vorsicht bei der Auswahl und Behandlung seiner Themen zwang“ (Gleb Struve). Solche Vorstellungen entsprechen nicht dem Verlauf der Dinge.

Der Beschuß über eine Reform war Ausdruck der politischen Führungsrolle der RKP (B), die von der Mehrheit der Schriftsteller eingesehen und mitverantwortet wurde. Die Autoren begrüßten die Reform und arbeiteten sie selbst mit aus. Es galt auch, den sozialen und ökonomischen Status des Schriftstellers zu verankern. Von entscheidender Bedeutung war der allgemeine Begriff der sowjetischen sozialistischen Literatur, der letzten Endes Gegenstand aller Auseinandersetzung gewesen war. Dort war fast alles gesagt worden, was über das Neue der Literatur zu sagen war: die Programmatik der Manifeste wies viele Varianten zu ein und derselben Sache auf. In allen Manifesten war nachzulesen, daß ihr Programm prinzipiell jeden Stil und jede Form ermögliche, ebenso wie alle mehr oder weniger beanspruchten, die wahre Kunst der Revolution zu sein. Gegen seitige Abgrenzungen erhielten deshalb den Charakter von Ideologien, die alle dasselbe und sich dennoch unterscheiden wollten, und zwar in einer Weise, die zu guter Letzt nur noch aus Wiederholungen bestand. Die Gruppierungen und Manifeste hatten ihren Sinn darin gehabt, die existierenden Kontroversen über das Selbstverständnis der sozialistischen Literatur hervortreten zu lassen. Nun war das Stadium erreicht, in dem eine wissenschaftliche Methode der sozialistischen Literatur formuliert werden mußte. Das Ergebnis war die Theorie des sozialistischen Realismus.

Schon in verschiedenen Aufsätzen der 20er Jahre finden wir Begriffe, die darauf hinweisen. Bei Lunatscharskij kommen Formulierungen wie „proletarischer, aktiver und dialektischer Realismus“, aber noch häufiger „sozialer Realismus“ vor; A. Tolstoj sprach von „monumentalem Realismus“, Majakowskij von „tendenziösem“, Gladkow und Libedinskij von „proletarischem Realismus“. Es gab Bezeichnungen wie „revolutionärer Realismus“, „heroischer Realismus“, „romantischer Realismus“, „dialektischer Realismus“ u. a. Die Lösung der RAPP, die für die „dialektisch-materialistische Methode in der Kunst“ plädiert hatte, wurde nach vielen Diskussionen abgelehnt, weil damit die ästhetische Natur der Literatur nicht berücksichtigt war.

In Aussprachen zwischen sowjetischen Autoren aller Gruppierungen, in Zusammenkünften bei Gorkij, im vorbereitenden Komitee des Schriftstellerverbandes, bei Besprechungen der Schriftsteller mit dem ZK der Partei einigte man sich schließlich auf den Terminus „sozialistischer Realismus“. Obgleich auch in dieser Frage dann beim Kongreß selbst die Führungsrolle Stalins schon in übertriebener Weise herausgestellt wurde — fast alle Diskussionsredner sprachen in dieser oder jener Form über die „jetzigen größten Menschen“, um hier Pasternaks Formulierungen zu gebrauchen, der damit vor allem Stalin im Auge hatte — ist nicht zu bestreiten, daß die Formulierung der Theorie des sozialistischen Realismus Resultat einer langfristigen Entwicklung war.

Für die sowjetischen Schriftsteller und die Literatur war der Kongreß des Jahres 1934 ein Schritt nach vorn. Die neue Organisation des Verbandes und die neue Theorie ermöglichen eine freie und kritische Diskussion. Die Protokolle

dieses Kongresses bestätigen dies. Das neue Modell versprach eine Entfaltung der Sowjetliteratur auf einer höheren Stufe.

Als die Schriftsteller und Kritiker 1934 in Moskau zusammentrafen, nahm die Bevölkerung aufmerksam Anteil an der Arbeit ihrer Autoren. Das Bewußtsein, daß man einander brauchte, war bei den Autoren und ihrem Publikum stärker denn je zuvor. Hierbei spielten die Umstände, unter denen der Kongreß stand, eine große Rolle: von Deutschland her drohte der Faschismus, alle Völker des Kapitalismus hatten sich noch mit den sozialen und politischen Folgen der Weltwirtschaftskrise auseinanderzusetzen. In der Sowjetunion herrschte revolutionäres Aufbaufieber.

Die Reden jenes Kongresses manifestieren die Größe der Anstrengungen, das Pathos des Aufbaus und die kritische Perspektive der Autoren. So sagte Pasternak unter anderem: „Zwölf Tage vereinigte uns das betäubende Glück der Tat sache, daß diese hohe poetische Sprache sich im Gespräch mit unserer Gegenwart selbst gebiert, der Gegenwart von Menschen, die sich von den Ankern des Eigentums losgerissen haben und gleichmäßig und frei arbeiten, schwimmen und sich im Raum des biographisch Denkbaren Gedanken machen. Unter uns gibt es stimmberechtigte und entscheidungsbefugte Mitglieder und Gäste, die auf Eintrittskarten gekommen sind. Die poetische Sprache, an die ich sie erinnerte, tönte hier am stärksten in den Beiträgen der Menschen mit der entschlossensten Stimme — der Gäste ohne Eintrittskarten, der Delegationsmitglieder, die uns besucht haben. Die poetische Sprache erreichte in all diesen Fällen eine solche Kraft, daß sie die Grenzen der Wirklichkeit sprengte und uns in den Bereich des Möglichen trug, der in der sozialistischen Welt zugleich der Bereich der gebührenden Pflicht ist.“ Viele Autoren zogen die Bilanz aus ihrer Entwicklung — Wsewolod Iwanow, Ehrenburg, Oljescha und Lugowskoj beschrieben die persönlichen Veränderungen, Zweifel und Irrtümer auf ihrem bisherigen Weg. Ehrenburg meinte: „In meinem Leben habe ich mich oft geirrt. Es ist ganz und gar möglich, daß ich mich auch jetzt irre. Es ist für mich nur schwer, den Weg eines Schriftstellers als eine ebene, glatte und gute Chaussee vorzustellen. Eines steht für mich außer Zweifel: ich bin einer der sowjetischen Schriftsteller. Das ist meine Freude, das ist mein Stolz.“ Dieses Bewußtsein der Zusammenghörigkeit war in den 20er Jahren noch nicht vorhanden gewesen.

Grundlegende Beiträge kamen von Maxim Gorkij. Seine Äußerungen über den sozialistischen Realismus sind weitgehend bekannt. Er traf hier die erste Unterscheidung zwischen sozialistischem und kritischem Realismus. Im Namen der gemeinsamen Sache, für die jeder eintrat und arbeitete, wurde Kritik geübt, damit die große Sache gelinge. Gorkij kritisierte das „Führertum“ als eine der gefährlichsten kleinbürgerlichen Erscheinungen für den Sozialismus: „Mir scheint, daß hier der Name Gorkij über Maßen und unter Hinzufügung von zur Messe gehörigen Epitheta ausgesprochen wird: der große, hohe, lange usw. Meint ihr nicht, daß wir ein und dieselbe Figur unterstrichend und erhöhend damit die Ent-

wicklung und Bedeutung anderer verdunkeln? Glaubt mir, ich kokettiere und verkünste mich nicht. Ernsthafe Gründe zwingen mich, darüber zu sprechen... Selbstverständlich bin ich nicht geneigt, die „Gleichmacherei“ im Lande zu verkünden, das tausende Helden gegeben hat und gibt, aber hunderttausende braucht. Doch ich fürchte, daß die maßlose Lobdienerie der einen imstande ist, bei anderen Gefühle und Stimmungen hervorzurufen, die für unsere gemeinsame Sache und das normale Wachstum der Literatur gefährlich sind...“ Das Gruppenwesen fand er schädlich, weil es ihn in „lächerlicher und widerwärtiger Weise an den Kampf der Moskauer Bojaren um die Sitzordnung“ erinnerte, die „in der Bojarenduma und bei einem Gastmahl möglichst nahe beim Zaren sitzen wollten“. Bürokratisches Kommandieren in literarischen Fragen lehnte Gorkij ebenso scharf ab.

In dem vom Kongreß verabschiedeten Statut des Schriftstellerverbandes über den sozialistischen Realismus hieß es: „In den Jahren der proletarischen Diktatur hat die schöpferische sowjetische Literatur und Literaturkritik an der Seite der Arbeiterklasse und angeleitet von der kommunistischen Partei ihre neuen schöpferischen Prinzipien herausgearbeitet. Diese schöpferischen Prinzipien, die sich einerseits als das Resultat kritischer Aneignung des literarischen Erbes der Vergangenheit und andererseits aufgrund des Studiums der Erfahrung des siegreichen Aufbaus des Sozialismus und des Wachstums der sozialistischen Kultur entfalteten, fanden ihren wichtigsten Ausdruck in den Prinzipien des sozialistischen Realismus.“ Diese Prinzipien sollten nicht die Wahl der Form, des Genre und des Sujets bestimmen, sondern das Verhältnis des Autors zur sozialistischen Wirklichkeit.

In den Diskussionsbeiträgen des Kongresses wurde auf die Gefahren in der praktischen Anwendung jener Prinzipien verwiesen. Pogodin meinte unter anderem: „Wir versuchen der Formel ‚sozialistischer Realismus‘ eine Kette von Formeln anzuheften. Nach der Beurteilung dessen, was zu lesen ist, beschäftigen sich die Leute nur damit, daß sie den sozialistischen Realismus formulieren. Hier entsteht ein buchhafter, dogmatischer Stil.“ Wera Inber bemerkte: „Wem käme es in den Sinn zu bezweifeln, daß unsere Literatur nicht optimistisch sei? Niemandem. Unser Grundton ist fröhlich. Muß sich aber die Freude so ausdrücken wie in der Poesie von Sharow? Für Sharow sind folgende Überschriften seiner Gedichte charakteristisch: ‚Unser Feiertag‘, ‚Freude des Lebens‘, ‚Erster Mai‘, ‚Neuer Mai‘, ‚Zum Frühjahr‘, ‚Jugend‘, ‚Wunderbarer Augenblick‘, ‚Unsere Lieder‘ usw. Doch diese Freude geht zumeist über die Überschriften nicht hinaus. Sie stehen nur im Schaufenster, auf den Regalen steht etwas ganz anderes.“ Kolzow berichtete: „Einem ehrwürdigen Moskauer Redakteur brachte man eine satirische Erzählung. Er schaute sie an und sagte: ‚Das ist für uns nicht geeignet. Für das Proletariat ist es noch zu früh, zu lachen; sollen unsere Klassengegner lachen.‘“ Der Ukrainer Kirilenko äußerte sich über den positiven Helden: „Vor uns steht eine der grundlegenden Fragen unserer Literatur, die Frage nach dem positiven

Helden. Es ist doch eine Tatsache, daß die Mehrheit der Helden unserer Werke gestriegelt, gebügelt und in der engen Uniform wandelnder Formeln auftreten. Oft sprechen diese Helden in einer Kanzleisprache. Sie amüsieren sich nicht anders als am 1. Mai oder am Jahrestag der Oktoberrevolution. Man muß sagen, daß diese Heldenformeln den wirklichen, lebenden Helden unserer Tage nicht ähnlich sind, den hunderttausenden ruhmreichen Söhnen unserer Heimat.“ Wera Inber meinte dazu: „Einige Worte über den positiven Helden. Warum gelingt er uns nicht? Mir kam folgender Gedanke in den Sinn. In der Weltliteratur kenne ich überhaupt keinen positiven Helden, der als solcher ausgedacht wäre. Im Gegenteil, wir kennen viele entgegengesetzte Beispiele. Bei Dickens war Pickwick als negativer Held konzipiert. In den ersten Kapiteln ist er lächerlich, dumm und stumpf, dann wird er mit jedem Absatz besser. Don Quichotte war als Parodie gedacht, als negativer Typ. Während der Roman geschrieben wurde, verwandelte er sich in einen positiven Helden. Mir scheint, das kommt daher, daß die Schriftsteller der Vergangenheit die Mängel ihrer Helden nicht fürchteten. Sie versahen sie mit allen menschlichen Eigenschaften. Sie liebten und erhöhten sie mit der Kraft ihrer Liebe zu einem positiven Vorbild. Wir versehen unseren positiven Helden mit vorher erdachten Wohltätern und erhalten ‚Roboter‘. Wir müssen vor allem Abstraktheit und Schematismus meiden. Das sind unsere zwei schrecklichen Krankheiten.“

Die neue Literatur hatte schon Großes vorzuweisen und dennoch gab es das Gegenteil von Selbtszufriedenheit — „unsere besten Werke sind noch nicht geschrieben“, „unsere wichtigsten Leistungen liegen nicht hinter, sondern vor uns“. Diese Stimme des Kongresses ist nie verstummt, auch nicht in den Jahren unter Stalin. Die neuen Grundlagen konnten auch nicht durch Shdanow und seine Zitatologen unter den Kritikern abgeschafft werden: die Befreiung von schematischer Enge und Dogmatismus ermöglichten und ermöglichen jene Grundlagen, die der Große Oktober geschaffen hatte. Im übrigen gilt es auch hier festzuhalten, daß nicht der Mißbrauch mit dem sozialistischen Realismus die literaturpolitischen Repressionen unter Stalin hervorgerufen hatte, sondern die innen- und außenpolitischen Gesamtverhältnisse des Landes.

Jede Kritik, die auf Maßstäbe der 20er Jahre zurückgreift, ignoriert den langen Weg vom Manifest zur literarischen Methode. Auf der Grundlage des Modells von 1934 konnte die Kultur wirklich Eigentum der Massen werden. Alle Welt kennt die Lese- und Bildungsfreudigkeit der Sowjetbürger und die Gesellschaftlichkeit der Sowjetliteratur. Dichterlesungen sind Massenveranstaltungen. Nach einer Statistik der UNESCO wird heute ein Viertel der Weltproduktion von Büchern in der UdSSR hergestellt, ein Zehntel aller Buchtitel und ein Drittel der Gesamtauflage der sowjetischen Buchproduktion stellt die schöpferische Literatur, in 50 Jahren Sowjetmacht wurde der Klassiker Puschkin 2177 mal verlegt, in 114,1 Millionen Exemplaren, Tolstoj 2095 mal, in 122,4 Millionen und Majakowskij 823 mal, in 53,5 Millionen Exemplaren. In der Übersetzungsliteratur

steht die UdSSR weit an der Spitze aller Länder, die Kinderbuchproduktion beträgt 200 Millionen Exemplare pro Jahr — jedes sechste in der SU erscheinende Buch geht an jugendliche Leser. Und vor 50 Jahren gab es in diesem Land 43 Prozent Analphabeten. In den meisten asiatischen Sowjetrepubliken hatte es überhaupt kein Schrifttum gegeben, während heute jede autonome Sowjetrepublik eine eigene entwickelte Literaturproduktion aufweist.

Diese gigantischen Veränderungen im Bereich der Literatur waren nur durch das neue und bis heute herrschende Modell möglich gewesen. Die außerhalb der Metropolen existierenden Niederlassungen des Proletkultes und der LEF waren in Anbetracht der geographischen und bevölkerungspolitischen Aufgaben der sozialistischen Literatur unbedeutende Flecken. Das Neue der Sowjetliteratur konnte nicht die Programmatik einer „ästhetischen Linken“ bringen. Trotz erheblicher Unterschiede in der ästhetischen Qualität der sowjetischen literarischen Produktion hat der Große Oktober in der Literatur eines abgeschafft: die Trennung der Literatur in eine „höhere“ und „niedere“ — in Literatur und Tri-vialliteratur. Auf geschichtlichem Neuland wurden hier die ersten Bauten errichtet, deren Strukturen genau betrachtet werden sollten, weil sie auf Plänen beruhen, die alle noch nicht befreiten Völker, ein jedes auf seine Weise, für eine geeinte Menschheit benutzen werden.

Reinhard Baumgart

Diese Revolution steht im Museum

1

Der Glaube, das wissen wir nicht nur vom Christentum, richtet sich nach dem Kalender: er feiert die Feste, wie sie fallen. Also wird auch das halbe Jahrhundert Abstand zur Oktoberrevolution gefeiert werden, und nicht nur in Ländern, wo der Glaube an sie institutionalisiert wurde, auch bei uns. Sonderhefte, Paraden, Beethoven und Schostakowitsch, engagierte Toasts, gebildete Reflexionen —, das alles wie üblich. Liefert das Andenken an den russischen Oktober wirklich nicht mehr als Anlässe für Volksfeste und Festreden, ist es so unproduktiv geworden wie die Sedansfeier im Kaiserreich?

2

Die Geschichte von Revolutionen beschränkt sich nicht auf die Wochen oder Jahre ihrer Dauer, wesentlicher ist die Geschichte ihres Nachhalls, ihres Überlebens. Gemessen an ihren Absichten, und nicht einmal an den radikalsten, war die Revolution von 1789 nach zehn Jahren spätestens gescheitert, und doch hat sie noch ein Jahrhundert beherrscht und sozusagen posthum erreicht, was ihr erstes Ziel war: Auflösung der feudalen und monarchischen Herrschaft, Etablierung der bürgerlichen.

Verglichen mit ihr, scheint die von 1917 eine exemplarisch geglückte Revolution. Sieht es aber nicht längst so aus, als hätten ausgerechnet ihre direkten Erben sie ins Museum gestellt? Erfolgreich waren sie, indem sie den Oktober vergaßen: sie haben zwar sozialistische Institutionen durchgesetzt bis an die Elbe, aber keineswegs durch Revolution, sondern, euphemistisch gesagt, auf dem Verwaltungswege. Da Revolution nicht arrangiert werden kann, wurde Machtbegreifung arrangiert. Die Misere des politischen Bewußtseins zwischen Ostsee und Schwarzen Meer ist nicht oder nicht wesentlich zu erklären durch einen Lebensstandard, der dem westlicher Industriegesellschaften (noch) hinterherhinkt, nicht durch die notwendige oder überflüssige Einschränkung der bürgerlichen Freiheiten, sie weist immer noch hin auf das, was am Sozialismus dort

fehlt, die Legitimität der Geburtsstunde, die Revolution. ZK-Taktik, Kaderdisziplin, Verordnungsblätter können Völkern nicht die Erfahrung ersetzen, einmal Subjekte ihrer Geschichte gewesen zu sein. Auch die erreichten Zwecke zeigen Spuren der aufgewandten Mittel. Sich um keinen Preis „von der Straße“ stören zu lassen beim Regieren, darin zum Beispiel waren sich Ulbricht und Adenauer immer einig.

3

Ausgerechnet alle, die den Oktober mit offiziellem Pomp feiern werden, haben offenbar die Rechnung Revolution gleich Sozialismus durchgestrichen. Wirklich alle? Sicher nicht Cuba, nicht China, nicht Nord-Vietnam, nicht einmal Jugoslawien: sie verdanken ihre Gesellschaftsordnung und folglich ihr Selbstbewußtsein keiner Intervention, sondern vor allem sich selbst. Nicht der russische Oktober, sondern Dien Bien Phu, der Große Marsch, Castros Guerilla- und Titos Partisanenkämpfe, das wären Ereignisse, die sich heute als Mythen noch feiern ließen, als etwas also, das wiederkehren kann, muß, wird. Kaum in Europa.

4

Für uns jedenfalls, in der Bundesrepublik, gibt es zum Jahrestag nichts zu feiern, außer für Geistesgeschichtler und andere Idealisten aus Beruf oder Neigung. Dieses Datum gehört nicht, nicht mehr in unsere Geschichte. Deutsche Revolution ist in Eisners München, in Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts Berlin, in den Thüringer Arbeiteraufständen gescheitert, später war es zu spät. Dafür, daß 1945 kein deutscher Oktober stattfand, brauchten nicht erst die Besatzungsmächte zu sorgen. Sie haben trotzdem dafür gesorgt, alle vier.

Nichtsdestoweniger gilt immer noch, was Ernst Bloch gesagt hat: Demokratie ist nicht möglich ohne Sozialismus, Sozialismus nicht ohne Demokratie. Der Blick auf zwei deutsche Gesellschaften zeigt, daß die Verstaatlichung der Produktionsmittel allein so wenig Gerechtigkeit garantiert wie die Ausgabe von Volksaktien. Doch eine nicht nur formal, eine konkret demokratische Gesellschaft wird hierzulande kaum noch durch Druck von innen, durch Revolution erzwungen werden (obwohl im Moment Studentengruppen glauben: durch sie), eher durch Druck von außen, von einer Welt, deren Schwerpunkte sich längst aus Mitteleuropa verlagert haben, aber bald auch nicht mehr in Moskau und New York liegen werden.

Merkwürdig: der russische Oktober und Hitler waren die letzten europäischen Ereignisse, die Weltgeschichte gemacht haben, leider und glücklicherweise.

Josef W. Janker
50 Jahre Oktoberrevolution

1

Fünfzig Jahre sind eine Zeitspanne, die der Einzelne selten genug als geschichtliches Kontinuum verkraftet. Die Lebensläufe dieser „gewalttätigen Periode“ haben mit ihrer Geschichte oft nur die Daten gemeinsam. Zeitgenossenschaft versandet allzu häufig in der Schleifspur privater Erinnerungen. Die Veteranen der Hundert Tage Flandern, der Tankschlacht bei Cambrai, der Zwölften Isonzo-Schlacht oder der Brussilow-Offensive — stehen zu lange schon nackensteif bei gedämpftem Trommelwirbel unter gesenkten Fahnen; ihr auf Jahrestage fixiertes Gedächtnis reicht über Einsatzorte nicht hinaus. Wer jünger ist als sie, spricht nicht als Augenzeuge.

2

„Sie ist eine versunkene Stadt. Der Sturmvogel besucht sie“, schrieb Reinhold von Walter über das Petersburg der Oktober-Revolution, als besänge er ein nordisches Vineta. Sein von Barlach illustrierter Zyklus: DER KOPF prägte sich mir partienweise ein, zu einer Zeit, da Sprachmächtigkeit und Ausdrucks-Trunkenheit den politisch-sozialen Gehalt gleichsam unter Verschluß hielten. In dieser Endzeit-Vision einer „leidenden Geistnatur“ wirkten die Verszeilen: „Schaffe das wilde mir — das kolossale Tier — den Leib!“ wie ein Narkotikum. Im mythischen Bilder-Zwang dieses „ohngestalten Hirns“ verriegelte sich mir der für unser Jahrhundert so folgenreiche Umsturz zu einem eigenartig ortlosen, ungeschichtlichen Dunkel. Mein Benennungs-Eifer schien mit dem zynischen Lyrismus gewisser Passagen: „Ich verdaue den Welteindruck, diesen abgenagten Knochen“ zureichend versöhnt. Der Sturz der Romanows aus dynastischem Übermut in geistige Öde schien mit dem bildkräftigen Vergleich der „Axt, die an morsche Throne schmettert“, hinlänglich begriffen und umgesetzt. Die Revolution, im „plastischen Donner der Riesenplakate“ sich mästend, schien mit bourgeoisem Snobismus geistreich abgefertigt: „Im übrigen regiert uns die Kanaille!“

Hier ist nicht der Ort, die Schlamm-Suhlen und Trampelpfade bloßzulegen, die ein barbarischer Bildungswille quer durchs epische Unterholz schlug. Es brauchte seine Zeit, bis der Lesefutter verschlingende Allesverwerter die Kolportage ausschied, aus den dämonischen Zirkeln Rasputins und der Bluterkrankheit des Thronerben herausfand — und weniger Ausdruckssteigerung erfuhr als gesellschaftliche Entfremdung. Es bedurfte vieler Ortswechsel und Stimmungs-Umschwünge, um aus den Kosaken-Sätteln des jungen Gogol zu steigen, der mit der geschichtlichen Wahrheit wenig glimpflich umsprang. Energische Verhaltensänderungen und damit verbunden ein rigoroser Stilwandel waren erforderlich, um die Bewegungslosigkeit Oblomows abzulösen in der Selbstdisziplin Rachmetows, um die Seziertische Basarows zu vertauschen mit den Nähwerkstätten Tschernyschewskis, der das evolutionäre Prinzip Herzens verwarf und die Revolution mit ihren „unvermeidbaren Schrecknissen“ bejahte.

Ihre Vorgeschichte in den Erzählungen Gorkis und ihr dokumentarisch belegter, dramatischer Ablauf: „Die Einmütigkeit des Grolls — hat die Krise merklich erleichtert und sie abgekürzt“; das unheldische Aussehen einer ihrer Anführer im Vortrupp: („... jung, mittelgroß, mager, Pickel im Gesicht“); ihr proletarisches Gestus, der weniger meinen Blick für Physiognomien schärfe als den Sinn weckte für politisches Denken. „Lernt das Unbestechliche erkennen an seiner Unerschrockenheit!“ sagte Pelageja Nilowna, die als Pilgerin verkleidete Flugblatt-Verteilerin, im Würgegriff eines Gendarmen. — „Die Revolution hat keine Ideale zu verwirklichen, sondern vorhandene Tendenzen in Freiheit zu setzen“ schrieb Marx. — Die Revolution taugt demnach nicht als Andachts-Gegenstand für Jahrestage. Für unsere moralische Selbstgenügsamkeit bleibt sie immer die schärfste Herausforderung.

10. Juli 1967

ANDERERSEITS

Andererseits
blieben liegen, weit
hinten, schon
einmal, damals
gleich,
„mit durchschnittener Kehle“
gleich
danach und abermals
die Worte
im Totenfett
da
vorn —

HOMMAGE A DIMITROFF

Denn diese Fragen trafen ins Schwarze. Aus der Mitte zweier Sprachen gestellt, in die ungeläufige Mitte gerückt, nicht gänzlich zwischen den Stühlen wohl, das nicht, aber Mund an Mund zur hellgesichtigen Grenze hin, die Zunge belegt, die immer diesen Weg nehmen muß, der nicht von Mund zu Mund geht, aber direkt und ohne größere Umwege, gleichsam das alte Urteil an sich selbst vollstreckend, ins Schwarze zurückkehrt.

Johannes Schenk
Der rote Schwan

Dieter Süverkrüp
Versuch eines (naturgemäß theoretischen) Wiegenliedes
für unser noch ungeborenes Kind

„Das ist eine Erinnerung aus dem Dorf, als ich klein war und mein Vater den Bauern Schach beibrachte und einige Kommunisten wurden. Schade, jetzt haben die meisten alles vergessen.“
(Der Autor in einem Brief an die Redaktion)

Sie stehen auf der Treppe vom Gasthaus „Zur Ecke“
Gustav Kurt Sonnenschmidt Fidi
stehen bierglaspfotig im Sonntag
während die Lehrerin hinterm Schulhof
Fehler und Rotstifte streng übers Bett schiebt
Sie singen laut Ich höre sie unterm Birnbaum
höre Fidi und Gustav den Sonntag singerig machen
und Beta und Luse die am Schanktisch dösen
Den roten Schwan und alle andern höre ich:

Die Internationale erkämpft das Menschenrecht!

Fidi der gut Schach spielt Gustav der gut Schach spielt
alle die gut spielen Obendrüber neben der Sprung-
feder aus der Sofaecho Beta und Luse
Eure Flunderaugen auf die Rücken der Männer
die schwitzen mittags unter Holzturm und Holzkönig
Wo die Bauern aus Holz bedächtig den König verfolgen
Auf dem Dach sitzt die Wolke von Fidis Schachschnaps
Er hat alles vergessen Später
Er hockt hinter Gardinen an der Straßenecke
älter geworden an der Uhrkette
Dienstags ist Viehmarkt Fidi handelt mit Kühen
Niemand sagte ihm mehr von Rosa und Karl
verlassen von allen guten Schachzügen
fällt er mit aufgeblähtem Bauch durch die Stube

Ich liege an diesen verglitzerten Tagen jetzt öfter im Fenster
(schlechte Angewohnheit)
ich zähle die Wochen, die Kippen, die Dächer, die alten Gespenster
(Trübsal)
man läutet vom Turm von St. Krupp oder so die Sonntagsneurose ein
(happy weekend to you!)
der Himmel kommt frisch vom Friseur, der Pastor soll aufblasbar sein
(praktisches Christentum)

Das wird ein Fest im Oktober in Rußland zur Revolution! ! !
(Bonn ist verstimmt)
dann ist auch das Kind da . . . oft baden, nie taufen, sei's Tocht- oder Sohn
(kein Saturnunterricht, Herr Pastor)
dem Kind muß man vieles erklären noch ehe die Sippschaft erscheint
(Onkel Dash und Tante Cola:)
„was hat es denn nur . . . kein Bedürfnis vielleicht? daß es immerfort weint“
(Erpressung)

Das mußt du bald lernen, mein Kind, dich von demunddem zu befrein
(Scheißwindeln)
und wenn du erst reden kannst, brauchste auch nicht mehr ohnmächtig zu schrein
(Widerwortschatz)
du darfst nicht erschrecken beim Emanzipiern, wenn's da gelegentlich kracht
(nur Mut!)
die haben in Rußland die Revolution auch ganz von sich aus gemacht
(da staunste, was?)

Vorfinden wirst du, mein Kind, zwar eine gespaltene Welt
(Folgen der Ausbeutung)
doch werden die Äcker des Unmuts schon nicht mehr nur nachts bestellt
(Arbeitserleichterung)
es haben die Länder zu Armut und Demut nicht länger die müßige Zeit
(„Problem der Dritten Welt“)
das sehen die Herren in unserem Land — mit arger Beklommenheit
(Zug zum Plankapitalismus, verstehste?)

Aber wir woll'n nicht vorgreifen . . . werde du erst mal geboren!
(nur Tatsachen zählen)
Mutter wäscht dir bald freundlich die winzigen Hemddchen und Ohren
(politisch unentbehrlich)
Vater betrachtet zu Fuß und durch's Fenster unsre vergatterte Stadt
(3 x täglich)
daß er, wenn's sein muß, wenn's anders nicht geht, einen besseren Überblick hat.
(es lebe die Revolution! ! !)

Guntram Vesper
Drei Gedichte

KORRUPTION

Mit zwanzig bejahte mein Vater den Sozialismus
Mit dreißig fiel er in Rußland ein
Als er zurück war interessierte er sich nur noch
Für den Schmied von gegenüber der eine Ölmühle im Keller hatte
Heute sagt er beim Abschied wenn ich ihn besuche:
Tu deine Pflicht sie lohnt sich
Halt keine Reden
Revolution Gerechtigkeit Schwindel das alles
Ich lese Trotzki zur Entspannung
Da
Sagt er dann und gibt mir fünfzig Mark

KLEINE BEMERKUNG ÜBER L.

Der den großen Handstreich geführt hat
Damals in Rußland
Wieviel Handstreiche
Müssen vorher gegen seinesgleichen geführt worden sein

FRAGE AN DIE WESTDEUTSCHEN REGIERENDEN

Wenn bei uns weitgehend bekannt ist
Daß die Oktoberrevolution ihre Ursache
In der Verelendung des russischen Volkes
Der Arbeiter Bauern besitzlosen Kleinbürger und Juden hatte
Zudem die Erkenntnis landläufig ist daß nach dem Bürgerkrieg
Eben diese Verelendung
Schritt für Schritt
Freilich nicht ohne Gewalt und deren Opfer abnahm (aber sind Kriege
Nicht auch Gewalt und fallen ihnen nicht
Millionen zum Opfer wofür für was für wen)
Weshalb lobt man bei uns
Wo angeblich das Volk regiert
Eine solche Lösung für Länder mit gleichen und ähnlichen Zuständen
Dann nicht von Staats wegen

Martin Walser
Ein sehr bescheidener Vorschlag

(Zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution)

Immer wenn ich ein Buch eines Autors aus einem sozialistischen Land lese, bin ich überrascht. Das kommt daher, daß in den Zeiten, in denen ich keine Bücher aus Osteuropa lese, meine Meinung gebildet wird durch täglichen Nachrichtenkonsum. Die vom zuletzt gelesenen Buch hergestellte Nähe wird von Tag zu Tag mehr vernichtet, die durch den Autor vermittelte Vertrautheit mit einer Straße in Prag, einer Lastwagenfahrt in Sibirien oder einem Taxifahrer auf der Krim wird wieder verschüttet von dem auf Trennung und Fremdheit versessenen Jargon der politischen Nachricht. Vielleicht hat ein Leser in Osteuropa auch schon solche Erfahrungen gemacht.

Die Nachrichtenapparate sind dafür geschult, den Bevölkerungen mitzuteilen, was ihre Politiker gerade gesagt oder getan haben. Die Nachrichtenapparate sind rechthaberisch im Dienste der Politik ihrer Länder. Sie dienen der Bestätigung und der Rechtfertigung. Sie sind ein Teil der Politik, über die sie zu berichten scheinen.

Das trifft, nach meiner Erfahrung, vor allem auf die Nachrichten über Ost-West-Beziehungen zu. Da wird ein seit langem eingespieltes Zeremoniell des Mißtrauens ernährt. Die Gründe dafür sind Geschichte geworden. Die alten Erfahrungen regieren die Gegenwart. Das Mißtrauen sieht immer noch zu wenig Grund abzudanken. Ost und West verurteilen einander zur größtmöglichen Bewegungslosigkeit.

Aber noch immer passieren Bücher die harten Grenzen. Mehr Bücher als Menschen. In den Büchern wird man einander unmittelbar verständlich. Oft genügt ein Gedicht, um zu demonstrieren, daß wir zur selben Zeit und auf demselben Kontinent wohnen. Eine schüchterne und kaum organisierbare Internationale der Schriftsteller wird erkennbar; die ist der Ausdruck eines Zusammenhangs, der in der Politik selten zum Vorschein kommt. Die Schriftsteller liefern ein Bild ihrer Bevölkerung, das die Nachrichten über diese Bevölkerung korrigiert. Ohne diese andauernde Korrektur stünden bald nur noch Apparate einander gegenüber. Obwohl die Schriftsteller ihren Gesellschaften angehören und sie zum Ausdruck bringen, obwohl sie einander nie gesehen haben, verstehen sie einander besser als die Politiker ihrer Länder.

Es besteht fast eine Solidarität zwischen Schriftstellern aus verschiedenen Ländern. Nicht zwischen gar allen. Und das Gemeinsame zwischen diesen Schriftstellern ist noch zu jung und ungeschützt als daß man es Definitionsversuchen

aussetzen dürfte. Der 50. Jahrestag der Oktoberrevolution ist ein Datum, das die anziehen und in einem geschichtlichen Licht versammeln kann, die, ohne das beabsichtigen zu müssen, immer zusammenarbeiten.

Ich wohne in einem Land, das seit den Zeiten Luthers so gut wie keine Revolution mehr hatte. Bei uns löste jeder Ansatz zu revolutionärer Bewegung gleich eine lang anhaltende Gegenrevolution aus. Unsere Geschichte ist bestimmt durch Gegenrevolutionen. Offenbar liegt es uns nicht, mit den Folgen dieser Gegenrevolutionen im Handumdrehen fertig zu werden. Wir müssen die Anachronismen abtragen wie Trachten aus zähem Tuch. Das Mittelalter ist langlebig bei uns. Aber unverkennbar ist seine Hinfälligkeit. Wir sind hier zwar die unfreudigen Erben einer Gegenrevolution, aber wir sind nicht deren Fortsetzer. Eine Gesellschaft nach der Gegenrevolution und eine Gesellschaft nach der Revolution stehen einander gegenüber. Welche Gesellschaft wird sich als lernfähiger erweisen? Das ist eine friedliche Frage und trotzdem knirscht in ihr das tödliche Entweder-Oder. Aber nur, wenn Lernfähigkeit eine Schande ist für eine Gesellschaftsordnung. Nur wenn man nicht in die Schule gehen darf beim sogenannten Gegner ...

Schriftsteller haben offenbar leicht reden. Ja, das stimmt. Gerade deshalb sollen sie reden. Wovon? Von ihrer Gesellschaft. Oder von sich selbst in ihrer Gesellschaft. Die normierte Ost-West-Spannung hat uns lange genug Angst gemacht und den Atem benommen. Die Koexistenz-Formeln erstarrten immer wieder ganz plötzlich zum nur noch klierrenden Feindschafts-Jargon. Es fehlt das Klima. Die Atmosphäre. Das Vertrauen. Die einfachste Kenntnis. Deshalb ein Vorschlag: die Schriftsteller in Ost und West arbeiten absichtsvoller zusammen als bisher. Beginnen könnte man mit einem Jahrbuch. Das erscheint, sagen wir, in Prag. In jedem Land sammelt ein Kollege die Beiträge und schickt sie oder bringt sie nach Prag. (Es gibt wohl in jedem Land einen Schriftsteller, der dafür besonders begabt ist. In der Bundesrepublik, um ein Beispiel zu nennen, wäre das Hans Magnus Enzensberger.) In Prag wird das Jahrbuch redigiert und dann als Manuscript in alle Länder geschickt, die sich mit Beiträgen beteiligen. Also in jedem Land an den Kollegen, der in seinem Land die Beiträge sammelte. Der lässt in Zusammenarbeit mit einem Verlag alle Beiträge in seine Landessprache übersetzen und überwacht den Druck. Das Jahrbuch könnte immer im Herbst erscheinen. Es könnte heißen: *Galilei, ein internationales Jahrbuch*. Unter freundlicheren Umständen wäre das nicht viel, ein Jahrbuch. Unter den gegenwärtigen Umständen könnte es viel bedeuten, wenn alljährlich und in großer Auflage ein Buch gleichzeitig in England, der Sowjet-Union, in Italien, Dänemark, Rumänien, Holland, Polen, Belgien... erscheinen würde. Schriftsteller, die den 50. Jahrestag der Oktoberrevolution für ein Datum halten, das zu solcher Zusammenarbeit anregt, könnten sich an die Zeitschrift Plamen wenden und mitteilen, ob sie mitarbeiten möchten an einem nützlichen Jahrbuch, das Aufsätze, Berichte, Interviews, Gedichte... enthielte aus östlichen und westlichen Ländern.

Ich bin der Dumme August Nr. I. Ich halte ein Stück Draht in der Hand. Einer kommt aus der Kulisse vom Orpheus in der Mittelwelt und fragt mich: was hältst Du eigentlich von der Oktoberrevolution?

Ich, antworte ich, ich halte ein Stück Draht und keine Revolution in der Hand, und war es überhaupt nicht im Dezember?

Ich drehe mein Stück Draht zum Fragezeichen. Hopp, Dummer August Nr. II.! Ich bin der Dumme August Nr. II. Ich halte das Stück Draht in der Hand, das mir der Dumme August Nr. I. vor die Füße geschmissen hat, ehe er in die Kulisse entwischte.

Ein anderer, der aus der Kulisse kommt, fragt mich: was hältst Du von der OR?

Das, erwidre ich, was Du mich fragst, hüpfst mir ins eine Ohr hinein und aus dem andern Ohr heraus.

Ich drehe mein Stück Draht zum Strick. He, Dummer August Nr. III.!

Ich bin der Dumme August Nr. III. Ich halte das Stück Draht vom II. Dummen August in der Hand.

Irgendeiner ist aus der Kulisse gekommen und fragt mich: was hältst Du davon? Alles, entgegne ich, oder nichts.

Ich drehe mein Stück Draht zum Leninorden, so, oder zum Ritterkreuz, so. Hallo, Dummer August Nr. IV.!

Ich bin der Dumme August Nr. IV. Ich halte mein eigenes Stück Draht in der Hand. Ich habe das Stück Draht des III. Dummen Augsts in den Dreck gekickt. Noch einer witscht aus der Kulisse heraus und erkundigt sich, was ich davon halte.

Ei, sage ich, eine ganze Menge, aber, leider, nicht alles. Sie gefällt mir, weil es nicht auszuhalten wäre, wenn es sie nicht gegeben hätte und geben würde. So wachsen doch die faulen, feilen Bäume nicht in den Himmel. Sie gefällt mir auch wieder nicht, weil mir etwas daran fehlt. Die Kirche, das heißt ihr Gegenteil, ist mir zu fromm, das heißt zu unfrommfromm, im Dorf, das heißt im Gegen teil, geblieben. Ich warte auf den andern Mann aus dem andern Dorf. Erst wenn er da ist, und wenn sich die beiden die Hände geben, so, daß nur eine einzige

Hand da ist, jene Hand, worin sich Brot und Wein statt Gewehren und Raketen befinden, bin ich dafür. Ich drehe mein Stück Draht zu einer solchen Hand. Ich rufe nicht den Dummen August Nr. V., VI. oder VII. Ich bin feig. Aber ich versuche, aus einem Feigen ein Tapfrer zu werden. Ich hocke mich auf die Erde. Denn um die Erde gehts, um jedermann, der darauf lebt, außer um mich. Ich bin nur ein Dummer August. Aber ich bin nicht ganz so dumm wie die Herrn in den beiden Palästen. Wie wärs, wenn sie uns allen eine Scheibe Brot und einen Schluck Wein abgäben, und wenn sie mir und meinesgleichen erlaubten, aus den Raketen und Gewehren nützliche Gegenstände zu drehen, Abritte und Bücher und Computers? Na, wo ist der eine Mann aus dem einen Dorf? Hoi, wo ist der andre Mann aus dem andern Dorf? Ich warte. Aber ich warte nicht ewig. Wir warten nicht ewig.

Maurice Dobb
Der Rote Oktober 1917 und seine Bedeutung heute

Daß die Oktoberrevolution für unser Jahrhundert einen markanteren geschichtlichen Wendepunkt darstellt als die Revolution von 1789 für das vergangene, wird heute kaum noch bestritten. Als Erringung und Behauptung politischer wie ökonomischer Herrschaft durch eine ausgebeutete Klasse — das zahlenmäßig noch schwache Proletariat, das nur von der Bauernschaft Unterstützung erhielt — hat diese Revolution in der Geschichte kaum ihresgleichen, wenn man von der kurzlebigen und Stückwerk gebliebenen Pariser Kommune des Jahres 1871 absieht. Zweifellos haben die Bolschewiki ihre Macht mit Hilfe der Soldaten- und Bauernräte vor allem deshalb zu festigen vermocht, weil bedeutende Teile der Armee sich der Revolution anschlossen und weil die Großmächte Mittel- und Westeuropas durch einen Weltkrieg in Anspruch genommen waren. Immerhin aber sah sich die neue Macht der Räte noch acht Monate nach ihrer Errichtung zu einem verlustreichen Bürgerkrieg an mehreren Fronten gegen die Kräfte der Konterrevolution gezwungen, denen die Intervention deutscher, japanischer, anglo-französischer und amerikanischer Streitkräfte den Rücken stärkte. Sowohl Bürgerkrieg wie Intervention sollten sich zwei bis drei Jahre hinziehen.

Nicht selten wird darauf hingewiesen, daß im Oktober 1917 in Rußland eine Revolution mit doppeltem Vorzeichen stattgefunden habe: Sie sei sowohl einerseits proletarisch und auf Veränderung des bestehenden sozialen Gefüges gerichtet gewesen, als andererseits auch zur Etablierung einer bürgerlichen Herrschaft unternommen worden. Zum Ausdruck sei dies gerade durch die Teilnahme der Bauernschaft gekommen, deren bürgerlicher Forderung nach Landbesitz man in der revolutionären Landreform schließlich nachkam. So sei denn der eigentliche Erfolg der Revolution zuletzt ihrem Doppelcharakter zugute zu halten. Andererseits war es jedoch gerade eben jener Doppelcharakter, das Zusammenwirken dieser beiden historischen Momente in ein und demselben geschichtlichen Ereignis, das auf einer späteren Stufe der Entwicklung Schwierigkeiten bei der Verwirklichung der sozialistischen Ziele der proletarischen Revolution schuf. Schwierigkeiten vor allem bei der Verwirklichung einer sozialistischen Industrialisierung, die über die rein bürgerlichen Zielsetzungen der Bauernschaft hinausging und in mehr als einer Hinsicht notwendigerweise mit diesen in Konflikt geraten mußten. Diese Widersprüchlichkeit entsprang den Gegebenheiten in einem wirtschaftlich

wenig entwickelten Land, dessen Industrie nur in sehr beschränktem Maße (hauptsächlich erst seit 1890) eine gewisse Entfaltung erlebt hatte, einem Land, in dem die Landwirtschaft immer noch an erster Stelle stand und, abgesehen von einem kleinen Teil des Großgrundbesitzes, in rückständiger Wirtschaftsweise mit unzulänglichen Mitteln betrieben wurde. Für eine solche Wirtschaft bedeuteten die Bedingungen des Ersten Weltkriegs eine untragbare Belastung. Ein derartiges System mußte, wie Lenin es ausdrückte, das „schwächste Glied“ in der Kette der kapitalistischen Staaten sein und als erstes unter dem Druck der Ereignisse brechen. Doch gerade die Schwäche der industriellen Basis bei vorwiegend agrarischer Wirtschaft gestaltete den späteren Aufbau des Sozialismus aus der Übergangsphase des NEP in den Zwanziger Jahren um vieles schwieriger, da eine breite industrielle Basis ja geradezu eine Voraussetzung für den Sozialismus bildet und ihn eigentlich erst sinnvoll macht, wobei ein Industrialisierungsprozeß wiederum ohne Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion kaum möglich ist. Hätte die Revolution auch auf andere Länder des Westens, vor allem auf Deutschland übergegriffen, wie man zunächst erhofft hatte, so wären die Schwierigkeiten ungleich leichter zu meistern gewesen.

Da aber die revolutionäre Welle von 1918 bis 1919 in Deutschland schon bald wieder abflaute, wurde die Herrschaft der Räte in Rußland in eine Position der Isolierung gedrängt, und dies inmitten einer feindlichen kapitalistischen Welt. Angesichts einer solchen Situation bestand die einzige Alternative zur völligen Aufgabe in einer Politik, wie sie offiziell unter dem Schlagwort vom „Sozialismus in einem Land“ betrieben wurde. Wie die Ereignisse später erwiesen, war es nicht unmöglich, den Sozialismus alleine und trotz wirtschaftlicher Rückständigkeit aufzubauen. Aber die besonderen Schwierigkeiten, die das mit sich brachte, verlangten Kosten und Opfer, die anders nicht nötig gewesen wären, ja sie führten zeitweise sogar zu Fehlentwicklungen.

Hierdurch war der besondere Weg abgesteckt worden, dem die Sowjetunion in Zukunft folgen mußte. Im Hinblick auf die Wirtschaft verlangte die im Wettlauf mit der Zeit so schnell wie möglich vorangetriebene Industrialisierung besonders hohe Opfer. Außergewöhnliche Belastungen brachten auch die militärischen Anstrengungen im Kampf gegen äußere Feinde mit sich. Beurteilungen und Darstellungen der sowjetischen Erfahrungen und der daraus gewonnenen Lehren sowie oft allzu vereinfachende Erklärungen wirtschaftlicher Organisationsformen lassen gerne außer acht, wie lange in den dreieinhalb Jahrzehnten zwischen dem Oktober 1917 und Stalins Tod Kriegswirtschaft in reiner oder abgeschwächter Form bestanden hat, wobei man außerhalb der Kriegsjahre entweder dabei war, Kriegsfolgen zu beseitigen (wie 1920 bis 1925 und 1945 bis 1950), oder aber, sich für drohende Kriege zu rüsten. Die Art der wirtschaftlichen Umwälzungen innerhalb dieses Zeitraums ist so gut bekannt, daß sich eine ausführliche Darstellung hier erübrigt. Allein im ersten Jahrzehnt der Industrialisierung stieg die Erzeugung von Schwermetallen, Brennstoffen und

Energie um die vier- bis fünffachen Mengen der Zwanziger Jahre, und die Elektroenergieerzeugung vermochte sich auf das achtfache zu vergrößern. Im gesamten Zeitraum zwischen den Zwanziger Jahren und heute ist die Industrieproduktion in einem Maße angewachsen, daß die Sowjetunion nun hinter den Vereinigten Staaten auf den zweiten Platz unter den Industrienationen der Erde aufgerückt ist. Ihre Stahlerzeugung, an der sich ein wirtschaftliches Wachstum gut ablesen läßt, stieg von 5 Millionen Tonnen im Jahre 1928 auf 100 Millionen Tonnen heute, die Ölproduktion nahm von 12 Millionen Tonnen auf 250 Millionen Tonnen zu, während sich die Elektroenergieerzeugung von 5 Milliarden Kilowattstunden auf über 500 zu steigern vermöchte. Alle diese Zahlen zusammenommen stellen eine beachtliche Leistung dar. Im Hinblick auf das Sozialgefüge der Bevölkerung und ihre Beschäftigungsstruktur bedeutete dies, daß die Lohn- und Gehaltsempfänger von einer Minderheit, die weniger als ein Fünftel der arbeitenden Bevölkerung ausgemacht hatte, zu einer Mehrheit wurden, die nun mehr als die Hälfte umfaßt.

Aus dem Dargelegten folgt, daß viel vom besonderen Charakter der russischen Revolution sowie des Entwicklungsweges des Landes zu einer sozialistischen Wirtschaft mit dessen eigentümlicher historischen Situation und den daraus resultierenden besonderen Bedingungen zusammenhängt. Man hat in sozialistischen Kreisen nicht wenig über das Maß der unmittelbaren Bedeutung diskutiert, das die Oktoberrevolution für eine revolutionäre sozialistische Bewegung in der heutigen Welt noch hat. Die offizielle sozialdemokratische Theorie hat dieses Ereignis zwar schon von Beginn an als Abweichung negiert, aber es bleibt hier noch viel zu tun, bis sich wirklich erkennen läßt, welche Lehren aus dieser historischen Erfahrung ihre Gültigkeit behalten werden und welche bedingt waren durch besondere Gegebenheiten der Zeit und der historischen Umstände.

In diesem Zusammenhang scheint mir die Unterscheidung relevant, die zwischen den Ländern der sogenannten „Dritten Welt“ mit schwach entwickelter Industrie und den hochentwickelten Industriestaaten vor allem in Europa und Amerika zu machen ist. Für die Entwicklungsländer hat die Oktoberrevolution tatsächlich auch heute noch hervorragende Bedeutung. Und diese Bedeutung liegt wohl vor allem darin, daß sie gewissermaßen ein Modell zu geben vermag, für das, was diese Entwicklungsländer brauchen: einen breiten Zusammenschluß aller auf der Seite des Volkes stehenden Kräfte, einschließlich der Kleinbauern und Kleinhandwerker, zu denen sich die zahlenmäßig noch sehr schwache Schicht der Lohnempfänger und Intellektuellen gesellen muß (nach dem Vorbild des Zusammengehens von Arbeitern und Bauern in Rußland). Weniger aber dürfte die Oktoberrevolution nützlich sein als ein Vorbild im Sinne spezifisch leninistischer Formen einer „Diktatur des Proletariats“ oder gar militärischer Unternehmungen. In gewissen Kreisen der internationalen „Linken“ vertritt man heute die Ansicht, daß der Kampf gegen den Kapitalismus, vor allem gegen dessen Hochburg, den amerikanischen Monopolkapitalismus, nicht länger sich

nur auf eine proletarische Arbeiterschaft stützen könne, vielmehr einer „bäuerlichen Basis“ bedürfe. Damit verbinden sich Forderungen nach illegalen Kampfesweisen, statt eines Vorgehens im Rahmen der bestehenden Gesetze, Forderungen nach Guerilla-Taktik und Guerilla-Krieg. Bestrebungen dieser Art scheinen freilich nichts anderes zu sein als eine Rückkehr zur Doktrin Bakunins, die dem Marxismus zuwiderläuft, und zu den putschistischen Traditionen, wie sie während des 19. Jahrhunderts in wirtschaftlich rückständigen Ländern herrschten. Am russischen Beispiel gemessen wird hier eine Parallelität zu den Vorstellungen der Narodniki vom Pramat des Dorfes deutlicher als etwa zu Lenin und den Bolschewiki, die hinter der Oktoberrevolution und der ihr folgenden Entwicklung als treibende Kräfte standen. Gewiß läßt sich die Anwendbarkeit von Guerilla-Taktiken, die sich auf bäuerliche Klassen stützen, angesichts mancher Situationen in unserer sehr vielschichtigen und schnell veränderlichen Welt nicht ausschließen, aber es erscheint als rückschrittlicher Obskuratorismus, wenn man sie zum Dogma erhebt und den legalen Formen des Kampfes, wie ihn die traditionellen politischen und wirtschaftlichen Organisationen der Arbeiterklasse entwickelt haben, entgegensezten. Eine solche Zurückweisung der Lehre des Roten Oktober stellt nach meiner Ansicht eine merkliche Abweichung von der Marxschen Tradition dar und richtet sich gegen die Auffassung vom Sozialismus als einer historischen Stufe, gegen die Auffassung von einer objektiven Rolle der an Klassenbewußtsein gewinnenden Industriearbeiterschaft in der kapitalistischen Gesellschaft. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß der Rote Oktober 1917 sowohl eine bürgerliche Revolution als auch eine proletarisch-sozialistische Revolution gewesen ist. Erscheint es nun allzu abwegig, wenn man in den oben skizzierten Tendenzen der Linken mehr eine Betonung des bürgerlichen als des sozialistischen Elements der Oktoberrevolution erblickt? Vergleicht man diese Tendenzen mit dem Gedanken der friedlichen Koexistenz und legalen Formen des Kampfes, für die auch Lenin im Rahmen des Möglichen stets eingetreten ist, so findet sich in ihnen unverkennbar ein nihilistischer Zug, der nicht ohne Gefahr ist.

Für die hochindustrialisierten Länder gelten besondere Bedingungen. In ihnen muß eine sozialistische Bewegung wie auch bisher sich hauptsächlich auf die bewährten Organisationen der Arbeiterklasse stützen, andernfalls sie aufhören wird als historische Bewegung zu bestehen, da man sektiererische Intellektuellenkreise nicht als solche rechnen kann. Kapitalismus und Neokapitalismus, als der dieser heute gerne bezeichnet wird, hätten dann überhaupt keinen ernsthaften Gegner mehr. Und auch hier wird wieder die Notwendigkeit des Zusammengehens verschiedener Klassenkräfte ersichtlich, wie sie von der Oktoberrevolution längst bestätigt wurde. War dieses Zusammengehen im agrarwirtschaftlichen Russland des Ersten Weltkriegs absolut notwendig, so ist es heute innerhalb eines fortgeschrittenen Monopolkapitalismus mit seiner hochgradigen wirtschaftlichen Ballung und Machtzentration, die alles dagewesene übertrifft, und angesichts des daraus resultierenden Widerstands innerhalb weiter sozialer Schich-

ten — Kleinbürgertum, mittleres Unternehmertum, Studenten und Intellektuelle allgemein — kaum weniger angezeigt. In diesem Zusammenhang ist es notwendig, darauf hinzuweisen, daß der Begriff einer „Diktatur des Proletariats“ in jener spezifischen Bedeutung, die ihm erst nach der Oktoberrevolution gegeben worden ist, als politische Lösung heute keine Allgemeingültigkeit mehr besitzt¹. Diese nachrevolutionäre Interpretation des Wortes von der „Diktatur des Proletariats“ meint Einparteiherrschaft und gesetzliche Unterdrückung rivalisierender politischer Organisationen unter den Bedingungen einer im oder am Rande eines Krieges stehenden Regierung. Letztlich aber läßt die Perspektive der Oktoberrevolution durchaus auch Raum für andere Parteien, ließ ihn in den Sowjets von 1917, in denen ja keineswegs nur Bolschewiki saßen, ließ ihn auch in den Anfängen der Sowjetregierung, da diese aus einer Koalition von Bolschewiki und Linken Sozialrevolutionären — den Hauptvertretern der Bauernschaft — bestand. Erst nachdem die Minister der Linken Sozialrevolutionäre wegen des Friedensschlusses von Brest-Litowsk im März 1918 zurückgetreten waren, erst nachdem sich die Linken Sozialrevolutionäre im Juli 1918 erhoben hatten und der deutsche Botschafter, Graf Mirbach, ermordet worden war, begann man andere politische Organisationen, besonders jene der bestehenden Parteien in zunehmendem Maße als dem Staat feindliche, verschwörerische Kräfte zu behandeln. Zweifellos könnten sich ähnliche Entwicklungen in einem Land wiederholen, das, im Begriff seine Wirtschaft zu sozialisieren, sich mit Bürgerkrieg und ausländischer Intervention konfrontiert sieht. Aber die Wahrscheinlichkeit für derartige Wiederholungen wird zunehmend geringer, während gleichzeitig die Möglichkeit eines legalen demokratischen Übergangs im Rahmen einer parlamentarischen Parteidemokratie mit der wachsenden Stärke des sozialistischen Teils Europas und der Welt zunimmt. Wie sehr heutzutage die internationale Politik bestimmt wird durch den Wettstreit der beiden „Weltsysteme“ liegt auf der Hand. Weniger deutlich sieht man dabei allerdings meist, in welchem Maße dieser Wettstreit auf das soziale und politische Gleichgewicht der Kräfte in den einzelnen kapitalistischen Staaten sowie auf das Funktionieren der kapitalistischen Wirtschaft selbst wirkt. Außer Betracht gelassen wird dieser Aspekt jedenfalls sehr oft.

Was die rein wirtschaftliche Seite der sowjetischen Erfahrung beim Aufbau des Sozialismus angeht, so lassen sich hier leichter Feststellungen treffen, da es sich um weniger strittige Punkte handelt. Grundsätze und Wege der ökonomischen Planung können ein allgemeines Interesse beanspruchen, da sie von allgemeiner Gültigkeit für alle industrialisierten und sich industrialisierenden Staaten sind. Freilich dürfte diese Erfahrung in gewisser Hinsicht für die unterentwickelten

¹ Es sei hier daran erinnert, daß Marx in seiner Kritik des Gothaer Programms sich auf eine politische Übergangszeit bezog, in welcher der Staat nichts anderes zu sein habe, als die revolutionäre Diktatur des Proletariats. Er meinte damit einfach die politische Form der Arbeitermacht während des Zeitraums der Sozialisierung, in dem er Eingriffe in die bürgerlichen Besitzrechte für unvermeidlich hielt.

Länder der „Dritten Welt“, die ihre eigene Politik der wirtschaftlichen Entwicklung verfolgen, noch wichtiger sein als für Länder mit bereits entwickelter Industrie. Dies gilt für das Verhältnis von Industrie und Landwirtschaft ebenso wie für das Charakteristikum einer Industrialisierung nach sowjetischem Stil: den Vorrang der Schwerindustrie in der Gesamtentwicklung — also jenes Sektors, der Produktionsgüter herstellt.

Natürlich gehören nicht alle Entwicklungsländer dem gleichen Typus an. Die Hilfsmittel, über die sie verfügen, ihre auswärtigen Beziehungen und die Art ihrer jeweiligen wirtschaftlichen Probleme können durchaus ganz verschieden sein. Und in eben diesem Maße kann sich auch die Akzentuierung in ihrer Entwicklungsplanung mit all deren aufeinanderfolgenden Stufen unterscheiden. Für gar nicht wenige dieser Länder aber — vor allem jedoch für wirtschaftliche Blockbildungen von Entwicklungsländern, die geschlossen auf dem Weltmarkt auftreten — dürften einschlägige Analogien zutreffen, so daß die sowjetischen Erfahrungen, mit gebotener Modifizierung im Einzelfall, sich durchaus auswerten lassen und daher immer noch großes Interesse für sich beanspruchen können.

Es steht außer Frage, daß die sowjetischen Diskussionen wirtschaftlicher Grundprobleme in den Zwanziger Jahren sich auf ein Terrain wagten und Problemstellungen ausarbeiteten, zu denen westliche Wirtschaftswissenschaftler erst während der vergangenen zwei Jahrzehnte Zugang zu finden begannen, als ihr Interesse an wirtschaftlichen Wachstumsphänomenen und deren eigentümlicher Dynamik wach geworden war. Wenn diese frühen Diskussionen auch in einem ganz bestimmten Zusammenhang standen und aus einer bestimmten Einstellung heraus unternommen worden waren, so warfen sie doch Fragen auf, die für heutige Entwicklungstheorien sich als zentral erweisen und die unerlässlich sind für die Ausarbeitung langfristiger Planungen. Aus diesem Grunde lohnt sich ihr eingehendes Studium. Wären sie schon früher von den Wirtschaftswissenschaftlern der ganzen Welt aufgegriffen worden, so hätte sich der umständliche Vorgang ihrer Wiederentdeckung mit allen seinen Umwegen merklich abgekürzt.

Es bleibt die komplexe Frage nach den Formen und Methoden von Planung und Verwaltung, die wiederum eng zusammenhängt mit Fragen der Einkommensstruktur. Ein reiches Feld an Erfahrungen ist hier gegeben, positiven wie negativen, die etwa dazu führen könnten, daß man allzu starke Konzentrierungen vermeidet. Die Praxis hat sich im Laufe der Zeit gewandelt und wandelt sich immer noch, sogar in grundlegenden Dingen, wie in der Beziehung zwischen Planung und Markt, wobei Kontroversdiskussionen solche Wandlungen begleiten. Für die Wirtschaftswissenschaftler und Planer von heute ist ein großer Teil dieser Erfahrungen interessant und wichtig. Dabei muß gesichtet und zusammengefaßt werden. Das gilt für so spezielle Verfahrensweisen wie die Bilanzmethode oder die noch kompliziertere Methode der Input-Output-Analyse, bis hin zur Frage, welcher Grad an Selbständigkeit einzelnen Industrieunternehmen als den kleinsten Einheiten des Wirtschaftsgefüges zuzugestehen sei, oder wo es geraten

scheine, die Trennungslinie zwischen zentraler Entscheidung und vorgeplanten Ausführungsbestimmungen einerseits und Entscheidungen auf unterer Ebene andererseits zu ziehen, da diese letztlich auf marktwirtschaftlichen Daten beruhen müssen, was eine Annäherung an marktwirtschaftähnliche Formen impliziert. Eine derart ins Einzelne gehende Untersuchung von Struktur und Funktionsweisen einer sozialistischen Wirtschaft scheint mit der Oktoberrevolution, ihrem geschichtlichen Ort und ihrer Bedeutung für unsere Zeit kaum noch etwas zu tun zu haben. Bei näherer Betrachtung aber erweist sich doch ein Zusammenhang, in dem solche Details letztlich ausschlaggebend für jegliche Beurteilung sind. Herausgerissen aus solchen Zusammenhängen und abgelöst von ihren wirtschaftspolitischen Zielsetzungen hinsichtlich einer Umwandlung der bestehenden Gesellschaft in eine sozialistische, würde die Oktoberrevolution ihre eigentliche Bedeutung verlieren und kaum noch mehr sein als ein Aufstand der Entrichteten und Hungernden — hauptsächlich der nach Land hungernden Bauern — wobei sie zwar für einen Augenblick der Geschichte die sozialen Unterschiede auszugleichen vermöcht hätte, die sich aber gewiß erneut herausgebildet hätten, wäre dieser Revolution nicht die Schaffung einer ganz neuen Gesellschaftsstruktur mit einem leistungsfähigen Wirtschaftssystem gelungen.

Vor nahezu zwanzig Jahren schrieb ich in der Einleitung zu meinem Buch *Soviet Economic Development since 1917*:

„Die Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung Sowjetrußlands — seit 1923 der UdSSR — ist für unsere Zeit hauptsächlich aus zwei Gründen von Interesse. Einmal, weil dieser Staat der erste in der Geschichte ist, der von der Arbeiterklasse geprägt wird... welche die Enteignung der vormals besitzenden Klassen vollzogen hat und zur Errichtung einer sozialistischen Wirtschaftsform schritt. Denn dies allein reichte hin, diesen Staat zu einem unvergleichlich interessanten Gegenstand zu machen, kaum weniger interessant für Wirtschaftswissenschaftler und Wirtschaftshistoriker unseres Jahrhunderts, als es das revolutionäre Frankreich nach 1789 für die politischen Theoretiker und Historiker des vergangenen Jahrhunderts gewesen ist. Zweitens aber bietet dieser Staat ein einzigartiges Beispiel für die mit ungeahnter Schnelligkeit vollzogene Umwandlung eines zuvor rückständigen Landes in ein Land weitgespannter Industrialisierung auf der Grundlage der modernen Technik. Und diese Umwandlung geschah ohne nennenswerte Kapitalinvestitionen aus dem Ausland, wurde vielmehr unter Anleitung und Aufsicht einer nationalen Wirtschaftsplanung geleistet, die an die Stelle des laissez-faire und jenes zersplitterten kapitalistischen Unternehmertums trat, das typisch für die wirtschaftlichen Revolutionen der Vergangenheit war. Es scheint deshalb, als könne dieses Geschehen das klassische Vorbild für eine zukünftige Industrialisierung der asiatischen Länder werden. Schon beeinflußt es stark die Diskussion der wirtschaftlichen Entwicklungspläne für Indien und Südosteuropa. Vielleicht wird es sogar schon bald zu einer Verlagerung der Blickpunkte in der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung führen und völlig neue

Fragestellungen und Perspektiven in bezug auf wirtschaftliche Entwicklungen eröffnen.“

Trotz der Ereignisse der vergangenen zwei Jahrzehnte, trotz aller Veränderungen und Diskussionen, trotz des Entstehens einer „neuen Linken“, welche die „alte Linke“ ergänzen oder ersetzen möchte, trotz der neuen Orthodoxien und erneuten Spaltungen sowohl im Osten als auch im Westen, sehe ich keine Veranlassung, diese Aussage abzuändern oder ihr eine andere Betonung zu verleihen. Für die restliche Zeit unseres Jahrhunderts, ja wohl noch darüber hinaus, wird die Oktoberrevolution mit ihren Folgen als der große historische Wendepunkt empfunden werden, als ein säkulares Ereignis, an dem sich das Denken des Historikers stets von neuem zu ernsthafter Auseinandersetzung entzünden wird.

Anton Frank
Hundert Jahre „Das Kapital“

In der zweiten Aprilhälfte 1867 überbringt Karl Marx seinem Hamburger Verleger Otto Meißner die letzten Manuskriptseiten des „Kapital“. Am 16. August, 2 Uhr nachts, meldet Marx seinem Freund Friedrich Engels, daß er eben den letzten Bogen fertig korrigiert habe. Im September kommt der erste Band in einer Auflage von 1000 Exemplaren aus dem Druck. Mehr als 24 Jahre Auseinandersetzung mit der bürgerlichen politischen Ökonomie haben sich zu einem geschlossenen System der „Kritik der politischen Ökonomie“ verdichtet. In den mittlerweile vergangenen hundert Jahren hat das „Kapital“ Epoche gemacht; wir haben daher Grund, uns mit diesem Werk zu beschäftigen.

Marx-Chirurgie

Neue wissenschaftliche Erkenntnisse, auch wenn „die schwierigsten Fragen so einfach und klar gemacht (sind), daß jetzt selbst bürgerliche Ökonomen sie werden begreifen können“ (Engels in einer Rezension über „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ 1859), setzen sich nur allmählich durch, noch dazu wenn „auf dem Gebiet der politischen Ökonomie ... die freie wissenschaftliche Forschung nicht nur demselben Feinde, wie auf allen anderen Gebieten, (begegnet). Die eigentümliche Natur des Stoffes, den sie behandelt, ruft wider sie die heftigsten, kleinlichsten und gehässigsten Leidenschaften der menschlichen Brust, die Furien des Privatinteresses, auf den Kampfplatz.“ (Marx im Vorwort zur ersten Auflage des „Kapital“.) Auch nach hundert Jahren „Kapital“ sind die Furien des Privatinteresses, die Apologeten der bürgerlichen Gesellschaft als der besten aller möglichen Welten, nicht verstummt. Darüber kann die „Marx-Renaissance“ der letzten zehn Jahre nicht hinwegtäuschen, die mit der Wiederentdeckung des „jungen Marx“ begann und sich allmählich der Ökonomie des „alten Marx“ bemächtigt. Auch die anlässlich der „hundert Jahre Kapital“ veranstalteten oder geplanten Konferenzen, die Unzahl von Artikeln, „Marx reconsidered“, die Anerkennung, die aufgeklärte bürgerliche Sozialwissenschaftler Marx heute zu kommen lassen, können nicht zwei sich scheinbar widersprechende Tendenzen bedeutungslos machen.

Die eine Tendenz der Ökonomie, die insbesondere in Westdeutschland — aber nicht nur in diesem Lande — behauptet ist, lebt aus der Ignoranz der marxistischen

Ökonomie, hat sich nie damit auseinandersetzt, und begreift sich selbst als der Weisheit letzten Schluß. Marx oder der Marxismus werden allenfalls zum Popanz deformiert, auf den unter freundlichem Beifall der Herrschenden eingedroschen wird. Sie knüppeln den Sack und meinen den Esel.

Die zweite Tendenz wird von ernster zu nehmenden bürgerlichen Ökonomen repräsentiert, die sich mit der Tatsache konfrontiert sehen, daß wichtige ökonomische Entdeckungen zumindest in nuce im Marx'schen System ausgearbeitet sind. So kann Joan Robinson über ein Gespräch mit Harrod, dem Mitbegründer der modernen Wachstumstheorie vom Typ „Harrod-Domar“, berichten: „Mr. Harrod war etwas frappiert, als ich ihn auf die Tatsache aufmerksam machte, daß seine Theorie im 2. Band des „Kapital“ zu finden ist ... Aber nach dem ersten Schock sah er ein, wie recht ich hatte.“ (Zit. nach Theodor Prager, Kritik einer Marx-Kritik, neues forum, Wien.) Erst kürzlich hat Professor Alfred Ott in einem Artikel „Marx und die moderne Wachstumstheorie“ im „Volkswirt“ (21. 4. 1967) die Übereinstimmung der modernen Wachstumstheorie mit den Marx'schen Reproduktionsschemata nachgewiesen. „Die Wachstumstheorie bei Marx stimmt ... mit der bei Harrod und Domar überein. Das heißt aber nicht weniger, als daß Marx das Hauptergebnis der postkeynesianischen Wachstumstheorie, die Bedingung eines gleichgewichtigen Wirtschaftswachstums, bereits voreingenommen hat.“ (S. 638) Der in der Betriebswirtschaftslehre bekannte „Lohmann-Ruchti-Effekt“ findet sich bereits im Brief Engels' an Marx vom 27. 8. 1867 beschrieben, wie kürzlich Professor Hax entdeckte. Und der japanische Ökonom Shigetu Tsuru hat den Versuch gemacht, die von Keynes, dem Papst der modernen bürgerlichen Ökonomie, entwickelten ökonomischen Aggregate in die Sprache der Marx'schen Reproduktionsschemata zu übersetzen. Der Versuch gelang und beweist, daß von Keynes richtig erkannte Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Wirtschaft den von Marx entdeckten Gesetzmäßigkeiten des Kapitalismus strukturell gleichen müssen; denn für beide war die kapitalistische Ökonomie Untersuchungsgegenstand. Der entscheidende Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß Keynes aus seinen Erkenntnissen wirtschaftspolitische Schlußfolgerungen zur Behebung der kapitalistischen Krisen gezogen hat. Das System der auf Keynes basierenden Stabilisierungsversuche ist zu einem Rettungsanker nicht nur der bürgerlichen Ökonomen geworden. Um so schlimmer ist es für Keynes, wenn er „Das Kapital“, das er übrigens nach einer Mitteilung von George Bernard Shaw nie gelesen hatte, als ein „veraltetes Textbuch der politischen Ökonomie“ zu disqualifizieren pflegte. „Wenn Marx als ernst zu nehmender Nationalökonom studiert worden wäre“, so hadert Joan Robinson (Über Keynes hinaus, S. 17 f), „statt einerseits als unfehlbares Orakel und andererseits als Ziel billiger Epigramme behandelt zu werden, würde das uns allen eine Menge Zeit erspart haben“.

Die objektive Notwendigkeit des „Re-reading Marx“ (so der Titel eines Buches von Joan Robinson) für moderne Sozialwissenschaftler wird nicht selten von

der penetranten Koketterie überspielt, einen Outcast in Rechte eingesetzt zu haben, die der „Outcast“ sich doch längst genommen hat. Die Begrenztheit der bürgerlichen Marx-Rezeption hundert Jahre nach dem „Kapital“ formuliert sich selbst, wenn der „junge Marx“ gegen den „alten Marx“ und umgekehrt gesetzt wird oder wenn „die Geschichtsphilosophie von Marx zugleich mit seiner Wirtschaftstheorie und seinen Anweisungen für Sozialrevolutionäre als nicht zur Sache (zur Soziologie — A. F.) gehörig ausgeklammert (werden)“ (Francis, Dahrendorf kompilierend, im Artikel „Soziologie“ im Staatslexikon, Sp. 427). Marx wird verstümmelt, damit er in das Prokrustesbett der bürgerlichen Sozialwissenschaften paßt. Schumpeter fing mit der koketten Verstümmelung an und Dahrendorf wird nicht der letzte der Marx-Chirurgen sein. Die Borniertheit eines Teils der bürgerlichen Wissenschaft schafft sich, da sie ohne Marx nach seiner „Wiederentdeckung“ nicht auskommen kann, in einem zurechtgestutzten Marx ihr Ebenbild. Der inhaltliche und methodologische Reichtum des Marx'schen Werkes wird aus der wissenschaftlichen Auseinandersetzung eliminiert und den Marx-Philologen überantwortet. Die Entfremdung in der ökonomischen Arbeitsteilung wird auf wissenschaftlicher Ebene reproduziert.

Marx als Philosoph, Marx als Ökonom, Marx als Sozialrevolutionär, Marx als junger Mann, Marx als ... Theorie wird von Praxis fein säuberlich abgetrennt, in die bürgerliche Theorie integriert und damit dem Konformismus (auch und gerade dem kritischen) beigegeben. Die vergoldeten Ketten der kapitalistischen hochentwickelten Gesellschaft werden mit Marx'scher Patina versehen, um auch ausgefallenen Geschmäckern und „kritischen Geistern“ der „heimatlosen Linken“ ein Zuhause zu bieten. Die Ketten werden fester. Man will sie nicht mehr durch revolutionäre Praxis sprengen: man diskutiert sie preziös hinweg.

Die totale Ignoranz vieler bürgerlicher Ökonomen in bezug auf die marxistische Ökonomie und/oder das Zurechtstutzen von Marx auf einen Marxunculus spiegelt nur die reale Situation der spätbürgerlichen Gesellschaft wider, deren ideologischer Abklatsch und Zauberspiegel die bürgerliche Ökonomie ja ist. Der Neoliberalismus hat die kapitalistische Gesellschaft zur „sozialen Marktwirtschaft“ geweiht. Auch ernsthafte bürgerliche Ökonomen mystifizieren den Kapitalismus noch immer zu einem ewigen Prinzip, obwohl seine Vergänglichkeit seit 1917 nicht nur theoretisch bewiesen ist. Der hochentwickelte Kapitalismus muß zu seiner Existenzverlängerung immer mehr Prinzipien in sich zu integrieren versuchen, von denen die Marxisten schon lange angenommen haben, daß sie das System sprengen: Technischer Fortschritt, Aktiengesellschaft, Automation, Emanzipation der Frau. Der Kapitalismus gleicht comic-strip-Ungeheuern, die alles verschlingen, was ihnen in die Quere kommt, und ihrem Stoffwechsel zu führen. Die Integration der objektiven, über die derzeitige Produktionsweise hinausweisenden, Momente bringt die Bürger auf die Notwendigkeit der Integration von theoretischen Momenten der politischen Ökonomie des Proletariats. Die bürgerliche Sozialwissenschaft (also nicht nur die Ökonomie) ist dann aber

nicht dadurch zu destruieren, daß man sie auf dem Feld der Ideologiekritik vernichtet, sondern nur dadurch, daß reflektierte Praxis die historische Bedingtheit der kapitalistischen Produktionsverhältnisse nicht nur den Bürgern einpaukt. Die „Haar-, Nägel-, Zehen-, Exkrementenökonomie“ (Marx richtet in seiner Doktordissertation diese Invektive nicht gegen die Ökonomen, sondern gegen die Philosophen) können nicht mehr durch Ideologiekritik auf den Begriff und zur reflektierten Aktion gebracht werden, sondern nur durch Zerstörung der Substanz, aus der ihre Theorien leben und für deren Verklärung sie generös alimentiert werden. Doch hier eine Warnung: Die „Destruktion des Faktischen“ der bürgerlichen Gesellschaft durch ihre faschistische Umwandlung, bedeutet weder Destruktion der Herrschaft des Kapitals noch der bürgerlichen Sozialwissenschaft. Im Gegenteil: bürgerliche Gesellschaftswissenschaft antizipiert regelmäßig den Faschismus als die Spitze, auf der sie sich ins Gegenteil verkehrt. Die Aufgabe der Marxisten erscheint somit klar: die Destruktion der bürgerlichen Gesellschaft durch die soziale Revolution theoretisch-praktisch vorzubereiten. Daher ist „hundert Jahre „Das Kapital““ kein Grund zum Feiern. Allenfalls die sozialistischen Länder haben zur Feier Anlaß; aber auch nur dann, wenn sie sich isoliert und nicht als Komponenten einer vom Imperialismus und dessen Aktionen gezeichneten Weltgesellschaft begreifen. Die umfassende Anwendbarkeit Marx'scher Kategorien auf unsere, die kapitalistische Gesellschaft rühmen zu müssen, ist das Eingeständnis der Impotenz von 100 Jahren Klassenkampf. Kein Grund zum Feiern also; dennoch aber ein Grund, sich Marx anzueignen und die eigenen Aktionen neu zu bestimmen. In diesem kurzen Artikel werden wir daher versuchen, sowohl methodische als auch inhaltliche Probleme des „Kapital“ zu erörtern und Konsequenzen für die Anwendbarkeit heute, 1967, zu ziehen.

Philosophie und Ökonomie

Es ist kein Zufall oder — wie manche Marx-Psychographen (vgl. hier vor allem die blassen Versuche von Günther Hillmann in seinen Essays zur Rowohlt-Klassiker-Ausgabe der Marx-Texte) meinen — den Lebensumständen bzw. persönlichen Einflüssen von Moses Hess und insbesondere Friedrich Engels zuzuschreiben, daß Marx sich seit etwa 1843 als studierter Philosoph und Historiker (Marx hatte zwar Jura studiert, die er aber, wie er im Vorwort von „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ 1859 mitteilt, „nur als untergeordnete Disziplin neben Philosophie und Geschichte betrieb“) beinahe ausschließlich ökonomischen Fragen zuwandte. Wenn auch diese Einflüsse eine Rolle gespielt haben, so ergab sich dennoch die Notwendigkeit zur Kritik der (bürgerlichen) politischen Ökonomie konsequent aus der Kritik der philosophischen Systeme Hegels, Feuerbachs und ihrer Schüler. Das heißt nicht, daß Marx in der Kritik der politischen Ökonomie die Philosophie überwunden habe; vielmehr haben die ökonomischen

Kategorien, die Marx entwickelt, eine philosophische Basis. Diesen Zusammenhang betont Karel Kosík in seiner „Dialektik des Konkreten“ (Frankfurt 1967, S. 186): „Die ökonomischen Kategorien sind nicht zugleich philosophische Kategorien; aber die Entdeckung dessen, was ökonomische Kategorien sind, und damit auch ihre kritische Analyse geht notwendig von einer philosophischen Konzeption der Wirklichkeit, der Wissenschaft und der Methode aus.“

Der zentrale philosophische Begriff bei Marx ist die Arbeit. Die Entfaltung des Begriffs der Arbeit bei Marx ist daher ein Schlüssel zum Verständnis der Beziehungen zwischen Philosophie und Ökonomie. Es ist hier nicht möglich, diese Entfaltung nachzuvollziehen; daher sei auf die noch immer beste Interpretation der „philosophisch-ökonomischen Manuskripte“ durch Herbert Marcuse (in „Die Gesellschaft“, Nr. 8 / 1932, S. 136—174) und neuerdings auch auf das bereits erwähnte Buch von Karel Kosík verwiesen. Marx entwickelt aus dem Begriff der Arbeit den der entäußerten Arbeit und daraus den des Privateigentums, also einen Grundbegriff der traditionellen Nationalökonomie. Das ist ein entscheidender Punkt; denn um die philosophische Dimension des Privateigentums begreifen zu können, bedarf es der Erkenntnis der ökonomischen Dimension. Beide Dimensionen in ihrer Totalität können erst Bedingungen für nicht-entäußerte Arbeit, für die humane Gesellschaft aufzeigen und diesen Bedingungen ist vorgelagert: die revolutionäre Theorie und Praxis.

In der 8. These über Feuerbach schreibt Marx: „Alles gesellschaftliche Leben ist wesentlich praktisch. Alle Mysterien, welche die Theorie zum Mystizismus veranlassen, finden ihre rationelle Lösung in der menschlichen Praxis und in dem Begreifen dieser Praxis.“ Nachdem Marx die Arbeit als sinnlich-menschliche, zielgerichtete, als revolutionäre, ständig die Lebensumstände des Menschen verändernde Praxis und nicht als abstrakt-geistige oder nur-sinnlich-induzierte Tätigkeit begriffen hatte, mußte er sich der Kritik der politischen Ökonomie zuwenden, die sich mit der konkreten Praxis in ihrer entfremdeten national-ökonomischen Gestalt (Produktionsfaktor Arbeit, Privateigentum) befaßte. Die Philosophie stößt an eine Grenze, die nur die Kritik der politischen Ökonomie öffnen kann. Und umgekehrt: Nur die politische Ökonomie, die die Begrifflichkeit des auf einen Produktionsfaktor reduzierten Menschen überwindet und daher auch die innere Gesetzlichkeit der historischen Entwicklung in sich aufnehmen kann, wird den Zusammenfall von revolutionärer Theorie und Praxis leisten können.

Politische Ökonomie des Proletariats

Die Kritik der politischen Ökonomie ist philosophisch inspiriert und fundiert. „Gerade weil die bürgerliche Nationalökonomie nicht das Wesen des Menschen und seine Geschichte im Blick hat, im tiefsten Sinne also keine ‚Wissenschaft vom

Menschen‘ ist, sondern vom Unmenschlichen und seiner unmenschlichen Ding- und Warenwelt —, eben deswegen muß sie in der Kritik von Grund aus umgewälzt werden; sie bekommt ihren eigentlichen Gegenstand, den Menschen, ja überhaupt nicht zu Gesicht.“ (H. Marcuse, a. a. O., 141.) Die Umwälzung kann dabei nicht auf der Ebene der Ideologiekritik steckenbleiben; Kritik der politischen Ökonomie wird zur praktischen Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse des Kapitalismus. Das bedeutet zweierlei:

Erstens ist damit eine Absage an utopisch-sozialistische Staatsträume erteilt. Denn die Elemente einer neuen Gesellschaft können nicht aus dem Kopf konstruiert werden sondern müssen mittels des Kopfes entdeckt werden und zur reflektierten Praxis führen (so Engels im „Anti-Dühring“). Marx stellt daher nicht nur die Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Gesellschaft in ihrer Epoche dar, sondern entwickelt zugleich „das Gesetz ihrer Veränderung, ihrer Entwicklung, d. h. (des) Übergangs aus einer Form in die andere, aus einer Ordnung des Zusammenhangs in eine andere“, wie ein von Marx zustimmend im Nachwort zur 2. deutschen Auflage des „Kapital“ zitierter Rezensent des Petersburger „Vestnik Evropy“ schreibt.

Diese Erkenntnis des dialektischen Materialismus ist ein entscheidender Fortschritt gegenüber der bürgerlichen Ökonomie des 18. und 19. Jahrhunderts. Konnte das bürgerliche Bewußtsein nämlich die Grundprobleme der kapitalistischen Produktionsweise nicht zugleich mit ihrer historischen Vergänglichkeit erfassen und macht das Bürgertum daher folgerichtig aus der politischen Ökonomie eine Wissenschaft des „ordre naturel économique“ (kulminierend in der „Talsohle“ der Ordnungslehre des Neoliberalismus), so muß die Kritik der politischen Ökonomie, da sie die kapitalistische Gesellschaft als historische Entwicklungsstufe gesellschaftlicher Produktionsweisen begreift, zur Wissenschaft der Klasse werden, die die Überwindung der bürgerlichen Gesellschaft als ihr objektives Interesse in sich aufgenommen hat.

Zweitens: Die Kritik der politischen Ökonomie wird zur politischen Ökonomie des Proletariats und damit als Theorie zu einem praktischen Instrument. Lenin schrieb einmal: „Die Lehre von Marx ist allmächtig, weil sie richtig ist.“ Und Marx selbst äußerte sich über die praktische Bedeutung seines „Kapital“ in Briefen an die Arbeiterführer Karl Klings (4. 10. 1864) und Johann Philipp Becker (17. 4. 1867): „Ich hoffe... der Bourgeoisie theoretisch einen Schlag zu geben, von dem sie sich nie erholen wird.“ Und: „Der I. Band... ist sicher das furchtbarste missile, das den Bürgern (Grundeigentümer eingeschlossen) noch an den Kopf geschleudert worden ist.“ Weil Marx seiner theoretischen Arbeit solche praktische Bedeutung beimaß, lebte er in den letzten von Krankheit gezeichneten Monaten vor der Veröffentlichung beinahe ausschließlich der Fertigstellung des Manuskripts. Er hätte sich für „unpraktisch gehalten, wenn (er) kreierte wäre, ohne (sein) Buch, wenigstens im Manuskript, ganz fertigzumachen.“ (Brief an Meyer vom 30. 4. 1867.)

Inzwischen sind den Bürgern vom Proletariat noch furchtbarere Wurfgeschosse an den Kopf geschleudert worden. 50 Jahre nach dem Erscheinen des „Kapital“ — im Jahre 1917 — vollzog das russische Proletariat verbündet mit den ausgeweiteten Bauern- und Soldatenmassen die sozialistische Revolution. Zum Gelingen der sozialistischen Revolution haben die Arbeiten von Marx entscheidend beigetragen. Ohne Einsicht in die Gesamtzusammenhänge der kapitalistischen Gesellschaft, ohne die Anwendung der von Marx erarbeiteten Kategorien zur Analyse Rußlands durch Lenin; ohne die Weiterentwicklung der Kategorien zur Imperialismustheorie, der Theorie der kapitalistischen Weltgesellschaft mit Rußland als ihrem schwächsten Glied — hätte die richtige Praxis der Bolschewiki nicht fundiert werden können. Das vernünftige Handeln geht aus spontanem Aktivismus nur dann hervor, wenn es der Bedingungen für seine zielgerichteten Aktionen gewahr wird. Insofern ist die Theorie, da sie die Massen ergriffen hat, tatsächlich zur materiellen Gewalt geworden.

Methoden und Inhalt

Ein Werk, das eine solche praktische Bedeutung erlangen kann, muß eine besondere methodologische und inhaltliche Struktur haben, die es vor anderen ökonomischen, philosophischen Werken auszeichnet. Im Vorwort zur ersten Auflage des „Kapital“ schreibt Marx: „... und es ist der letzte Endzweck dieses Werks, das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen —...“ Das heißt nichts anderes, als daß die objektiven historischen Faktoren der kapitalistischen Gesellschaft enthüllt werden sollen, die Entstehen und zugleich Aufhebung in sich bergen.

Der erste Abschnitt des ersten Bandes beginnt mit den Worten: „Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ‚ungeheure Warenausammlung‘, die einzelne Ware als seine Elementarform. Unsere Untersuchung beginnt daher mit der Analyse der Ware.“ Und der dritte Band des „Kapital“ endet mit dem (52.) Kapitel über die Klassen. So fragt Kosik lakonisch: „Gibt es einen Zusammenhang zwischen Anfang und Schluß des Kapitals, zwischen der Analyse der Ware und der Analyse der Klassen?“ (174) Oder anders gefragt: Warum beginnt Marx nicht die Untersuchung mit den Klassen? Er selbst gibt darauf in der „Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie“ unter der Überschrift „Die Methode der politischen Ökonomie“ eine Antwort, die wegen ihrer Bedeutung ausführlich zitiert werden soll:

„Es scheint das Richtige zu sein, mit dem Realen und Konkreten, der wirklichen Voraussetzung, zu beginnen, also z. B. in der Ökonomie mit der Bevölkerung, die die Grundlage und das Subjekt des ganzen gesellschaftlichen Produktionsakts ist. Indes zeigt sich dies bei näherer Betrachtung (als) falsch. Die Bevölke-

rung ist eine Abstraktion, wenn ich z. B. die Klassen, aus denen sie besteht, weglassen. Diese Klassen sind wieder leeres Wort, wenn ich die Elemente nicht kenne, auf denen sie beruhen, z. B. Lohnarbeit, Kapital etc. Diese unterstellen Austausch, Teilung der Arbeit, Preise etc. Kapital z. B. ohne Lohnarbeit ist nichts, ohne Wert, Geld, Preis etc. Fangt ich also mit der Bevölkerung an, so wäre das eine chaotische Vorstellung des Ganzen und durch nähere Bestimmung würde ich analytisch immer mehr auf einfache Begriffe kommen; von dem vorgestellten Konkreten auf immer dünnere Abstrakte . . .“ Er betont, daß diesen Weg die Ökonomie in ihrer Entstehung geschichtlich genommen habe und bei bestimmten allgemeinen Beziehungen wie Teilung der Arbeit, Geld, Wert etc. geendet habe. Marx fährt dann fort: „Sobald diese einzelnen Momente mehr oder weniger fixiert und abstrahiert waren, begannen die ökonomischen Systeme, die von dem einfachen, wie Arbeit, Teilung der Arbeit, Bedürfnis, Tauschwert, aufsteigen bis zum Staat, Austausch der Nationen und Weltmarkt. Das letztere ist offenbar die wissenschaftlich richtige Methode. Das Konkrete ist konkret, weil es die Zusammenfassung vieler Bestimmungen ist, also Einheit des Mannigfaltigen. Im Denken erscheint es daher als Prozeß der Zusammenfassung, als Resultat, nicht als Ausgangspunkt, obgleich es der wirkliche Ausgangspunkt und daher auch der Ausgangspunkt der Anschauung und Vorstellung ist. Im ersten Weg wurde die volle Vorstellung zu abstrakter Bestimmung verflüchtigt; im zweiten führen die abstrakten Bestimmungen zur Reproduktion des Konkreten im Weg des Denkens.“

Es ist die Methode der „allmählich abnehmenden Abstraktion“, wie Paul M. Sweezy sie nannte (Theorie der kapitalistischen Entwicklung, S. 6), die Marx zur „Enthüllung des ökonomischen Bewegungsgesetzes der modernen Gesellschaft“ anwendet. Er beginnt mit der Erscheinungsform der Warenwelt, um bei der Durchdringung der Erscheinungsform die Kategorien Wert, Tauschwert, Gebrauchswert, Geld zu entwickeln, und so zum Wesen der Erscheinungen vorzustoßen. In der Warenzirkulation tauschen sich, das haben schon Adam Smith und David Ricardo gezeigt, Äquivalente. Wie kann dann aber, wenn sich regelmäßig Äquivalente tauschen, ein Mehrwert entstehen? Übervorteilungen innerhalb der Zirkulation würden sich gesamtwirtschaftlich schließlich zu Null saldieren. Was der eine gewinnt, muß notwendig der andere verlieren. Eine der wichtigsten Entdeckungen auf dem Gebiet der politischen Ökonomie besteht daher darin, daß die Ware Arbeitskraft, die der freie Lohnarbeiter auf dem Arbeitsmarkt anbietet, sich dadurch von allen anderen Waren unterscheidet, daß ihr Gebrauch, d. h. ihre Anwendung im Produktionsprozeß, Quelle von mehr Wert, von Mehrwert ist. Der Kapitalist, der über Produktionsmittel verfügt, kauft die Ware Arbeitskraft zu ihrem Äquivalent, nämlich zu ihren Reproduktionskosten, auf dem Arbeitsmarkt für eine bestimmte Zeit (Arbeitstag). Während des Arbeitstags aber schafft die Arbeitskraft mehr Wert als der Kapitalist zu ihrer Reproduktion aufwenden muß.

Das Geheimnis der kapitalistischen Produktionsweise enthüllt sich daher bei einer Analyse des Produktionsprozesses, in dem der Mehrwert erzeugt wird. Das erste Buch des „Kapital“ ist daher der Analyse des „Produktionsprozesses des Kapitals“ gewidmet. Es ist wichtig, sich die Bedeutung dieses Vorgehens ganz klar zu machen. Die Produktion ist das übergreifende Moment innerhalb des organischen Ganzen von Produktion, Distribution, Konsumtion, Austausch; in ihr werden nicht nur Werte produziert, sondern auch die Produktionsverhältnisse, denen die Menschen unterworfen sind. Der Produktionsprozeß ist daher keine von Naturgesetzen bestimmte Erscheinung (abgesehen von der technologischen Seite), sondern wesentlich gesellschaftlich und damit historisch. Die kapitalistische Produktion ist Mehrwertproduktion, worin sie sich von den Produktionsweisen der vorhergegangenen und ihr nachfolgenden Gesellschaften unterscheidet.

Erst nach der Analyse des Produktionsprozesses und den Gesetzen der Akkumulation des Kapitals wendet sich Marx im zweiten und dritten Band des „Kapital“ der Zirkulation und Distribution des Kapitals zu. Denn mit der Produktion des Mehrwerts allein ist es für den Kapitalisten noch nicht getan. Er muß ja den Mehrwert, der in den von den Arbeitern erzeugten Waren steckt, auf dem Markt realisieren, d. h. die Waren verkaufen. Hier tauchen aber manche Schwierigkeiten auf: Während der Kapitalist im Produktionsprozeß Meister der Produktionsfaktoren ist und die Produktion planmäßig organisieren kann, ist er auf dem Markt den spontanen Bewegungen unterworfen, die sich aus den aggregierten Aktionen der Warenproduzenten, der einzelnen Kapitalisten ergeben. Hier ist eine der Ursachen für Krisen angelegt, die den Kapitalismus — auch den Neokapitalismus — periodisch betreffen. Im dritten Band endlich wird die Distribution des Mehrwerts auf die verschiedenen Kapitalien und seine Aufteilung in Profit, Grundrente und andere Einkommensteile behandelt.

Erst nachdem der Produktionsprozeß und die ihn im Kapitalismus konstituierende Spaltung in Kapital und Lohnarbeit, die Zirkulation der Waren und Kapitalien und die Distribution der Einkommen dargestellt worden sind, wendet sich Marx der Analyse der Klassen zu, die jetzt keine „dünnen Abstrakte“ mehr, sondern das „in der Zusammenfassung vieler Bestimmungen“, als „Einheit des Mannigfaltigen“ sehr Konkrete sind. Methode und Inhalt verwachsen bei Marx zu verschiedenen Momenten einer Einheit. Es ist deshalb nicht richtig, den Marxismus als „vorab Methode“ klassifizieren zu wollen.

Monopolkapitalismus

Seit dem Erscheinen des ersten Bandes des „Kapital“ sind hundert Jahre vergangen, in denen die gesellschaftliche Entwicklung nicht stehengeblieben ist. Das „Kapital“, dessen logische und inhaltliche Struktur auf bestimmte Weise mit der

analysierten kapitalistischen Wirklichkeit zusammenhängen, verliert an theoretisch-praktischer Bedeutung, wenn die Wirklichkeit eine andere wird. Schreibt doch Marx in einem Brief an Annenkow (vom 28. 12. 1846), „daß die ökonomischen Kategorien nur Abstraktionen dieser realen Verhältnisse, daß sie nur so lange Wahrheiten sind, wie diese Verhältnisse bestehen.“ Lassen sich also Marx'sche Kategorien noch heute, hundert Jahre nach ihrer Entstehung, sinnvoll anwenden?

Daß die analysierte Wirklichkeit sich geändert hat, springt ins Auge: Die von Marx entdeckten Gesetze der Akkumulation des Kapitals haben zur Entwicklung des Monopolkapitalismus geführt. Wenige große Monopole beherrschen die Ökonomie im Gegensatz zu der fast idyllischen Konkurrenz vieler relativ kleiner Kapitale im 19. Jahrhundert. Der Staat hat eine aktive Regulierungsfunktion in allen hochentwickelten kapitalistischen Ländern übernommen, ist vom „ideellen Gesamtkapitalisten“, wie Engels ihn bezeichnete, zum „materiellen Gesamtkapitalisten“ geworden, der bestrebt ist, die Gesamtnachfrage zur Aufrechterhaltung von Produktion und Beschäftigung anzukurbeln. Dazu dienen nicht nur Teile des volkswirtschaftlichen Investitionsvolumens, sondern vor allem die Rüstungsausgaben, die in den kapitalistischen Ländern in der Regel mehr als 5 Prozent des Sozialprodukts ausmachen. Darin ist eine Tendenz zur Rüstungsgesellschaft, zum Militarismus und Krieg enthalten. Auf der anderen Seite haben sozialstaatliche Vorsorgemaßnahmen für große Teile der Bevölkerung und steigende Reallöhne die Lage weiter Teile der Arbeiterschaft in den industrialisierten kapitalistischen Ländern verbessert, so daß sie nicht mehr als elend im materiellen Sinn bezeichnet werden kann. Zugleich damit hat sich aber eine, welt-historische Bedeutung erlangende Polarisierung von ungeheuer reichen und ungeheuer armen Ländern herausgebildet. Die vereidendeten Massen der „Dritten Welt“ sind zum revolutionären Subjekt geworden, dessen einzige Möglichkeit der Emanzipation im Kampf gegen den Imperialismus und die ihn stützenden nationalen bürgerlichen Schichten gesehen werden kann. Aber die Stärke der hochentwickelten kapitalistischen Länder hat sich auch in eine gewaltige Anhäufung von Destruktionsmitteln umgesetzt. Diese Macht soll jegliche soziale Revolution, wo auch immer auf der Welt, verhindern. In Vietnam wird dieser Anspruch des Monopolkapitalismus den Massen der Dritten Welt exemplarisch ins Bewußtsein zu bomben versucht.

Marx nannte als Alternative für den hochentwickelten Kapitalismus: „Sozialismus oder Barbarei“. Je höher die potentiellen Möglichkeiten zur Beseitigung der „Ökonomie des Mangels“, zur Errichtung einer humanen, materiell und ideell reichen Gesellschaft, desto heftiger die Barbarei, wie sie sich im deutschen Faschismus manifestiert hat und die US-Aggression gegen Vietnam heute bestimmt. Aber da in unserer Welt auch die andere Seite der Alternative, nämlich Sozialismus, im Entstehen begriffen ist, müssen wir auf die in ihrer Wichtigkeit gar nicht hoch genug einzuschätzende Entwicklung des sozialistischen Lagers ver-

weisen, dessen Existenz allein ganz neue Strukturen im Kapitalismus induziert hat. Soweit ein unsystematischer Katalog einiger der Veränderungen in den vergangenen hundert Jahren. Hat das „Kapital“ dafür noch Bedeutung oder kann es nur noch historisches Interesse beanspruchen?

Diese Fragestellung steht hinter den Antworten, die Paul A. Baran und Paul M. Sweezy in ihrem jüngst erschienenen Buch „Monopoly Capital“ zu geben versuchen. Sie gehen genau von den veränderten Erscheinungsformen des Monopolkapitalismus in den USA aus, die sie mit Marx'schen Kategorien nicht mehr begreifen zu können meinen. Das gälte insbesondere für das „Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate“, das ein Wettbewerbssystem voraussetzt.

Die beiden Autoren schreiben daher: „Wenn wir das Gesetz vom sinkenden Profit durch das Gesetz vom steigenden Surplus ersetzen, weisen wir nicht ein altehrwürdiges Theorem der politischen Ökonomie zurück oder revidieren es: Wir stellen einfach die unzweifelhafte Tatsache in Rechnung, daß die Struktur der kapitalistischen Wirtschaft einen fundamentalen Wandel seit der Formulierung des Gesetzes durchgemacht hat. Das Wesen des Strukturwandels vom Wettbewerbs- zum Monopolkapitalismus findet seinen theoretischen Ausdruck in dieser Ersetzung.“ (S. 72) Der Grundgedanke des Buches läßt sich kurz wie folgt zusammenfassen: Im Monopolkapitalismus wirkt im Gegensatz zum Konkurrenzkapitalismus eine starke Tendenz zur Ausweitung des Surplus. „Wenn es richtig ist, ... daß die Oligopole erfolgreich eine enge Annäherung an den theoretischen Monopolpreis anstreben und wenn ihre niemals aufhörenden Versuche zur Kostenreduktion im allgemeinen gelingen, dann folgt daraus mit unanfechtbarer Logik, daß der Surplus eine starke und ständige Anstiegstendenz haben muß.“ (S. 67) Mit dem wachsenden Surplus ist aber kein ähnlich schnelles Wachstum der Gelegenheiten, den steigenden Surplus profitabel anzulegen, verbunden, so daß „der Normalzustand der monopolkapitalistischen Wirtschaft die Stagnation ist.“ (S. 108) Gegen diese Tendenzen des ansteigenden Surplus hat der Monopolkapitalismus vor allem folgende Methoden zur Absorption entwickelt: Bemühungen zur Umsatzsteigerung durch Reklame, geplante Verschwendungen, Mode, Vertreterpraktiken („sales effort“), zivile Staatsausgaben, militärische Staatsausgaben und Imperialismus. Monopolkapitalismus ist zugleich Vergeudungskapitalismus.

Sozialismus oder Barbarei

Wir wissen bereits, wie Marx das Bewegungsgesetz des Kapitalismus entwickelte und daß er dem Geheimnis des Mehrwerts durch Analyse des Arbeits- und Produktionsprozesses auf die Spur gekommen ist. Baran und Sweezy gehen genau umgekehrt vor: den Arbeitsprozeß klammern sie bewußt aus ihrer Betrachtung aus. (S. 8 f.) Aber auch den Wertbeziehungen, hinter denen sich immer soziale

Beziehungen verbergen, messen sie keine entscheidende Bedeutung bei; vielmehr muß das Studium des Monopolkapitalismus „mit dem Wirken des Preismechanismus beginnen.“ (S. 53) Auf diese Art und Weise sind zwar partiell richtige und wichtige Ergebnisse zu erzielen — das Buch ist dafür ein überzeugendes Beispiel —; jedoch kann so die Totalität der monopolkapitalistischen Wirtschaft in ihren Dimensionen der Produktion, Distribution, Konsumtion und des Austauschprozesses nicht erfaßt werden.

Die ständig steigende Tendenz des Surplus wird zwar statistisch nachgewiesen, die aktuelle Höhe der Differenz zwischen Kosten und Preis kann auch durch das Wirken des Preismechanismus und der innermonopolistischen Kostenreduktion erklärt werden; aber die Produktionsbedingungen, die die „tendency of surplus to rise“ bewirken, bleiben der Analyse äußerlich. Das hat unmittelbare praktische Relevanz. In der Ausschaltung des Arbeitsprozesses aus der Analyse ist die Vernachlässigung der Analyse von Bedingungen impliziert, unter denen sich die Arbeiterklasse im Monopolkapitalismus konstituiert. Daher ist es nur konsequent, wenn Baran und Sweezy in der „introduction“ schlußfolgern: „Die revolutionäre Initiative gegen den Kapitalismus, die zu Marx' Zeiten vom Proletariat in den entwickelten Ländern ausging, ist in die Hände der verarmten Massen der unterentwickelten Länder übergegangen, die für die Befreiung von imperialistischer Herrschaft und Ausbeutung kämpfen . . .“ (S. 9) Zwar sprechen Baran und Sweezy von der „Internationalisierung des Klassenkampfes“ — eine lebenswichtige Erkenntnis! — doch reduziert sich bei ihnen „das kritische Verbindungsglied“ zwischen dem Klassenkampf in den unterentwickelten und den hochentwickelten Ländern auf das Rassenproblem in den USA. Die Arbeiterklasse als potentielles Subjekt des Klassenkampfes ist weder als Klasse an sich noch als Klasse für sich in der Theorie des Monopolkapitals enthalten. Wie die Internationalisierung des Klassenkampfes unter Einbeziehung der Arbeiterklasse in den entwickelten kapitalistischen Ländern zu einer die weltweite Herrschaft des Kapitals aufhebenden materiellen Gewalt werden kann, ist aus dem „Monopoly Capital“ herausgefallen. Aber trotz des heroischen Kampfes der Befreiungskräfte in den schwach entwickelten, ausgebauten Ländern wird der revolutionäre Umschlag nur nachhaltig auf Weltmaßstab vollzogen werden können, wenn sich die Arbeiterklasse in den Metropolen als „Klasse für sich“ konstituiert. Daß Baran und Sweezy keine Analyse der Bedingungen für diesen Prozeß geben, ist kein unbedingter Mangel. Wer wird schon theoretische Rezepte geben, wenn die Bedingungen praktisch erzeugt werden müssen! Der Mangel besteht aber darin, daß das System von „Monopoly Capital“ für eine Analyse dieser Bedingungen nicht offen ist. Die mangelhafte theoretische Konzeption erweist sich als praktisch-politisch unbrauchbar für eine Strategie der revolutionären Umgestaltung in den Metropolen.

Lenin schrieb in einem Artikel für die „Rabotschaja Gazeta“, daß das „Kapital“ „das Fundament der Wissenschaft (bildet) . . . , die die Sozialisten nach allen

Richtungen weiterentwickeln müssen, wenn sie nicht hinter dem Leben zurückbleiben wollen.“ Dieser Zwang ergibt sich nicht nur aus der ständig sich verändernden historischen Konstellation; er ist in der Struktur des Marx'schen Werkes bereits angelegt. „Die Begriffe, die Marx ausgearbeitet hat, müssen nicht abgelegt, sondern entwickelt werden, und ihre Weiterentwicklung ist in den Grundbegriffen selbst angelegt.“ (Herbert Marcuse) „Das Kapital“ darf daher nicht zu einem Gegenstand der Bewunderung und Verehrung, zu einem „Gebetsschrein“, wie Schumpeter spottete, oder zu einem linken Zitatenschätzlein gemacht werden. Denn die Gesellschaft, in der wir leben, ist trotz all der Änderungen der vergangenen hundert Jahre eine kapitalistische und daher darf das „Kapital“ nicht zur Befriedigung ästhetischer Bedürfnisse zweckentfremdet werden, sondern muß Instrument des Klassenkampfes bleiben und für diesen Zweck entwickelt werden. Das „Kapital“ muß erarbeitet werden und in der ständigen Konfrontation mit der Realität gilt es, die Kategorien weiterzuentwickeln: nicht um der Kategorien sondern um der Praxis willen.

Der Kapitalismus besteht noch immer; die Alternative „Sozialismus oder Barbares“ steht angesichts der US-Verbrechen in Vietnam, angesichts der Zurichtung der Massen in den hochentwickelten kapitalistischen Ländern zu verblödeten, autoritätshörigen Konsumenten, bei denen das Menschsein auf Bauch und mechanisches Funktionieren reduziert ist, noch schärfer als zu Marx' Zeiten. Ob in dieser Lage das „Kapital“ das „furchtbarste missile“ bleibt, wird die Praxis der Marxisten erweisen müssen.

Prof. Dr. jur. Helmut Ridder
Möglichkeit und Notwendigkeit der Wiederzulassung der KPD

Meine sehr verehrten Damen, meine Herren!

Wie Sie das Thema meines Referats in dem Ihnen vorliegenden Programm formuliert finden, so ist es von Anfang an nach alter Tradition auf den Juristen, als der ich zu Ihnen zu sprechen habe, zugeschnitten worden: *Primär* nämlich handeln Juristen von *Möglichkeiten* (respective Unmöglichkeiten), um den *Rahmen* des rechtlich Erlaubten, der „Legalität“, wie man sagt, abzustecken. Und erst in zweiter Linie fügen sie dann gelegentlich noch etwas über den *Inhalt* hinzu, oft mit der Entschuldigung, das sei nur ihre persönliche Meinung, und man könne auch durchaus anderer Ansicht über die *Notwendigkeit* einer inhaltlichen Auffüllung *überhaupt* und erst recht über die *Art* des Inhaltes sein.

Lassen Sie mich Ihnen bitte gleich sagen, meine Damen und Herren, daß diese ziviljuristische Methode im Verfassungsrecht, dessen Fachvertreter ich bin, stets fragwürdig gewesen ist und daß sie nach dem Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland vollends unstatthaft geworden ist; denn diese Verfassung verbietet den *Formalismus* als eine staatsrechtliche Methode. Es muß den Formalismus verbieten, wenn das Grundgesetz wirklich eine Verfassung ist, die Demokratie in Deutschland erneuern will, nachdem Demokratie in Deutschland eben auch an der formalistischen Handhabung der Weimarer Reichsverfassung schmählich und mit katastrophalen Folgen für die ganze Welt gescheitert ist.

Der Rekurs, den Politiker auf die vermeintlich objektiven Nur-Juristen zu nehmen pflegen, ist übrigens stets eine durch und durch politische — und meist eine kräftig himmelanstinkende — Machenschaft. Da sagt man etwa, der Zeitungsaustausch zwischen der Bundesrepublik und der „Sowjetzone“: großartige Sache! Aber unsere Juristen müssen erst, da wir schließlich in einem Rechtsstaat leben, prüfen, ob das auch legal ist. Und sie prüfen es. Mit dem sicheren Ergebnis, daß es — „leider“ — vor dem Strafgesetzbuch illegal ist.

Nur prüfen sie nicht, ob dieses ganze Paragraphengestrüpp, das die Gesetzgebungsmaschine des Deutschen Bundestages in einer seiner schwärzesten Stunden ausgestoßen hat, *verfassungsgerecht* ist.

Oder da sagt man: Redneraustausch: noch besser! Aber weil wir dann „Verbrecher“ einzuladen hätten, müssen unsere Juristen ein „tolerantes“ Schutzgesetz ausarbeiten — was das Unternehmen mit Sicherheit kaputt macht. Nur werden es diese Juristen außerhalb der westdeutschen Provinzen keinem verständlich machen können, was sie dazu legitimiert, die DDR zur Irredenta der Bundesrepublik Deutschland zu machen.

Im Verlaufe meiner Ausführungen, meine Damen und Herren, möchte ich zeigen, wie weitgehend Möglichkeit und Notwendigkeit der Legalisierung der KPD gerade hier und jetzt miteinander übereinkommen, wie sie geradezu miteinander *identisch* sind. Wenn es seit dem Verbotsurteil des Bundesverfassungsgerichts vom 11. August 1956 ein Wachstum von Möglichkeit und Notwendigkeit gegeben hat — das ist meines Erachtens der Fall —, dann hat vor allem die Notwendigkeit ganz erheblich an Ausdehnung gewonnen, und zwar parallel mit der ständigen Vergrößerung des offensichtlichen Schadens, den das KPD-Verbot der grundgesetzlichen demokratischen Verfassungsordnung zufügt. Deshalb möchte ich in Umkehrung der vom Thema bezeichneten Reihenfolge zunächst über die Notwendigkeit etwas sagen, wobei wir Klarheit über den Ort des Kommunismus im Spektrum der Demokratie gewinnen müssen. Ich stehe dabei unter dem Eindruck von zwei Erlebnissen der letzten Tage. Das eine war die Tagung der Paulus-Gesellschaft in Marienbad, die am vergangenen Sonntag zu Ende gegangen ist. Das andere ist der Eingriff bestimmter Stellen dieses Landes während der Vorbereitung dieser, unserer Veranstaltung.

Für den klugen Kopf, der sich in die Spalten von Deutschlands tonangebender Zeitung vertieft, und a fortiori für den Bildzeitungsbetrachter ist der Marxismus eine verstaubte Klamotte, mit der sich allenfalls aus der Distanz eines spinneten Privatgelehrten zu beschäftigen statthaft ist. Für die Verfasser und den Verkünder der jüngsten päpstlichen Pastoralallokutionen und Enzykliken wie „Gaudium et spes“ und „Populorum progressio“ ist der Marxismus, sind die Marxisten, sind insbesondere die Kommunisten, die als erste nach jenem Rezept „Staatslichkeit“ verwirklicht haben, in der Wandlung „vom Bannfluch zum Dialog“ die ernstesten, ja eigentlich die einzigen ernsten Gesprächspartner von heute überhaupt, mit denen über die Kooperation — nicht etwa bloß Koexistenz — für die Zukunft der Menschheit gesprochen wird. Für die Verfasser und den Verkünder dieser Texte unterliegt es keinem Zweifel, daß die kommunistische Rede von Frieden und Sicherheit auch Frieden und Sicherheit meint. Deshalb wenden sie sich auch an die Kommunisten als „Menschen, die guten Willens sind“, wie diese (so gerade in der Schlusserklärung der Karlsbader Konferenz¹) an die, ich zitiere wörtlich, „christlichen Kräfte appellieren, die in ihren religiösen Überzeugungen die Motive ihres Strebens nach Frieden und sozialer Gerechtigkeit finden.“

¹ „Erklärung für die Sicherheit und den Frieden in Europa“ Karlsbader Konferenz, 24.—26. 4. 1967

Das sind Sätze, meine Damen und Herren, die in unserem Lande, sofern sie nicht die Staatsanwaltschaft auf den Plan rufen, so doch mindestens eine Wirkung erzeugen, wie der Einbruch des Fuchses in den Hühnerhof: Fassungslos gackernd und aufgeplustert klebt das aufgescheuchte Federvieh am Gatter.

Wir haben hier natürlich nicht etwa die Themen der genannten Gesellschaft, von deren Tagung ich gesprochen habe, zu erörtern. Aber zu unserem Thema gehört die Tatsache, daß auf dem Territorium der Bundesrepublik ein solches Symposium wie das, von dem ich eben gesprochen habe, mit glaubwürdiger und breiter Repräsentanz der nichtchristlichen Gesprächspartner nicht möglich ist. Das gehört zu unserem Thema. Und zu unserem Thema gehört noch sehr viel mehr. Die Tatsache, daß die Veranstaltung eines Symposiums über die Legalisierung der KPD, eines organisierten Teiles der kommunistischen Weltbewegung, das heißt also, schon über die Schaffung der bloßen *Voraussetzungen* für eine freie, unbefangene und ungefährdete Beteiligung kommunistischer Partei- und Verbandsorganisationen am Meinungsprozeß in der Bundesrepublik einiges mehr als bloß das bewußte Gackern auslöst.

Wir befinden uns also in unserem Lande in der wahrhaft bemitleidenswerten Lage, die der französische kommunistische Philosoph Roger Garaudy als die Stufe des CRO-MAGNON-DIALOGS bezeichnet hat: Die sich im Monopolbesitz der Wahrheit wähnenden vermeintlichen Engel des Lichts führen die Keule gegen die vermeintlichen Mächte der Finsternis. Wir haben — mit anderen Worten — noch nicht einmal die Stufe des „Dialoges der schönen Seelen“ erreicht, etwa nach dem Muster: „ich habe da doch eine ganze Reihe sehr anständiger Juden kennengelernt, nur — die Juden in ihrer Gesamtheit?“ „Ein guter Neger fürwahr, aber stinken tut er doch!“ „Ja, wenn alle Kommunisten so wären wie Sie!“ Und um Welten entfernt sind wir von der Stufe der Interpellation des einen zum anderen, wo nicht die Wahrheit, wo aber die Dogmatisierung der Wahrheit verneint wird und wo die Repression einer doch in keinem Falle totzukriegenden Bewegung auf *beiden* Seiten, beim Unterdrücker, wie bei den Unterdrückten, zwangsläufig jede pluralistische Entfaltung verhindert und der Primitivierung den Weg bereitet. In der vieltausendfältigen alltäglichen Berieselung aus offiziellen und offiziösen Quellen ist alles, was auch nur nach Kommunismus riechen könnte (und es riecht alles nach Kommunismus, was irgendwie oppositionell ist), Gegenstand eines abergläubischen, exorzistischen Rituals geworden. Und der Kommunismus der Deutschen selbst, diesseits, wie wegen der gemeinsamen deutschen Vergangenheit auch jenseits, ist an der Ausdifferenzierung und der Anpassung an weltweite Bewegungen auf den Frieden hin auf das empfindlichste behindert, weil er schreien muß, um sich vernehmbar zu machen und „Schreien“ ist kein Wohllaut. Wahrhaft ein deutsches Trauerspiel! Daß es dahin gekommen ist, hängt mit der totalen antikommunistischen Verkennung des Kommunismus als einer spezifisch sozialistischen und marxistischen Ausformung von Demokratie zusammen. Sie ist durch platteste politische Theo-

logumena des in Schulen, von Kanzeln und in der Publizistik vermittelten Geschichtsbildes und durch gedankenlose Redewendungen — wie die vom „Links-“ und vom „Rechtsradikalismus“ begünstigt worden. Kommunistische Formierungen gehören notwendig zum vollständigen Spektrum, zum nichtpathologischen Erscheinungsbild der überlieferten liberalen, neuzeitlichen, demokratischen Verfassungsordnungen und Verfassungssysteme. Sie machen — früher unter sehr starker Akzentuierung der Möglichkeit eines revolutionären Überganges zur „Diktatur des Proletariats“, heute unter stärkerer Akzentuierung der Möglichkeit eines friedlichen Übergangs zu einer sozialistischen Staats- und Gesellschaftsordnung — den linken Flügel dieses demokratischen Spektrums aus. Sie können freilich als „radikal“ bezeichnet werden, nämlich bis an die Wurzeln gehend, indem sie die bloß staatliche Demokratisierung durch eine sozialistische Gesellschaftsordnung zu ergänzen oder zu verbessern trachten.

Daß der eventuelle revolutionäre Übergang einen Legalitätsbruch darstellen würde, bedarf keiner näheren Erläuterung. Auch ist hier, ungestellt so interessanter, einschlägiger Auffassungen, wie wir sie im „Populorum progressio“ finden, nicht zu erörtern, ob und wann dieser Legalitätsbruch doch legitimiert sein könnte, weil die Frage sich ausweislich der bekannten westeuropäischen kommunistischen und der KPD-Programmatik gegenwärtig und sicherlich für sehr lange Zeit nicht stellt. Mir, als einem dezidierten, nichtkommunistischen Demokraten, sei übrigens hier am Rande nur die Bemerkung gestattet, daß es im Jahre 1933 der KPD und der deutschen Demokratie vielleicht bekömmlicher gewesen wäre, wenn auch diese Partei beizeiten neben größerer Kooperationsfähigkeit außer dem pathetischen Wort etwas mehr von der revolutionären Aktion gekannt hätte.

Das Pendant zum Kommunismus ist auf dem rechten Flügel des tradierten Spektrums der bürgerlichen Demokratie der Konservativismus und nicht etwa die gemeinhin mit „Rechtsradikalismus“ etikettierte reaktionäre und faschistische Perversion, die vielmehr *außerhalb* des demokratischen Spektrums steht. Dem deutschen Nazismus kommt hier zweifellos ein — unter grauenhaften Menschenopfern erbrachtes — unfreiwilliges historisches Verdienst zu, das Verdienst, durch letztstufige Primitivierung und Barbarisierung die Grundstrukturen des Faschismus von allen Verschleierungen, von allen dekorativen Schönungen befreit und zugleich, sozusagen in einer historischen Sekunde zusammengerafft, dargetan zu haben, daß und wie der Abbau demokratischer Institutionen auf der Grundlage einer ademokratischen Bewußtseinsbildung breiter Volksschichten zu jenem faschistischen Despotismus hinführt. Das dann später von der imperialistischen Expansion dieses Despotismus betroffene Ausland hat die Lektion durchweg besser begriffen als das Volk der Bundesrepublik Deutschland, das im verständlichen Bemühen um die Wiederherstellung seiner materiellen Existenzgrundlagen, das politische Nacharbeiten und die Selbstanreinigung weitgehend versäumt hat und in unverzeihlichem Versagen von seiner politischen Führung

nicht dazu angehalten worden ist. Dennoch ist es selbstverständlich schon vorverfassungsmäßige Bedingung des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland, daß neonazistische Bildungen nicht grundgesetzmäßig sind. Die Befreiung vom Nazismus, die Verhütung seiner Wiederkehr, das sind doch nachweislich die primären negativen Zielsetzungen dieser Verfassung, auf die auch die Schöpfer des Grundgesetzes sich festgelegt haben. Daher kann man sehr wohl in Zweifel ziehen, ob es letzten Endes verfassungsgerecht war (wenn auch aus rechtsstaatlichen Gründen begreiflich), daß man seinerzeit das Institut des Artikels 21 Abs. 2 GG, die Vorschrift über das Parteiverbot, zum Zwecke des Verbotes der neonazistischen SRP eingesetzt hat. Dieses Verbot hat denn ja auch nur die falsche Einrangierung von sogenanntem Links- und sogenanntem Rechtsradikalismus auf derselben Ebene begünstigt.

Damals, in den ersten Anfängen der Bundesrepublik Deutschland, stand hinreichend anderes, quasirevolutionäres Besetzungs-, auch innerdeutsches-, vorgrundgesetzliches Verfassungsrecht, für ein exekutivisches, natürlich von den Gerichten zu kontrollierendes, Einschreiten gegen jene Partei zur Verfügung. Und heute — wieder eine Bemerkung am Rande, die vielleicht Widerspruch in diesem Kreis hervorrufen wird — muß ich dem Einsatz des Artikels 21 Abs. 2 GG, gegen die jüngsten neonazistischen Parteibildungen widerraten, weil dieser chirurgische Eingriff nur nach außen tretende Symptome einer nun wieder mit dem KPD-Verbot zusammenhängenden wurzelten Erkrankung unseres politischen Körpers treffen und wahrscheinlich den Wuchs der Krebszellen beschleunigen würde. Die neonazistische Parteibildung ist heute bei uns eben nichts anderes als ein Indikator ausgedehntester Entdemokratisierungsvorgänge eines ganzen Ensembles von schon heute de facto oder de jure eingetretenen oder noch beabsichtigten Vorgängen und Maßnahmen, wie zum Beispiel: Fünf-Prozent-Klausel und Mehrheitswahlrecht; Notstandsgesetzgebung (das heißt Entparlamentarisierung und Diktaturverfassung für einen jederzeit herbeizuführenden Notstandsfall); Verlängerung der Legislaturperioden, Zusammenlegung von Bundestags- und Landtagswahlen (das heißt nämlich restlose „Gleichschaltung“ von Bund und Ländern); Verkümmern der Pressefreiheit durch pressegewerbliche Konzentrationsprozesse und Mangel an Zivilcourage mit der unausbleiblichen Folge von Informationsdefiziten und Verzerrung der öffentlichen Meinungsbildung; vollständige Restauration des Berufsbeamtenstums anstatt bloßer Berücksichtigung seiner Elemente für eine fortschrittliche Weiterentwicklung des öffentlichen Dienstes; Zwergwuchs der politischen Bildung — nicht bloß in Zwerg- sondern auch in anderen Schulen —; schönrednerischer Einheitskleister zur Verdeckung natürlicher Klassenspaltung und Interessengegensätze, die Lebensbedingungen der bürgerlichen parlamentarischen Demokratie sind; Umwandlung der politischen Opposition in der Sache zunächst in eine personelle Konkurrenz und alsdann Einschmelzung der Opposition, die Lebensbedingung der bürgerlich-parlamentarischen Demokratie ist, in „Große“ Koalitionen, die

entweder unwiderruflich sind oder mit dem Mohrentritt für den zur Opposition endgültig untauglich gewordenen Juniorpartner enden müssen; Entmündigung und Herabwürdigung des Parlaments zur Gesetzgebungsmaschine der Regierung; das immer unverblümtere Durchschlagen winziger Macht-Eliten durch alle staatlichen Formen hindurch (vom Staatsoberhaupt unseres Landes entwaffnend ehrlich mit dem Vorschlag illustriert, es solle doch am besten der Herr Abs zum Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland gemacht werden) usw. usw.; und schließlich — nicht zuletzt — das Verbot der KPD!

Damit sind wir nun wieder im Zentrum des Notwendigkeitsproblems. Während das Verbot der SRP — da objektiv nur die Amputation eines jenseits des demokratischen Spektrums angesiedelten und nur dort verwurzelten Furunkels — keine Veränderungen des Spektrums bewirkt hat, war das Verbot der KPD Eingriff in das demokratische pluralistische Spektrum selbst. Nahm es diesem Spektrum auch an Quantität nur etwa drei Prozent — das waren die letzten Wahlergebnisse der KPD — so trug es doch zur Beschleunigung der Uniformierung der politischen Praxis, ja zur völligen Denaturierung des 97prozentigen „Restes“ erheblich bei. Schon vorher waren infolge eines katastrophalen Mißverständnisses von Art. 21 Abs. 2 GG kommunistische Organisationen, die nicht direkt in den Parteirahmen gehörten, aufgelöst oder lahmgelegt worden, unter der geradezu schizophrenen Vorstellung, die Betätigung eines Verbandes könne illegal und die fast vollkommen inhaltsgleiche Betätigung einer Partei sozusagen „auf Widerruf“ legal sein.

Wir können hier nicht hinter die Bedingungen für die Entstehung dieses Art. 21 Abs. 2 GG zurückfragen. Er ist selbstverständlich geltendes Verfassungsrecht; wegen seiner Systemwidrigkeit innerhalb der bürgerlichen-demokratischen Verfassungsordnung hätte er allerdings am besten zu verschwinden. Aber er ist — wie gesagt — zweifellos geltendes Recht. Die Vorstellung, die ihm zugrundeliegt, ist verfassungsrechtspolitisch abzulehnen. Es ist die Vorstellung, daß demokratische Freiheiten sich prinzipiell dadurch schützen und gar vermehren ließen, daß man sie beschneidet. Das gehört nicht mehr dem Bereich der Logik an. Es ist absurd. Man kann dieser Bestimmung nur einen gewissen Sinn geben, wenn man sie als eine kasuistische Notstandsvorschrift fungieren läßt. Das Grundgesetz enthält also durchaus Notstandsbestimmungen. Bei den Beweggründen für die Anwendung dieser Bestimmung gegen die KPD auf behördlicher Seite ist das teilweise auch erkannt worden. Man wollte u. a. — aber eben nur unter anderem — die KPD damals deswegen aus dem politischen Prozeß ausschalten, weil sie eine Zeitlang das „Programm der nationalen Wiedervereinigung“ propagiert hatte, das die damals noch nicht abgeschlossene eigenstaatliche Konsolidierung der Bundesrepublik Deutschland in Frage stellte. Daß die darin liegende Gefahr für die Bundesrepublik objektiv minimal war (siehe nicht zuletzt die schwachen kommunistischen Wahlresultate vor dem Verbot); daß also diese Gefahr einen schwerwiegenden Einsatz einer Notstandsvorschrift gar nicht

rechtfertigen konnte, daß dieses Programm bei der Verkündung des Urteils des Bundesverfassungsgerichts von der KPD selbst bereits längst aufgegeben war, das wurde teils übersehen, teils geflissentlich übersehen. Und über die wirklichen politischen Zielsetzungen maßgeblicher Inspiratoren des Verbotsantrages an das davon keineswegs entzückte Bundesverfassungsgericht, das sich bis zuletzt darum bemüht hat, die Entscheidung zu vermeiden, hat sich eine schon ziemlich offiziöse Stimme aus dem Bundesinnenministerium ganz ungeniert dahin geäußert, es sei weniger darauf angekommen, die KPD als vielmehr den gesamten „Linksradikalismus“ in der Bundesrepublik Deutschland ein für allemal lahmzulegen. Das ist in der Tat eine ebenso falsche wie für das Klima des Verbotsantrages, für die undemokratischen Patentrezepte eifriger Ministerialen, für ihre Unkenntnis geschichtlicher Entwicklungsgesetze und für das platte Klischeedenken der politisch ungebildeten Teile der Bevölkerung repräsentative Ansicht, die mit dem Grundgesetz nicht das Mindeste, aber mit der Tradition eines unmenschlichen Fanatismus, der am liebsten noch das nichtregimekonforme Denken ausrotten möchte, ungeheuer viel zu tun hat. Bis zur Stunde ist es fast unmöglich gewesen, die allein verfassungsgerechte Auffassung dieser Vorschrift des Grundgesetzes zu verbreiten, das heißt, die Auffassung, daß es sich hier um ein wegen seines Ausnahme- und Notstandscharakters nur mit äußerster Sparsamkeit und in *keinem* konkreten Fall für lange Zeiträume einsetzbares Verfassungsinstitut handelt. Stattdessen brach das KPD-Verbot die letzten — schon seit 1951 von dem Inflationsstrafrecht des sogenannten „Blitzgesetzes“ unterspülten — Dämme gegen einen gewaltigen demokratieverzehrenden Sog. Damit haben wir auch ein ungemein instruktives Beispiel dafür vor Augen, wie dauerhafte Anwendung von Notstandsrecht die Ausnahme zur Regel umstülpen und wie diese Regel den Notstand der Demokratie herbeiführen muß. Es könnte keinen besseren Anschauungsunterricht über das geben, was uns fernerhin erwartet, wenn wir eine Notstandsverfassung erhalten, die noch viel gewalttätiger, als dieses bloß kasuistische Instrumentarium des Art. 21 Abs. 2 GG den ebenfalls dauerhaften und praktisch jederzeitigen Einsatz von kollektiv wirkenden Notstandsinstrumenten ermöglicht.

Meine Damen und Herren! Ich glaube, die *Notwendigkeit* der Beendigung des KPD-Verbots jedenfalls in den Umrissen klargemacht zu haben. Ich vertrete — wie ich gern zugebe — mit einiger Leidenschaft die Auffassung, daß die Legalisierung der KPD, wozu natürlich auch die Freigabe sonstiger kommunistischer Verbandstätigkeit gehören muß, wahrscheinlich der wirksamste Schritt wäre, um unseren politischen Körper im Sinne der Demokratie zu sanieren. Sie würde der Zerstörung der politischen Moral durch perfide Diffamierungskampagnen Einhalt gebieten. Sie könnte das natürliche Spannungsfeld der liberalen Demokratie wiederherstellen, das heißt, echte Auseinandersetzung ermöglichen, echte Auseinandersetzung über wirklich vorhandene Interessengegensätze — also den immer bloß behaupteten Pluralismus realisieren. Sie könnte die politischen

Parteien zu wirklichen Vertretern gegensätzlicher Interessen machen. Relegalisierung der KPD könnte die abgrundtief gewordene Kluft zwischen den Regierenden und den Intellektuellen unseres Landes verkleinern. Sie könnte unsere kommunistischen Mitbürger aus ihrer Pariarolle befreien.

Wir müssen es uns hier versagen, wahrscheinlich während der gesamten Tagung, die gängige Vulgärinterpretation von marxistisch-leninistischen Programmen zu korrigieren, wie etwa die dämonisierende von der „Diktatur des Proletariats“, die mir gestern abend² vor unserer Konferenz in einem leider zeitlich nur sehr knapp bemessenen Fernsehgespräch von einem hohen Vertreter des Bundesinnenministeriums vorgehalten worden ist. Die „Diktatur des Proletariats“ ist — nebenbei bemerkt — keineswegs mehr ausschließliches kommunistisches Ziel-dogma. Ich erwähnte das schon. Aber auch soweit sie es sein sollte, wäre es immerhin nicht ganz unnützlich, Betrachtungen darüber anzustellen, und auch wenigstens einen Teil der Energie zur Nachvollziehung marxistisch-leninistischer Begrifflichkeiten aufzubringen, die der Heilige Stuhl unlängst so eindrucksvoll verwandt hat, daß es den bundesdeutschen Kirchenblättern fast die Sprache verschlagen hat. Ob nicht bei formaler Mehrheitsherrschaft sorayatrunkener Stimm-bürger in Wirklichkeit eine Herrschaft von Wenigen über Viele gegeben ist, und ob die Ablösung dieser Herrschaft durch eine Herrschaft Vieler über Wenige nicht ein demokratischer Schritt nach vorn sein könnte, das wird man sich immerhin fragen dürfen. Und man wird das gar nicht einmal so furchterregend finden; denn schon die Kanonisten des Mittelalters haben sehr Wesentliches über die Funktion der Mehrheit als die „pars senior“ zu sagen gewußt. Ich möchte eben nur dafür plädieren, daß eine Auseinandersetzung über solche Begriffe in aller Offenheit und in einem Klima, in einer Atmosphäre stattfinden kann, die von allen moralischen und juristischen Zwängen einschließlich des Gesinnungsstrafrechts gereinigt ist. Auch das ist wiederum nur möglich, wenn das KPD-Verbot fällt. Und nur wenn das KPD-Verbot fällt, kann die KPD selbst sich mit Erfolg der Versuchung eigener dogmatistischer Verhärtung entziehen, um gegebenenfalls nicht monolithischen Praktiken verhaftet zu sein. Und schließlich wäre die Beseitigung des KPD-Verbots hinsichtlich der Immunisierung des neonazistischen Gifts in unserem Lande ein sehr viel wesentlicherer und heilsamerer Beitrag im Vergleich zu jenem anderen, der gegenwärtig in den Pressepalten ventiliert wird, nämlich zu dem Auch-Verbot der NPD, das ja nur ein Kurieren am Symptom wäre und das erneut das Rechts-Links-Radikalismus-Klishee verhärten würde.

Meine Damen und Herren, über die juristischen *Möglichkeiten*, die zur Verfügung stehen, habe ich mich in dem Ihnen vorliegenden³ Papier geäußert. Ich

² Fernsehsendung „Monitor“ des WDR am 5. 5. 1967 „Streitgeschräck zwischen Staatssekretär Prof. Ernst, Bonn, und Prof. Helmut Ridder, Gießen“

³ Siehe S. 125 dieser Nummer: Ridder: Gibt es nach dem geltenden Recht der Bundesrepublik Deutschland Möglichkeiten einer „Legalisierung“ der KPD?

will nicht wiederholen, was ich da gesagt habe; man kann ja bekanntlich über alles sprechen, aber niemals über eine Stunde, das ist eine gute alte Regel, an die werde ich mich halten, und die müßte ich sonst verletzen. Vielleicht werde ich im Verlauf der Tagung Gelegenheit haben, Ihnen Rede und Antwort wegen dieser juristischen Möglichkeiten, die der Notwendigkeit entsprechen, zu stehen.

Erlauben Sie mir bitte jetzt nur noch eine Schlußbemerkung:

Mir scheint, daß der Zeitpunkt unserer Veranstaltung mit einer tiefgreifenden Wende in der Entwicklung der bundesrepublikanischen Verfassungsordnung zusammenfällt. Mit dem ersten Bundeskanzler dieses Staates ist eine politische Ära zu Grabe getragen worden. Sie war vom Gifthauch des Kalten Krieges betäubt. Im Innern wurde die Verfassungswirklichkeit geprägt von einem Mann, der das demokratische Verfassungsdokument der Bundesrepublik zu den seltsamen neu-modischen Exotica zählte, die man besser nicht kennen sollte. In manchen Punkten glich seine Haltung derjenigen Bismarcks, der 1862 vom Preußischen Abgeordnetenhaus sagte: „Es wäre jammerschade, diese Schwätzer jemals aufzulösen, bei mäßigem Feuer gesotten, werden sie ein vortreffliches Ingredienz für unsere vortreffliche Küche abgeben, und am Ende wird ihnen die Krone die Erhaltung ihrer Prärogativen zu danken haben.“

Sie sind gesotten worden, die Parlamentarier, und wir alle mit ihnen, und die Prärogativen machthabender Eliten blieben erhalten, Demokratie blieb weitgehend frustriert nach den Torheiten einer bürokratischen Massenentnazifizierung, und der absolute Nullpunkt des Ausbrennens des Faschismus wurde alsbald ex post in eine bloße militärische Schlappe umgefäßt. Als ob eine Nation Last und Verantwortung für eine zwölfjährige Blutherrschaft nach innen und nach außen mit einem leichten Achselzucken von sich schütteln könnte!

Doch wir sind nicht allein auf der Welt. Stück für Stück haben die uns umgebenden Länder in Ost und West und der neutralen Welt die Objekte des seltsamen Kults der Unwirklichkeit weggeräumt, dem im Verhältnis nach außen die politische Führung unseres Landes gefröhnt hat. Blinde Flucht in die Namen-, Profil- und Konturlosigkeit einer „Großen Koalition“ ist zunächst ambivalent. Entweder gewinnen wir die innere Freiheit wieder, die aus der Einsicht in geschichtliche Notwendigkeit resultiert und räumen nun selbst auch die letzten Trümmer jener Ära ab. Und das sind vor allem das KPD-Verbot und diese seltsame und explosive Mischung von Aggressions-, Stillhalte- und Vogel-Strauß-Politik gegenüber dem anderen deutschen Staat, dem nach dem Auszug der westlichen Besatzungszonen ins atlantische Lager doch wohl nichts anderes übrigbleiben konnte, als sich unter Berücksichtigung der Bedingungen seiner Lage selbst einzurichten, und der unter heute kaum noch vorstellbaren Startverhältnissen auf seine Weise das Ringen um die Befreiung des Menschen aufnehmen mußte und dabei dann freilich auch gemeindeutsche Verantwortung für gemeindeutsche Vergangenheit auf den westdeutschen feindlichen Bruder abzuschieben wußte. Auch dort ist die Geschichte noch nicht am Ende, auch dort ist noch auf-

zuarbeiten, und die Deutschen im Osten und im Westen sollten sich dabei gegenseitig helfen. Insofern hatte gestern mein Gegner auf dem Bildschirm, Professor Dr. Ernst vom Bundesinnenministerium, ganz recht, als er auf die „Besonderheit“ des deutschen KP-Problems hinwies. Aber die Besonderheit besteht darin, daß wir mit dem KP-Problem *heute noch* auch den Schlüssel zur Bereinigung des Deutschlandproblems in die Hand nehmen können.

Daß wir das müssen, erweist die Alternative heißt: Verbissenes Festhalten an letzten insulären Positionen unter zunehmender politisch-moralischer Isolierung in der ganzen Welt und mit dem wachsenden Risiko eines letzten Karthago für die deutsche Nation — und andere Nationen mehr!

Man kann nie früh genug etwas tun, was mit unerbittlicher Notwendigkeit doch heranrückt und später nur durch eine Gefährdung des Friedens der Welt verhindert werden könnte. Man kann nicht früh genug das antihumanitäre Skandalon beseitigen, das in der gerichtlichen, administrativen und sozialen Verfolgung von Menschen um einer Gesinnung wegen besteht, für die sie vom Hitlerregime verfolgt und gepeinigt wurden, und das uns, wenn es nicht bald ein Ende nimmt, zur Aussätzigen-Station der ganzen Welt machen wird.

ANHANG: Gibt es nach dem geltenden Recht der Bundesrepublik Deutschland Möglichkeiten einer „Legalisierung“ der KPD?

Durch Urteil vom 11. 8. 1956 hat das Bundesverfassungsgericht gemäß Artikel 21 Abs. 2 GG die „Verfassungswidrigkeit“ („unconstitutionality“) der KPD festgestellt und zugleich gemäß § 46 Abs. 3 des Bundesverfassungsgerichtsgesetzes die Auflösung der KPD angeordnet. Dieses Urteil gilt für das gesamte Territorium der Bundesrepublik Deutschland (nicht für West-Berlin). In meiner Schrift „Aktuelle Rechtsfragen des KPD-Verbots“ (Neuwied und Berlin 1966) habe ich untersucht, welche juristischen Möglichkeiten einer Re-Legalisierung der KPD nach dem geltenden Recht der Bundesrepublik Deutschland bestehen. Im Rahmen einer gedrängten Inhaltsangabe meiner Schrift stelle ich diese Möglichkeiten nachfolgend zusammen (wobei ich von der Reihenfolge in meiner genannten Schrift abweiche):

1. Durch verfassungsänderndes Gesetz könnte das Institut des Parteiverbots nach Artikel 21 Abs. 2 GG beseitigt werden. Ein solches Gesetz muß nach Artikel 79 Abs. 1 Satz 1 GG den aufzuhebenden Artikel 21 Abs. 2 GG ausdrücklich nennen. Es bedarf der Zustimmung von zwei Dritteln der Mitglieder des Bundestages und zwei Dritteln der Stimmen des Bundesrates. Die Vorschrift des Artikel 79 Abs. 3 GG (Verbot der Änderung von elementaren Verfassungsgrundsätzen) steht einem solchen Änderungsgesetz nicht entgegen. Schon das

Bundesverfassungsgericht selbst hat im Urteil gegen die KPD aufgeführt, daß Artikel 21 Abs. 2 GG nicht zum „Mindeststandard“ der demokratischen Ordnung nach dem Grundgesetz gehört. Nach dem Inkrafttreten eines derartigen verfassungsändernden Gesetzes könnte die Neukonstituierung der KPD unter dem uneingeschränkten Schutz von Artikel 21 Abs. 1 Satz 2 GG (Freiheit der Gründung von politischen Parteien) erfolgen.

2. Die zweite in Betracht kommende juristische Möglichkeit erfordert nicht den tiefen Eingriff in bestehendes Verfassungsrecht, sondern bloß eine Änderung des Bundesverfassungsgerichtsgesetzes, die im einfachen Gesetzgebungsverfahren des Bundes nach Artikel 42 Abs. 2 Satz 1 GG vom Bundestag mit der Mehrheit der abgegebenen Stimmen erfolgen kann. Das Bundesverfassungsgerichtsgesetz gehört zum Recht des „gerichtlichen Verfahrens“ im Sinne von Artikel 74 Nr. 1 GG. Der Bund ist also für diese Gesetzgebung zuständig. Der Bundestag ist nicht von der Zustimmung des Bundesrates abhängig. Der Bundesrat kann gegen ein solches Änderungsgesetz des Bundestages lediglich die Einberufung des „Vermittlungsausschusses“ (der aus Mitgliedern des Bundestages und des Bundesrates betreht) verlangen (Artikel 77 Abs. 2 GG) und nach Abschluß des Verfahrens vor dem Vermittlungsausschuß Einspruch einlegen (Artikel 77 Abs. 3 GG), den der Bundestag mit den im einzelnen in Artikel 77 Abs. 4 GG vorgesehenen Mehrheiten zurückweisen kann.

Das einfache Änderungsgesetz müßte ungefähr nach dem Vorbild der §§ 40 und 41 des Bundesverfassungsgerichtsgesetzes (Vorschriften für das Verfahren bei der „Verwirkung von Grundrechten“) für das Verfahren beim Parteiverbot eine förmliche prozessuale Möglichkeit der Überprüfung des Parteiverbots durch das Bundesverfassungsgericht schaffen. Dem Bundesverfassungsgericht würde damit die förmliche Gelegenheit gegeben, ohne das frühere Urteil in Frage stellen zu müssen, auf Antrag zu prüfen, ob die *heutige* vorhandene (illegale) KPD nach ihrer *heutigen* Programmatik „darauf ausgeht, die freiheitliche demokratische Grundordnung zu beseitigen oder den Bestand der Bundesrepublik Deutschland zu gefährden“ (Artikel 21 Abs. 2 Satz 1 GG).

3. Ich habe in meiner genannten Schrift dargetan, daß die *heutige* KPD den Tatbestand des Artikel 21 Abs. 2 Satz 1 GG nicht erfüllt. In seinem Verbotsurteil vom 11. 8. 1956 hat sich das Bundesverfassungsgericht hauptsächlich auf das von der KPD nach Konstituierung der Bundesrepublik entwickelte und vertretene „Programm der nationalen Wiedervereinigung“ gestützt, um die Verfassungswidrigkeit der KPD zu begründen. Dieses Programm ist von der KPD längst aufgegeben worden. Daneben spielten in der Begründung des Urteils das nachhaltige Bekenntnis der KPD zum „Marxismus-Leninismus“ und ihr Streben nach der — im Falle einer „revolutionären Situation“ u. U. gewaltsam aufzurichtenden — „Diktatur des Proletariats“ eine ausschlaggebende Rolle. Aus der

neueren Programmatik der KPD — die auch gewissen Entwicklungen der kommunistischen Parteidoktrin in anderen westeuropäischen Ländern ähnelt — geht hervor, daß die KPD keine mit dem Grundgesetz unvereinbaren politischen Ziele verfolgt. Daher läge in einer offenen Neukonstituierung der KPD eine Parteineugründung im Sinne des Grundgesetzes, die auch ohne Gesetzesänderung den Schutz des Artikel 21 Abs. 1 Satz 2 GG für sich in Anspruch nehmen könnte und nicht durch eine „Rechtskraft“ des Urteils vom 11. 8. 1956 behindert werden dürfte. Im übrigen ist zweifelhaft, ob ein gerichtliches Parteiverbot, bei dem das Gericht in Wirklichkeit nicht „Recht anwendet“, sondern von einem weiten Spielraum des politischen Ermessens („discretion“) Gebrauch macht, überhaupt „rechtskräftig“ werden kann. In jedem Fall muß unterschieden werden zwischen der Feststellung der Verfassungswidrigkeit der KPD, die das Gericht nach Art. 21 Abs. 2 GG ausgesprochen hat, und der Anordnung der Auflösung der KPD, die das Gericht nach § 46 Abs. 3 des Bundesverfassungsgerichtsgesetzes ausgesprochen hat. Diese letztere Anordnung kann, weil sie ein Verwaltungsakt ist, überhaupt nicht „rechtskräftig“ werden. Auch wenn das alte Parteiprogramm sich nicht geändert haben sollte, sondern bloß der Personenkreis und der Stil und die Tätigkeit der KPD, läge im Sinne des Grundgesetzes heute eine neue Partei vor, weil damals, am 11. 8. 1956, die KPD in ihrer damaligen personellen Zusammensetzung als verfassungswidrig festgestellt worden ist. Jedes Parteiverbot durch ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts verbraucht sich nach Ablauf einer gewissen Zeit von selbst, weil Änderungen im Mitgliederbestand unvermeidlich sind.

4. Selbst wenn man eine „Rechtskraft“ des Verbotsurteils annähme, so müßte ferner diese Rechtskraft ihre Grenzen finden, soweit sie schlimmere Schäden für die verfassungsmäßige Ordnung mit sich brächte, als sie durch das Verbotsurteil bekämpft oder verhütet werden sollten. Solche schweren Schäden sind in der Gestalt des Ausfalls der Opposition und der Dezimierung des politischen Pluralismus und der Uniformierung des Meinungsspektrums in der Bundesrepublik Deutschland in der Folge des Verbots der KPD bereits eingetreten. Das Bundesverfassungsgericht ist als Herr seines eigenen Verfahrensrechts auch ohne Gesetzesänderung und auch ohne Antrag berechtigt, sich diese Erkenntnis zu eigen zu machen und das Verbotsurteil aufzuheben.

5. Ferner hat das Gericht selbst die Wirkung des Verbotsurteils zeitlich begrenzt, und zwar bis zu einem Zeitpunkt, der jedenfalls vor dem in Artikel 146 GG anvisierten Zeitpunkt der „Wiedervereinigung“ liegt. Damit hat das Gericht praktisch die Beendigung des Verbots der KPD in Verbindung mit allen entspannenden „Maßnahmen zur Vorbereitung der Wiedervereinigung“ gutgeheißen und könnte ebenfalls von sich aus feststellen, daß der Zeitpunkt der Beendigung des Parteiverbots gekommen ist.

6. Schließlich muß Klarheit darüber bestehen, daß das Parteiverbot nach Artikel 21 Abs. 2 GG nicht dazu dienen darf, bestimmte „Ideen“ als solche zu verbieten — eine freiheitliche demokratische Verfassung darf das Denken nicht verbieten, ganz abgesehen davon, daß sie es genau so wenig könnte wie jede andere politische Ordnung. Das Parteiverbot kann in einer liberalen rechtsstaatlichen Demokratie nur zur Auflösung des parteiorganisatorischen Zusammenhalts gleichgesinnter Träger von Ideen führen, und dies nur vorübergehend in einer Ausnahmesituation im Hinblick auf eine akute Gefährlichkeit. Die Prolongierung oder gar Verewigung des Parteiverbots stellt einen verfassungswidrigen Umbau der Demokratie zur Diktatur dar. In gewissen zeitlichen Abständen vom ursprünglichen Verbotsurteil kann und sollte das Bundesverfassungsgericht erneut prüfen, ob das s. Z. in der Verbindung bestimmter Ideen mit bestimmten organisierten Trägern erblickte Ausmaß der Gefahr für die freiheitliche Demokratie unverändert fortbesteht.

Gießen, im März 1967

gez. Ridder

Protokoll II
Geschichte einer Verfolgung

Sehr geehrter Herr Justizminister Dr. Heinemann!

Mit meinem Anliegen wende ich mich an Sie, da ich die Hoffnung hege, daß Sie mir helfen können. Meine Hoffnung begründet sich darin, daß Sie und Ihr Schwiegersohn Herr Dr. Posser schon einmal das Problem politische Strafjustiz aufgegriffen haben und auch erfolgreich waren. Ich meine Ihre Bemühungen um den § 90 a StGB. Meine Hoffnung stützt sich auch auf ein Gespräch, das Sie vor einiger Zeit mit einem Reporter der Panorama-Sendung des Deutschen Fernsehens führten. Sie vertraten dort den Standpunkt, daß Ihrer Meinung nach auch das Problem politische Strafjustiz neu überdacht werden müßte.

Nun möchte ich zu meinem Anliegen kommen. Es geht um meinen Ehemann, den Journalisten Otto Hans, der am 12. Januar 1967 die restlichen 21 Monate einer 30monatigen Gefängnisstrafe im Landgerichtsgefängnis Hannover antreten mußte. Die 4. große Strafkammer in Lüneburg fällte am 25. November 1965 dieses sehr harte Urteil gegen meinen Mann, da sie die Auffassung vertrat, mein Mann habe in Wort, Schrift und Tat gegen das KPD-Verbot verstoßen.

Mein Mann ist Kommunist. In Wort, Schrift und Handlung bekannte er sich stets zu seiner Überzeugung, einem Recht, das ihm in unserer Verfassung garantiert wird. Erwähnen möchte ich noch, daß mein Mann nicht zum Sturz der bestehenden Ordnung in der Bundesrepublik aufgerufen hat.

Sehr geehrter Herr Justizminister Dr. Heinemann, zum besseren Verständnis für den Fall meines Mannes, will ich Ihnen im Telegrammstil etwas über ihn und mich schreiben.

Geburtsort meines Mannes: Wilhelmshaven — Geburtstag: 30. Januar 1934 — Beruf des Vaters: Kraftfahrer bei der Firma Gebrüder Leffers in Wilhelmshaven über 40 Jahre — 1943 bis 1945: Wegen ständiger Fliegerangriffe Evakuierung mit der ganzen Schulklasse nach Sachsen — 1945: Rückkehr nach Wilhelmshaven — Schulbildung: abgeschlossene Volksschule — Berufsfragen: Buchdrucker oder Schriftsetzer — Klassenlehrer vermittelte eine Lehrstelle im gewünschten Beruf, da er seinen Schüler wegen der vorhandenen Fähigkeiten empfehlen konnte — Lehrstelle wurde unter der Hand verschoben — Wirtschaftsfehler kam die Arbeitslosigkeit — Warum? — Mein Mann suchte die Gründe, warum ihm die Gesellschaft, in der er lebte, keine Möglichkeit gab,

einen Beruf zu erlernen oder Arbeit zu finden — Er lernte politisch tätige Bürger aller Couleur kennen — Er entschied sich für die Kommunisten — Anfang der 50er Jahre: Verbot der FDJ — Mein Mann ging aus Wilhelmshaven fort — Gegen ihn lief ein Ermittlungsverfahren — 1954: In Hannover lernten wir uns kennen —

Zu meiner Person: Geboren am 18. August 1931 in Hildesheim — Beruf des Vaters: Kreisangestellter beim Landkreis Hildesheim Marienburg über 40 Jahre — Schulbildung: abgeschlossene Mittelschule — Beruf: Buchhalterin in der Firma, wo ich am 1. April 1949 meine Lehre begann — Etwas über mein Elternhaus: Meine Eltern erzogen meinen Bruder und mich nach Leitmotiven der Katholischen Kirche — Höchstes Leitmotiv: Die Weihnachtsbotschaft „Friede auf Erden und den Menschen allen ein Wohlgefallen“ — Auf der Erde und besonders in Deutschland herrschte nicht dieser Frieden — Warum? — Dieses Warum wollte ich ergründen — Besuche in der Hildesheimer Volkshochschule folgten — Dort lernte ich auch Kommunisten kennen — Mit ihnen setzte ich mich auseinander — Bei ihnen lernte ich, daß die Kommunisten genau wie viele politisch tätige Bürger den Menschen auch ein lebenswertes und würdiges Leben verschaffen wollen — Nur das Wie unterscheidet sie voneinander — Spätere Reisen in die DDR und die Sowjet-Union bestätigten mir, daß dort dieses Ziel mit aller Energie anvisiert wird — Daß dieses Ziel nur unter Bedingungen der Koexistenz erreicht werden kann, ist selbstverständlich —

1956: Im Mai wurde mein Mann verhaftet — 1956: Im August folgte das Verbot der KPD — 1957: Im Januar Prozeß gegen meinen Mann — Das Lüneburger Gericht fällt ein Urteil von 20 Monaten Gefängnis wegen Verstoß gegen FDJ- und KPD-Verbot — 1958: Im Januar wurde mein Mann aus dem Gefängnis entlassen — Wir heirateten — Ich überzeugte meinen Mann einen Beruf zu erlernen — Mein Chef gab mir ein Empfehlungsschreiben an eine ihm bekannte Firma — Der Erfolg blieb aus — Grund: Die politische Vergangenheit meines Mannes — In einer Papierfabrik arbeitete er als ungelernter Arbeiter — Zuverlässigkeit und gute Arbeitsmoral waren die Empfehlungen für die Arbeit an einer Anilindruckmaschine —

1958 bis 1964: Mit den Menschen um uns herum, im Betrieb, in den Gewerkschaften und der Hildesheimer Volkshochschule tauschten wir unsere Meinungen aus, warben für den Gedanken des Friedens in Ost und West, für soziale Sicherheit und begründeten unser Nein zu den Notstandsgesetzen — Dabei benutzten wir keine Pistolen oder andere Zwangsmaßnahmen — Der politischen Polizei, die meinen Mann zu überwachen hatte, erschien unser Handeln gefährlich — Es folgten Festnahmen am Arbeitsplatz, Haussuchungen und Verhöre — Unruhe und Unsicherheit waren die Folgen — Mein Mann verlor seinen Arbeitsplatz — Aus gesundheitlichen Gründen mußte er nach einem Jahr seinen neuen Arbeitsplatz aufgeben — Bei Bosch in Hildesheim wurden Arbeiter gesucht — Bosch nahm meinen Mann nicht — Die politische Polizei hatte dafür gesorgt — Wir

können dieses Vorgehen der politischen Polizei beweisen — In Hannover wurde mein Mann nach 14 Tagen Arbeit gekündigt — obgleich der Meister mit der Arbeitsleistung zufrieden war — Mein Mann arbeitete dann als freier Journalist — Kaum eingearbeitet, wurde er am 13. Juni 1964 im Rahmen einer Großaktion der politischen Polizei gegen die Leserversammlung der Zeitung „heute“ festgenommen — Es folgten neun Monate Untersuchungshaft — 1965: Im November folgt der Prozeß — Die 4. große Strafkammer in Lüneburg begründete das hohe Urteil von 30 Monaten, mein Mann müsse so hoch bestraft werden, weil er unverbesserlich sei — Im Verlauf der Prozeßführung stellte ich fest, alle Rechte und Pflichten des Grundgesetzes gelten nicht für Kommunisten — Sie werden abgestempelt als Befehlsempfänger — Kein gutes Motiv, keine demokratische Verantwortlichkeit gesteht das Gericht ihnen zu — Alles, aber auch alles spricht gegen sie —

Sehr geehrter Herr Justizminister Dr. Heinemann, mit der Schilderung unseres Lebens bin ich auf dem heutigen Stand angekommen. 21 lange Monate Gefängnishaft stehen meinem Mann bevor. Dann folgen einige Jahre Polizeiaufsicht. Was dann folgt, vermag noch keiner zu sagen, zumal noch keine Klarheit über Zeitungsmeldungen und Berichte im Fernsehen besteht, die davon berichten, daß der Innenminister Paul Lücke Nachforschungen in fünf Großstädten der Welt anstellt, um zu erfahren, wie diese Länder das Problem der Schutzhaft lösen. Dieses Gespenst Schutzhaft schwiebt nun auch noch über meinem Mann. Damit das nicht wahr werden möge, wende ich mich an Sie, zu helfen. Helfen, indem Sie Ihre Kollegen im Bundestag und Regierung mit dem Problem politische Strafjustiz konfrontieren. Ich persönlich meine, daß eine politische Amnestie und eine Aussetzung der Haft, bis dieses Problem geklärt ist, eine große Hilfe sein könnte.

Wenn die Politiker in Bonn dieses Problem aufgreifen würden, und eine vernünftige gute Lösung finden könnten, so würden sie damit ein groß Teil von Unbehagen beseitigen, das viele Bürger haben, wenn sie an die politische Strafjustiz denken.

Diese Tage sprach ich mit dem Leiter der hiesigen Volkshochschule. Er sagte mir, daß er nie die Ideologie meines Mannes teilen würde. Er sei jedoch der Meinung, daß die Diskussionsbeiträge meines Mannes eine Bereicherung der Abende gewesen sei. Ihm sei gar nicht wohl dabei, wenn er daran denke, daß Menschen wie mein Mann in der Bundesrepublik für eine relativ lange Zeit ins Gefängnis müßten. Es gehe hier nicht um den Fall Otto Hans schlechthin, sondern um ein Symptom, das dazu führe, daß Menschen, die ähnliche Ansichten wie dieser hätten oder andere Meinungen vertreten als die offiziell gewünschte Meinung, sich in Zukunft kaum noch zu Wort melden würden. Spinnt man diesen Faden weiter, so muß man zu der Überzeugung kommen, daß die Politiker in der Bundesrepublik wenig Vertrauen zu sich selbst, zu ihrer Tätigkeit und zu den Bürgern des Staates haben.

Auch ein anderes wichtiges Problem der neuen Bundesregierung, die Aussöhnung mit den sozialistischen Völkern Europas zu betreiben, wird nur dann erfolgreich sein können, wenn die Politiker eine Lösung finden könnten, die es möglich macht, mit den Kommunisten im eigenen Land zu einem vernünftigen Verhältnis zu kommen. Das Vertrauen in die neue Bundesregierung würde durch eine solche Regelung wachsen. Andere Länder Europas, mit denen die Bundesrepublik freundschaftliche Beziehungen pflegt, kennen keine Verbote und Verfolgungen für ihre Kommunistischen Parteien. Es ist doch einfach nicht logisch, nicht *wahr*, daß die deutschen Kommunisten Bürger sind, die verantwortungslos, undemokratisch, unglaublich und mit allen schlechten Eigenschaften behaftet sind. Ich weiß von meinem Mann und mir, daß wir keine Aufrührer, keine ständig meckernden Bürger sind. Wir wollen nur *eins*, was viele gutwillige Bürger auch wollen, für unsere Überzeugung werben.

Sehr geehrter Herr Justizminister Dr. Heinemann, ich möchte Sie noch einmal bitten, helfen Sie, damit ein Weg gefunden wird, der eine Lösung des Problems bringt. Freunde, Kollegen, Verwandte und Bekannte, die unsere Auffassung zu den Dingen nicht teilen, aber die Handhabung der politischen Strafjustiz nicht billigen, haben mich getröstet und mir Mut zugesprochen. Sie setzen all Ihre Hoffnung auf die neue Bundesregierung. Sie meinen, daß die Bundesregierung auch dieses Problem, eines der vielen Probleme, lösen wird. Sollten diese Menschen enttäuscht werden, wäre das bestimmt nicht nur für uns schlimm, sondern auch schlimm für die Zukunft der Bundesrepublik überhaupt. Ich bin mir bewußt, daß ich mich mit einem sehr schwer lösbar Problem an Sie wende. Dennoch ist ein wenig Hoffnung in mir, daß Sie versuchen werden, zu helfen. Mit vorzüglicher Hochachtung

Gertrud Hans

(Der vorstehende Brief wurde unter dem Datum des 1. Februar 1967 geschrieben und auch als Flugblatt verbreitet. Ein Exemplar erreichte auch die Redaktion des „Kürbiskern“. Wir führten daraufhin mit Frau Hans am 30. April 1967 ein mehrstündiges Gespräch, das auf Tonband aufgenommen wurde und von dem wir im folgenden Ausschnitte bringen.)

Mein Vater ist ein praktizierender Katholik, aber er hat es mit seinem christlichen Glauben sehr ernst genommen, und wenn ich ein Beispiel dazu sage, er hat, wir waren mal in der Nazizeit zu Besuch auf einem Bauernhof, da lebte ein Polenehepaar und denen hat er in die Fensterbank Zigaretten gelegt. Ich hab ihn dann gefragt, warum er das tut, da hat er mir gesagt, er darf dabei nicht gesehen werden, weil es eben Bestrafung nach sich ziehen könnte. Das ist also ein Beweis, wie ernst es mein Vater mit seiner Religion genommen hatte. Dann ist mein Vater an der Kreisverwaltung beschäftigt gewesen und hat dort — ist mit Bauern und Gemeindedirektoren zusammengekommen und die haben ihn ge-

beten die Arbeiten zu übernehmen — hat er getan, dann hat er dafür Lebensmittelkarten bekommen und die hat er auf die gesamte Familie aufgeteilt, einmal auf die katholische Verwandtschaft und einmal auf die evangelische um diesen christlichen Gedanken auszuarbeiten und zu sagen, ich muß es nicht nur dem Glauben nach sein, sondern ich muß es auch in der Tat sein. Und meine Mutter die hat uns sehr streng danach gehalten und wenn wir Kinder mal keine Lust hatten zur Kirche, dann hat sie gesagt, ihr geht eben doch hin, ich habe mich verpflichtet und das müßt ihr dann tun. Und wir hatten einen sehr guten Kaplan, der es verstanden hat, alle Dinge um uns herum ernstzunehmen und vielleicht nochmal ein schönes Beispiel dazu, daß ich als einziges Kind eine Bibel geschenkt bekommen habe als Auszeichnung, weil ich so'n liebes katholisches Kind eben war, ja und dann ist es aber so gewesen, dann bekamen wir Religionsunterricht in der Mittelschule und da hat eine Lehrerin zu mir gesagt, zu uns gesagt, alle die Menschen, die körperlich behindert sind, sind von Gott gezeichnet, sie müssen automatisch neidisch sein auf die, die wolln wir sagen, gesund sind und das prägt sich in ihrem Charakter aus. Und ich wußte, mein Vater, das muß ich vorwegschicken, hat als Zweijähriger Kinderlähmung gehabt, damals gab es noch keine guten Mittel und ist sein ganzes Leben nun rechtsseitig gelähmt gewesen und ich habe doch gesehen, was er getan hat eben, wolln wir mal sagen, für die Verwandten und da kam der erste Gedanke und das noch im Religionsunterricht und da hab ich gestutzt, hab gesagt, mein Vater ist doch aber gut, das ist doch gar nicht so, also da stimmt doch etwas nicht. Und mein Vater, mit dem konnte man sich von Kind zu Vater nicht so unterhalten, mit Problemen sind wir eben zu meiner Mutter gegangen. Das waren eben die ersten Male wo ich gezweifelt habe.

Von Zuhause haben wir den Deutschlandsender gehört und der Deutschlandsender war ja da eben unter der sowjetisch besetzten Zone und hat dann ja das neue Gedankengut mit reingetragen und das sind ja Dinge gewesen, die doch auf mich gewirkt haben. Mein Vater hat schon während des Dritten Reiches den Deutschlandsender gehört und wir hatten uns an diesen Sender gewöhnt und darum sind wir auf der Welle einfach geblieben und dadurch sind wir mit diesem Gedankengut, mit den Jugendliedern, z. B. waren wir sehr interessiert und haben mir sehr viel gegeben die Lieder der freien deutschen Jugend und auch die der Arbeiterbewegung und so kam dann eins zum anderen und dann ist es so gewesen, dann war eben die Bewegung gegen die Remilitarisierung in der Bundesrepublik, meine Mutter war dem sozialistischen Gedankengut sehr aufgeschlossen schon und zwar hatte sie von meinem Großvater Bücher geerbt, z. B. Frauen und der Sozialismus von August Bebel, dann die drei Bücher über sein Leben, dann die Mehring-Biographie über die Sozialisten in Deutschland, dadurch war sie diesem Gedankengut schon aufgeschlossen und hat dann in den Gesprächen, die wir dann später hatten, haben wir uns da darüber unterhalten. Der nächste Sprung war, daß ich gesagt habe, hier in der Welt stimmt irgend

etwas nicht, hier muß man etwas verändern, du mußt dich informieren. Dann bin ich zur Volkshochschule gegangen, habe mir politische Vorträge angehört, dann kam diese Remilitarisierungsbewegung — spielte zusammen, daß ich da Redner gehört hab, wodran ich wohl merken konnte, daß es Kommunisten waren und die hab ich dann wiedergetroffen und dann haben die mich eben eingeladen, doch ins Café D. zu kommen. Und das war natürlich ein sehr schwerer Entschluß da mußt ich mich lange erst finden, weil mein Vater ja vom katholischen Glauben her auf keinen Fall etwas damit zu tun haben wollte, denn er war wohl Christ, und kannte wohl kaum Unterschiede zwischen den Menschen aber sich irgendwie binden, das hat er nicht getan. Also da konnt ich mich, wolln wir mal sagen, mit meinem Vater politisch über solche Dinge überhaupt nicht unterhalten. Das ging dann eben nur noch mit meiner Mutter, und meine Mutter war eine ängstliche Frau, die sagt bloß mit keinem auseinandersetzen, sie sagt ach Gott, geh doch nicht in das Café, geh da nicht hin, ich hab das nicht so gern, du kannst dich auch so informieren — ich habe mich dann doch durchgerungen und bin dann ins Büro gegangen und habe dann dort an den Schulungen über den Marxismus teilgenommen und habe dann gedacht, das verstehst du nie, und ich hab dann doch verstanden, zwar nicht alles so schnell aber eben im Laufe der Zeit.

Ein Jahr später wollten wir nach M. fahren, da sollte eine Gedenkfeier sein und da hat uns der Verfassungsschutz natürlich bespitzelt und ist dann das erste Mal zu meinem Chef gegangen und hat gesagt also daß ich mich in diesen Regionen oder diesem Kreis von Menschen bewege und da hab ich mich mit ihm unterhalten und hab gesagt, daß doch das meine Meinung ist, ich könnte mich doch frei entscheiden, ich müßte mich ja orientieren, um nachher auch wirklich entscheiden zu können. Das hat er mir dann auch abgenommen, und dann haben die mich vom Sportverein noch einmal gebeten, ein Jugendlager zu betreuen, weil ich das schon einmal gut gemacht habe und da brauchte ich dann Sonderurlaub, und da hat der Chef zu mir gesagt, also Sie dürfen nur hin, wenn Sie mir in die Hand versprechen, daß Sie die Jugendlichen nicht kommunistisch beeinflussen. Und da habe ich gesagt, Jugendliche lassen sich überhaupt nicht in drei Wochen kommunistisch beeinflussen. Dann habe ich eine junge Kommunistin kennengelernt, die auch meinem Wesen entsprach, und wir haben uns dann eben angefreundet, und die hat mich dann mal mit nach H. genommen zu einer Luxemburg-Liebknecht-Feier, und da habe ich meinen Mann kennengelernt. Also er war illegal tätig und zwar wurde er gesucht wegen Betätigung für die FDJ. Er hat damals in der Zeit — da kamen ja die ersten Prozesse gegen FDJ-ler, da hat er diese Jugendlichen dann betreut, hat sich mit ihnen unterhalten, um was es in diesen Prozessen dann eben ging. Wir haben uns angefreundet, haben uns über den Kommunismus unterhalten. Denn auch da war ich noch nicht Mitglied der Kommunistischen Partei, obwohl ich immer zu den Schulungen gegangen bin, um mich zu informieren. Aber ich habe diesen letzten Entschluß immer noch nicht treffen

können. Und er hat mir dann eben erzählt, wie er eben Kommunist geworden ist und wie er zur Freien Deutschen Jugend gekommen ist.

Mein Mann hat sich schon sehr früh mit Büchern beschäftigt und zwar mit Bilderbüchern. Damals war es ja so, daß man für Zigaretten — in den Packungen waren Gutscheine, wo man nachher Bilder dafür bekam und dann ein Album deutscher Geschichte zusammenkleben konnte. Und das war sein liebstes Spielzeug diese Bücher. Dann sind einige Schuljahre in Wh. gewesen, dann waren die ständigen Fliegerangriffe. Dann ist er mit seiner Schulklassie nach B. evakuiert für zwei Jahre. Hat dort den Einmarsch der Roten Armee miterlebt und ist dann mit einem Kindertransport wieder nach Wh. zurückgebracht worden. Er ist dann dort zur Mittelschule gegangen. Die hat er dann aber nicht zu Ende gemacht, weil das eben die wirtschaftlichen Schwierigkeiten waren. Es ging eben nicht anders. Die Vorortbahn wurde geschlossen und dann war nicht genug Geld da. Und dann waren diese und jene Schwierigkeiten. Aber die Lehrer haben bestätigt, daß er ein guter Schüler war, und der Lehrer hat zum Abschluß in der Schulklassie jeden gefragt, was er gern werden möchte, und da hat mein Mann aus Interesse an Büchern gesagt, er möchte Buchdrucker werden. Dann hat der Lehrer, weil er meinte, er sei dazu geeignet, ihm auch eine Lehrstelle besorgt, und die Lehrstelle hat er dann nachher nicht bekommen, die ist unter der Hand vergeben worden. Das ist natürlich für einen 15- oder 16jährigen jungen Menschen doch meines Erachtens nach ein Schlag, der nicht einfach so verdaut werden kann, zumal wenn es dann noch schwierig ist, anderswo Lehrstellen zu bekommen. Und die waren einfach nicht zu bekommen. Er hat noch als Zeitungsbote gearbeitet, und da war dann auch keine Arbeit mehr. Da ist er dann noch am Arbeitsamt einige Male aufs Land vermittelt worden, hat dort gearbeitet. Und an den Freizeiten, wenn sie nicht gearbeitet haben, haben sie eben an den Ecken rumgestanden. Da gabs so eine Ecke, da war eine Apotheke, und dort waren die Arbeitslosen. Da gab es ja eine Arbeitslosenvereinigung, die hat dann eben politisch aufklärend gewirkt.

Und dort ist er auch mit Kommunisten zusammengekommen, hat dort S. B., ein sehr bekannter Wh.ner Kommunist, der auch als Verfolger der Nazis galt, soviel ich informiert bin, hat S. B. auch am Spanienkrieg teilgenommen, den hat er dort gehört und ist dann auch mit FDJ-ler zusammengekommen. Die haben sich dann eben unterhalten, warum der Krieg gekommen ist, daß die wirtschaftlichen Schwierigkeiten eben ein Resultat des Krieges waren. Da haben sie sich auch damit beschäftigt, wie man das ändern kann und zwar eben dadurch, daß die Produktionsmittel nicht nur von einigen wenigen Menschen — daß nicht von einigen wenigen Menschen bestimmt wird, was produziert wird, sondern von dem Volk, oder besonders gerade von den Arbeitern, die in den Fabriken arbeiten. Daß die mitbestimmen müssen, und daß das eben nur auf dem Wege — daß das nur möglich ist, wenn man den Sozialismus aufbaut. Und so ist er mit diesem Gedankengut aus der Not, aber auch schon aus Interesse von Büchern her,

von Geschichte überhaupt, dazu gekommen, daß er sich mit deutscher Geschichte beschäftigt hat. Denn in der deutschen Geschichte gab es ja auch die Revolution 1848, da gab es ja dann auch Marx, gab es Engels usw. Das hatte dann eben auch noch die Wirkung, was ihn charakterlich gefestigt hat. Dann waren natürlich dort sehr viele Demonstrationen der FDJ-ler. Dann kam das FDJ-Verbot, und er wußte, daß er auch eine Strafe dafür bekommen sollte und ist von Wh. weggegangen, um sich anderswo in der BRD aufzuhalten, um dadurch der Strafe zu entgehen. Und wie gesagt, er ist auch in H. gewesen, und da hab ich ihn kennengelernt. Er ist dann für die Kommunistische Partei tätig gewesen.

Damals war die KPD noch legal. Inzwischen bin ich dann 1955 Mitglied der kommunistischen Partei geworden, weil ich der Meinung war, daß ich diesen Schritt tun müßte, und weil ich eben der Überzeugung bin, daß man die Probleme in der Welt heute nur wirklich dann lösen kann, wenn über die Werte der Produktion viele Menschen befragt werden. Vor allem, daß diese Produktion nicht nur zum Nutzen einer bestimmten Gruppe von Menschen, sondern zum Nutzen der Bevölkerung überhaupt verwendet wird.

Mein Mann ist dann 1956 hier in H. festgenommen worden, vor dem Verbot der kommunistischen Partei. Als FDJ-Funktionär. Wie das gewesen ist, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß dort, wo wir bei Bekannten gewohnt haben, die Straße eben abgeriegelt war von allen Seiten von der politischen Polizei, und die haben uns erstmal mit in ihre Gebäude mitgenommen und haben uns festgenommen. Uns beide. Dann haben sie Haussuchung gemacht, in einem Zimmer, das ich mir gemietet hatte. Dann haben sie auch bei meinen Eltern Haussuchung gemacht. Sie selber haben die Türe nicht aufgeschlossen. Ich hatte ja auch noch keine Ahnung, wie man sich verhalten muß. Welche Rechte man als Bürger hat, sich vor diesen Dingen zu schützen. Und dann haben die einige Bücher mitgenommen. Dann hatte mein Mann noch einige Sachen bei sich. Aber alles keine illegalen Sachen. Ich mußte mich einer Leibesvisitation unterziehen und zwar vor einer Kriminalbeamtin. Ich habe mich dagegen gewehrt. Dann hat die von mir verlangt, daß ich mich splitternackt ausziehe. Ich mußte in Beingrätsche 10 Kniebeugen machen. Ich habe mich dagegen gewehrt. Sie hat dann gesagt, es bleibt Ihnen nichts anderes übrig, wenn Sie das nicht tun, dann kommen Sie eben hier nicht wieder fort. Und ich hatte den Geldschrankschlüssel meiner Firma, und wenn ich am nächsten Tag da nicht erschienen wäre, dann hätte man den Geldschrank nicht aufschließen können und die Angestellten hätten ihre Papiere nicht gehabt. Dann wäre halt natürlich die Nachfrage gekommen, und wahrscheinlich hätte mein Chef sich dann an die politische Polizei gewendet, hätte dort angerufen, und die hätten ihm dann den Fall halt so erzählt, wie sie es wollten. Da habe ich mir gesagt, nimmst du dieses kleinere Übel in Kauf, machst das und bist dann wieder frei. Dann habe ich das ganze meinem Chef am nächsten Tag selber erzählt. Zwei Tage später sind da schon abends vier Mann von der politischen Polizei aufgetaucht — zwei sind im Wagen sitzen geblieben, zwei hochgekommen. Haben bei

ihm angeklopft, die Marken gezeigt und gesagt, daß der Freund seiner Angestellten verhaftet worden wäre und daß gegen mich dieselben Dinge vorliegen, weil ich Sekretärin der FDJ wäre. Ich bin aber wirklich nie Mitglied der FDJ gewesen. Mein Chef hat dann gesagt, er könne nichts Nachteiliges über mich sagen, und er wisse nur, daß ich verlobt sei. Da haben die aber gesagt, also wir brauchen noch einige Dinge und dann werden wir sie auch festnehmen.

Ich hatte dann nicht mal die Möglichkeit, meinen Verlobten in der Untersuchungshaft in L. zu besuchen. Er durfte auch nicht schreiben, und das ging dann über — ja, das ging bis kurz vor Weihnachten. Also erst einmal festgenommen, und bis November durfte ich ihm nicht schreiben, er durfte mir nicht schreiben, und ich durfte ihn auch nicht besuchen. Und dann ist aber ein Gerichtsvorsitzender, ein Kammercavitzender, gekommen, und hat sich mit ihm unterhalten und hat nun gemeint, er wäre reif, um aussagen zu können. Und wie er gemerkt hat, daß auch das nichts gefruchtet hat, da hat er gesagt, naja, dann will ich doch wohl erstmal durchsetzen, daß Ihre Verlobte Sie besuchen kann. Verhaftet war er seit dem 21. Mai und im Dezember konnte ich ihn erst besuchen. Solange hat er in Einzelhaft gesessen und konnte nicht schreiben, weil die gesagt haben, da besteht Mittäterschaftsverdacht.

Dann kam 1957 im Januar der Prozeß. Er ist verurteilt worden zu 21 Monaten Gefängnis. 20 Monate wegen Tätigkeit für die FDJ und die KPD, die ja 1956 verboten wurde — wurde für eine Tätigkeit bestraft, die er praktisch getan hatte, wie diese Partei noch legal war, für diese Tätigkeit, und noch für deutsch-sowjetische Freundschaft ist er verurteilt worden, auch für eine Tätigkeit, wo diese Organisation noch nicht verboten war. Einen Monat hat er für Urkundenfälschung bekommen, und zwar hat er, weil er sich erst nicht zu erkennen geben wollte, auf seine Rückfahrkarte nach B. hatte er nicht seinen richtigen Namen draufgeschrieben, sondern einen anderen Namen. Das ist ja ganzverständlich. Er wollte nicht auffallen. Aber das hat noch nicht mal das Gericht in Rechnung getragen, gestellt, sondern sie haben gesagt, das ist offen Urkundenfälschung, dafür muß er noch einen extra haben. Dann ist eine Gerichtskostenrechnung gekommen über 10 000,— Mark, 7500,— Mark Tatentgelt, und zwar ist da ein monatliches Gehalt von 250,— Mark zugrunde gelegt, und dann — der Rest war Gerichtskosten.

Insgesamt 10 000,— Mark, 10 300,— und etwas. Dann kommt — dann noch eben die Möglichkeit der Polizeiaufsicht.

Er hat dann nach der Untersuchungshaft gleich die Strafe abgesessen, und zwar ist er in das Strafgefängnis W. gekommen, hat sich dort bemüht, einen Beruf zu erlernen, das nachzuholen, was ihm nicht möglich war, nach Schulentlassung, und hat versucht, dort einen Schweißerlehrgang mitzumachen. Dem hat man nicht zugestimmt, weil er eben als politischer Gefangener isoliert bleiben sollte. Dann ist er im Januar 1958 nach zwei Dritteln Haft entlassen worden mit dreijähriger Bewährung.

Wir haben im Februar geheiratet, und ich habe ihm vorgeschlagen, er möchte doch noch einen Beruf nachlernen. Dazu konnte er sich nicht überwinden, weil da eben doch drei Jahre geringer Lohn gewesen wäre, außerdem hatte er wahrscheinlich auch so ein Mißtrauen in die Gesellschaft überhaupt, daß sie ihm gar nicht die Möglichkeit geben würden, einen Beruf zu erlernen. Und er hat dann in einer Papierfabrik angefangen als Hilfsarbeiter mit einem Stundenlohn von 1 Mark 45 Pfennig, und weil der Chef dann gesehen hat, daß er zu gebrauchen war, haben sie ihn an eine Anilinmaschine gebracht, und dort ist er als Anilindrucker angelernt worden. Und seine Kollegen hatten sehr viel Vertrauen zu ihm, weil er seine Meinung gesagt hat und auch so kameradschaftlich war. Dann haben sie ihn in den Betriebsrat gewählt, und das hat dem Unternehmer nicht gepaßt. Da kamen noch einige andere Dinge dazu. Und dann gab es einen Zeitungsartikel in der H.-mer Allgemeinen Zeitung, „Kommunistische Umtriebe in der Gewerkschaftsjugend“, der wurde da relanciert, und das war natürlich die Möglichkeit für den Verfassungsschutz, hier bei uns Haussuchung zu machen. Dann haben sie bei uns hier in der Wohnung Haussuchung gemacht.

Wir haben nie feststellen können, wer das geschrieben hat. Der Artikel stand eben nur so in der H.-mer Allgemeinen Zeitung drin, und dann wurde uns hier vom Verfassungsschutz gesagt, das wäre von der Staatsanwaltschaft in L. gelesen worden und daraufhin wären sie beauftragt worden, dieses Ermittlungsverfahren einzuleiten, um jetzt hier Sachen zu finden, die beweisen, daß wir tatsächlich kommunistisch . . .

Also, sie sind um 8 Uhr im Betrieb bei meinem Mann gewesen und haben ihn dort abgeholt und haben auch am Arbeitsplatz Haussuchung gemacht. Und dann sind sie nach hierher gekommen. Ich hatte grade einen Urlaubstag ausgenutzt, war noch im Schlafanzug, hab nicht aufgemacht. Bzw. sie sind zuerst hier gewesen, und ich hab einfach nicht aufgemacht, weil ich noch im Bett gelegen habe. Da habe ich gedacht, also ihr könnt mich mal . . . ich wußte ja nicht, wer das war. Dann sind sie in den Betrieb reingegangen und dann sind sie hierher gekommen und haben Haussuchung gemacht. Ein paar Zeitungen haben sie mitgenommen. Aber auf keinen Fall irgend etwas Illegales. Haben sie gar nicht mitgenommen, also keine Verdachtsmomente oder wolln mal sagen, Beweise, die darauf hinweisen, daß wir wirklich kommunistische Umtriebe . . .

Sie haben zwar einen Brief haben sie mitgenommen. Und zwar hatten wir in E. beim Arbeiterkongress einen jungen Dresdner kennengelernt, einen Flugzeugmechaniker, mit dem haben wir uns sehr gut verstanden. Mit dem haben wir uns auch geschrieben. Und den Brief haben sie beschlagnahmt, der ist ja nachher noch in der Anklageschrift meines Mannes mitverwertet. Also wo sie uns sagen — wo sie aus diesem Brief zitieren und sagen, also der hätte uns Aufträge gegeben. Das haben die mitgenommen. Und dann, ich weiß nicht, irgendwie noch ein paar Zeitungen und ein paar Bücher und Broschüren, die wir mal so zugeschickt bekommen hatten.

Ja, das ist dann aber weiter im Sande verlaufen, bei dem Verfahren ist nichts dabei herausgekommen. Dann waren aber — dann kam eine neue Haussuchung und zwar hing die zusammen mit einer Verhaftung von Kommunisten in H. Da wurde bei uns eine Haussuchung gemacht, und zwar wieder am Arbeitsplatz, bei meinem Mann am Arbeitsplatz. Mein Mann war damals schon Betriebsrat. Und dann sind sie auch bei meiner Firma gewesen und noch bei vier Bürgern hier in H. und haben dort Haussuchung gemacht. Zwischen diesen beiden Haussuchungen liegen vielleicht acht Monate. Bei uns sind auch drei Herren von der Kriminalpolizei gewesen. In der Firma. Denen bin ich genau auf dem Flur entgegengelaufen. Ich kannte die. Die haben zu mir gesagt, sie wollten bei mir am Platz Haussuchung machen. Im Betrieb. Und da habe ich gesagt, ja, dann melden Sie sich mal erst bei der Sekretärin an, bei der Chefsekretärin. Und dann konnte ich gleich zu unserem Hauptbuchhalter gehen und konnte ihm sagen, da sind drei Beamte von der politischen Polizei, die wollen hier Haussuchung machen. Ich sage, jetzt liegt es an Ihnen, sagen Sie denen nein, denn das Recht haben Sie ja. Und dann hat der natürlich furchtbar geschlottert, und ist hochgegangen und hat sich länger mit ihnen unterhalten, und dann haben die verlangen wollen, daß sie meinen Schreibtisch durchsuchen wollten und auch Schreibmaschinenproben wollten sie machen. Und da hat er gesagt, es tut mir leid, ich kann das nicht durchgehen lassen. Frau H. ist bei uns ne leitende Angestellte und das würde einfach das Arbeitsverhältnis — das Arbeitsverhältnis würde geschädigt werden, und ich kenne Frau H., ich schätze sie als eine sehr vernünftige Person ein, die macht hier nie große Propaganda, sie unterhält sich wohl mit den Leuten, aber das ist jederzeit vertretbar. Sie belästigt auf keinen Fall jemanden. Und dann haben die sich damit zufrieden gegeben, und haben wirklich keine Schriftproben gemacht und auch nicht den Schreibtisch durchgesucht. Sie haben mich aber mitgenommen, und dann mußte ich wieder mit bei denen in die Räume da bei der politischen Polizei, und bin da verhört worden, und ich sag ja grundsätzlich nur etwas zu meiner Person, weil ich es einfach nicht notwendig habe, da etwas auszusagen. Das habe ich ja nur vorm Richter. Auch da habe ich noch nichts auszusagen, sondern nur meine Personalien zu geben. Dann bin ich auch ziemlich schnell wieder weggekommen, und bin in die Firma zurückgegangen, und dann haben mir meine Arbeitskollegen erzählt, daß unser Oberbuchhalter mit schlotternden Knien hingegangen ist und hat sich erstmal meine Schreibtischschublade genommen und hat durchgeguckt, ob ich da nun wirklich nichts liegen hab. Also, er fühlte sich dem Staat gegenüber so verantwortlich, daß er jetzt nun sich kontrollieren mußte, hast du auch wirklich jetzt da nichts gesagt, was du nicht verantworten konntest. Er hat ja nichts gefunden.

Ja, und das ist gemacht worden aus dem einfachen Grunde, weil man uns alle Schwierigkeiten nur machen wollte. Man wollte uns eben kleinkriegen, daß wir endlich mal davon ablassen, uns politisch mit den Dingen auseinanderzusetzen. Das kann man ja nur, wenn man eben den Menschen Schwierigkeiten macht.

Und da hat man dann wahrscheinlich versucht, die drei Jahre Bewährungszeit sind gut abgelaufen, was kann man jetzt eben machen? Anlaß für ein neues Verfahren — die Hausdurchsuchungen haben ja nichts ergeben, was wirklich zu ner Verurteilung langte. Und darum hat man eben diese Auflage gemacht: zweimal wöchentliche Meldung auf dem zuständigen Polizeirevier, 2. Hausarrest von 23.30 Uhr bis 5 Uhr, ein Verlassen der Stadt muß bis 24 Stunden vorher beim zuständigen Polizeirevier angemeldet werden. Am neuen Aufenthaltsort mußte innerhalb von 24 Stunden eine Anmeldung erfolgen. 5. Das gleiche hatte zu erfolgen bei Rückkehr in den Heimatort. 6. Jeder Arbeitsplatzwechsel mußte gemeldet werden. 7. Das gleiche galt für einen Wohnungswechsel. 8. Kein Aufenthalt im Zonengrenzgebiet. 9. Kein Aufenthalt in der Nähe militärischer Objekte.

Dann hat mein Mann einen offenen Brief gemacht, und den hat er eben an viele Bürger versandt, hat ihn auch an Zeitungen geschickt, und dann wird von da aus Protest gekommen sein, so daß dann nach ungefähr vier Wochen der Regierungspräsident das nochmal überprüft hat alles und hat das dann aufgehoben bis auf 3 Punkte, die nicht mehr wesentlich waren. Und er hat es nachher ganz untergehen lassen. Nicht, aber das ist eben nur dadurch gekommen, weil wir uns gewehrt haben. Aber auch dieser offene Brief ist wieder ein Punkt in der Anklageschrift, und auch ein Vorteil, der gewertet wird, wo zwar gesagt wird, er hat das Recht, sich zu wehren. Aber indem man es doch mit reinbringt, sagt man doch, das paßt uns einfach nicht. Denn sonst brauchte man sich ja mit diesen Dingen gar nicht zu beschäftigen.

In dem Brief, wo mein Mann sich über diese furchtbare Polizeiaufsicht an die Öffentlichkeit um Mithilfe wendet, das war dann auch grade wegen der Hausdurchsuchung, und da haben hier die freigestellten Betriebsräte in H., da ist dann einer aufgestanden und hat gesagt, habt Ihr auch son Briefchen bekommen von O. H., der sich da beschwert? Und da haben die sich dadrüber unterhalten, und da haben die gesagt, also wir müssen uns doch mal einen Rechtsanwalt dazuholen, und dann haben die sich Herrn Dr. B. geholt, und dann hat der die Empfehlungen gegeben, daß man sich dagegen wehren sollte, indem man die Verfassungsbeamten verklagt auf Freiheitsentzug oder Beraubung der Freiheit, wenn man einfach festgenommen wird am Arbeitsplatz, weil das ja wirklich ne Schädigung für die Betreffenden ist. Denn mein Mann hat ja wirklich immer Nachteile nur davon gehabt. Das kann ich ja beweisen. Und das kann uns keiner ... da ist auch eine Firma in H. gewesen, da hat er zwei Tage vorher noch Weihnachtsgeld gekriegt, obwohl er vor 14 Tagen angefangen hatte und zwei Tage später hat er die Kündigung gekriegt. Das war doch eben nur, weil der Verfassungsschutz dagewesen ist. Denn wenn ich mit jemandem nicht einverstanden bin, dann gebe ich dem doch auch kein Weihnachtsgeld, wenn er erst 14 Tage da ist. Da sind die vom Verfassungsschutz dagewesen und haben sich nach ihm erkundigt. Man braucht ja bloß sagen: Kriminalpolizei oder Verfassungsschutz oder politische

Polizei, dann haben die doch schon Angst. Dann haben die Bürger ja schon Angst, wenn sie die bloß sehen. Dann werden sie doch irgendwie schon schockiert. Nur ein Beispiel bei mir in der Firma. Da hat mir einer Akten wiedergebracht, ne. Und da stellt der sich bei mir vor: Kriminalpolizei. Da ist meine Arbeitskollegin aber gelaufen, die ist rausgelaufen. Die wollte doch nicht dabeisein, die hatte doch eben einfach solch ne Angst, bloß nicht in der Nähe zu sein, wo dieser Kerl da ist, nicht. Und was will man nun erwarten, daß die da vielleicht etwas tun, wenn sie jetzt auch Angst haben müßten mit diesen Burschen da in Verbindung zu kommen.

Mein Mann ist dann entlassen worden, und zwar unter dem Vorwand, daß ein Druck nicht in Ordnung gewesen wäre, und zwar hätte der Chef dieser Firma L., der hätte dadurch erhebliche Kosten gehabt. Und mein Mann hat das dann nachgeprüft, und das stimmte nicht. In Wirklichkeit war es so, das hat er ihm auch unter vier Augen gesagt, daß es ihm nicht mehr paßte, daß er im Betriebsrat sei und dort eben dem Chef auch mal das sagt, was er eben meint, sagen zu müssen. Und er ist ja dann auch wiedergewählt worden in den Betriebsrat — das erstmal ist er aufgerückt und das zweitemal ist er auch wiedergewählt worden in den Betriebsrat. Und weil das doch alles nicht gefruchtet hat — die haben dann auch wieder große Dinge gestartet, indem sie gesagt haben, den dürft ihr nicht wählen, das ist ein Kommunist. Wenn die ans Ruder kommen, dann nehmen die euch eure kleinen Häuschen weg, die ihr euch gebaut habt ...

Dann hat er in einer Tapetenfabrik gearbeitet, als Abmesser. Aber wenn ich vielleicht vorher nochmal etwas sage, um auch das Bemühen meines Mannes, nochmal einen Beruf zu erlernen ... Da habe ich meinem Mann gesagt, nun versuch es doch noch einmal.

Da muß ich das demokratische Verhalten meines Chefs wieder betonen, und zwar durfte ich ein Empfehlungsschreiben aufsetzen, selber aufsetzen, in dem mein Chef einen Bekannten, oder den Inhaber einer Druckerei bittet, meinem Mann die Möglichkeit zu geben, Drucker zu lernen, oder Schriftsetzer, was eben in diesem Falle grade frei war. Und das hat er dann unterschrieben, und mit dem Brief ist mein Mann dorthin gegangen. Der Firmeninhaber hat gefragt, warum er jetzt erst lernt und so weiter und so fort. Und da hat mein Mann gesagt, warum eben, weil es ihm widerfahren ist, daß er keine Möglichkeit hatte, dann auch im Gefängnis keine Möglichkeiten hatte, nen Beruf zu erlernen oder einen Lehrgang mitzumachen. Daß er's jetzt aber noch mal machen wollte. Und da hat der ihn natürlich nicht angenommen.

1963 hat es dann eine ganze Reihe von Aufnahmeverfahren — Wiederaufnahmeverfahren gegeben, und das hat auch der Rechtsanwalt meines Mannes beantragt. Die haben dort diesen § 90 a genauestens untersucht und haben dabei festgestellt, daß eine Bestrafung für eine Organisation oder für eine Partei, während sie noch nicht verboten ist, also, daß man dafür nicht bestrafen kann. Man kann eben einfach nicht nachträglich ein Verbot aussprechen oder eine Strafe

verhängen, wenn diese Partei noch nicht verboten ist. In diesem Moment hat sich ja der Bürger noch nicht verfassungsfeindlich oder wolln mal sagen, gegen diese Gesetze, die hier gemacht sind, nicht verstößen. Und das ist ja auch — dieser Paragraph ist ja auch abgeschafft worden vom Bundesverfassungs... — ich weiß nicht, wo es da gewesen ist.

Und dann ist eben nochmal eine Verhandlung gekommen, und dort wurde alles nochmal durchgegangen. Es ist genau festgestellt worden, was ist FDJ-Zeit gewesen, was ist KPD-Zeit gewesen. Und es ist ein neues Urteil gefällt worden, und zwar ist das Urteil genauestens so ausgerechnet, daß die Strafe so viel Monate betrug, wie mein Mann abgesessen hatte, und daß die Gerichtskosten eben — die sind auf die Hälfte heruntergesetzt worden. Auf 5000 Mark. Erst waren es 10 000 Mark. 2000 Mark hat er da schon von abgezahlt. 3000 Mark, die sind ihm jetzt vor Ostern noch ins Gefängnis geschickt worden, daß die sofort zu zahlen sind, wenn er rauskommt. Er hat eine Ratenzahlung beantragt.

3000 Mark muß er noch zahlen. Aber dann kommt ja wieder noch die Gerichtskostenrechnung von dem neuen Prozeß. Und es ist ja so, das kann ich auch gleich noch sagen: Er wird bestimmt eine Rechnung kriegen, denn mein Mann war jetzt im Januar 3 oder 4 Tage im Gefängnis, da bekam ich die Gerichtskostenrechnung für meinen Prozeß, und zwar 1371 Mark, und dann habe ich an die Gerichtskasse geschrieben und gebeten, daß diese Rechnung mir gestundet wird, solange wie mein Mann eben nicht mit zum Haushalt beitragen kann, zur Aufrechterhaltung. Denn es ist so, ich muß ja für ihn 56 Mark Angestelltenversicherung oder Arbeiterrentenversicherung monatlich bezahlen. Er hat erst jetzt am 1. Januar die 5 Pflichtjahre erreicht. Er hat praktisch erst 5 Pflichtjahre und ist nun auch schon — 33 ist er ja auch schon. Nicht, und hat nur 5 Jahre erst. Die hat er jetzt grade noch zum Januar — zum Dezember 66 durch eine Nebenarbeit diese Möglichkeit erreicht. Und das war ja auch schon so schwer, das zu bekommen. Denn man kann sich ja erst weiter freiwillig versichern, wenn man in 10 Jahren 60 Monate versicherungspflichtig war. Und es ist so, mein Mann hatte ja einfach keine Arbeit gekriegt. Ich würde das tun, habe ich gesagt. Und da hat er gesagt, ich komme da sowieso nicht unter. Ich sage, ich würde es aber trotzdem tun, und wenn man sie nur wieder zwingt, eben Farbe zu bekennen. Und dann ist er da hochgegangen zu dem Chef da, zu dem Personalchef und hat ihm vorgebracht, daß er sich auf eine Annonce bewirbt, hat dann im Fragebogen gleich gesagt, daß — was er für ein Mensch ist. Und der Personalchef hat zu ihm gesagt, Herr H., es ist gut, daß Sie mir das sagen, ich weiß, woran ich bin. Aber wenn ich Sie hier so vor mir sehe, bin ich der Meinung, daß Sie für unsere Arbeit hier geeignet sind. Gehen Sie zum Betriebsarzt und lassen Sie sich bestätigen, daß Sie gesund sind. Außerdem legen Sie uns ein polizeiliches Führungszeugnis vor, und dann können Sie jeden Montag, wie es Ihnen paßt, hier anfangen. Und das polizeiliche Führungszeugnis hat er beantragt, das dauerte aber schon über

4 Wochen, und in die Zeit fiel dieser Prozeß, und da hat der Staatsanwalt — da ging es um die Frage, wo mein Mann sich im Jahre 63 — 62, 63 — aufgehalten haben soll. Und da hat er nichts zu gesagt, weil er der Meinung ist, ich brauche denen vor Gericht ja nicht zu sagen, wo mein Arbeitsplatz ist, weil ja doch immer wieder die Nachstellungen kommen. Und dann hat der Staatsanwalt gesagt, aber wir haben ermittelt, daß er sich bei der Firma B. in H. beworben hat und dort gesagt hat, daß er Vertreter für eine Versicherung gewesen ist und was weiß ich. Und da hat mein Mann zu mir gesagt, siehst du, nun klappt das wieder nicht. Ich gehe erst gar nicht hin. Da habe ich gesagt, das kommt nicht in Frage, dann mach ich das... und ich hab ne Bekannte, die hat mit diesem Personalchef eng verkehrt, die habe ich gefragt, ob sie mir den Gefallen tun würde, das Zeugnis doch vorzulegen und zu fragen, ob es noch Zweck hat. Die hat das auch getan. Und dann hat er zu ihr gesagt, das tut mir furchtbar leid, die Akte H. hatte ich schon in der Hand, aber ich darf ihn nicht einstellen.

Und dann habe ich, wie mein Mann im Gefängnis gesessen hat, jetzt nach dieser Leserversammlung habe ich eine Broschüre herausgegeben, weil ich der Meinung bin, daß man der Bevölkerung oder der Öffentlichkeit sagen muß, was eben mit oppositionellen Bürgern in der BRD geschieht, was mit Kommunisten geschieht, diese Broschüre habe ich herausgegeben, um eine Anregung zu geben, daß das KPD-Verbot aufgehoben werden muß, um die ganze Frage zu klären. Und mein Chef hat dann zu mir gesagt, ja Frau H., warum haben sie mich vorher nicht gefragt, ich hätte das ein bißchen anders geschrieben, dann hätte nicht dauernd bei der Firma das Telefon geklingelt. Und ich habe gesagt, aber ich bin der Meinung, ich mußte hier etwas tun. Wenn ich nicht meinem Mann helfe, wer soll es dann tun. Ich muß auch doch der Bevölkerung zeigen, wie man es eben tut, um zu helfen. Und dann mußte ich zu unserem Buchhalter kommen, der hat zu mir gesagt, ja, Frau H., der Chef will Sie in eine andere Firma versetzen, in eine befriedete Firma. Ich sage, das hat er mir aber noch nicht gesagt. Da sagt er, ja das traut er sich auch nicht. Aber hier gibt es einige, ich will ihnen das ganz offen sagen, das ist wegen der Broschüre, die Sie da herausgegeben haben. Es gibt einige Kollegen, die eben den Chef aufstacheln und sagen, also soweas können wir uns doch nicht gefallen lassen, einfach hier soweas — soweas können Sie nicht beschäftigen in Ihrem Betrieb. Und dann habe ich gesagt, gut, dann soll der Chef Farbe bekennen. Ich bin hochgegangen und habe gesagt, Herr F., kündigen Sie mir bitte. Ich selber kündige nicht, weil ich meine 16jährige Betriebszugehörigkeit, was ja einen Schutz für mich bedeutet — ich habe doch vom Gesetz aus einen Schutz, wenn ich so lange dagewesen bin und habe meine Arbeit gut gemacht, dann kann ich doch jetzt nich einfach von selber kündigen. Das tue ich nicht. Ich sage, dann müssen Sie mir schon kündigen. Dann hat er zu mir gesagt, können Sie nicht mal verstehen, daß ich Ruhe haben will. Sage ich, kann ich vollkommen verstehen. Ich verstehe Sie, ich weiß ja, wie unangenehm es ist, wenn man immer belästigt wird von solchen Leuten. Und ich weiß ja auch, daß

ich Ihnen schon viel zu verdanken habe. Aber dennoch bin ich der Meinung, müssen Sie so viel Mut haben — müssen Sie doch auch so viel Mut beweisen, daß Sie sagen, jetzt kann ich die Frau nicht mehr bei mir behalten, es kommt nicht in Frage, ich kündige jetzt. Und dann sagt er zu unserem Buchhalter, jetzt verlangt die Frau auch noch von mir, daß ich ihr kündigen soll. Das ist doch wohl ein starkes Stück. Dann sagt er, ja Sie können doch in eine befreundete Firma gehen. Ich sage, ja, wo soll ich denn hingehen? Ja, die Firma, zu dem Verband, der bei uns hier im Hause ist. Ein Großhandel ist das. Ich sage, Sie machen sich das ja furchtbar leicht. Nun stellen Sie sich mal vor, der Verfassungsschutz sieht jetzt, ich gehe jetzt in das Haus hier weiter, nur in eine andere Firma, wo Sie auch Chef mit sind. Ich glaube, dann machen Sie sich doch erst recht verfassungsverdächtig, oder machen sich doch erst verdächtig, hier mitzukungeln usw. Da hat er gesagt, ja, Sie haben ja recht. Ich will es nochmal versuchen. Da hat er mich dann in' Arm genommen, hat gesagt, haben Sie doch auch mal für mich Verständnis. Ich sage, ich habe volles Verständnis für Sie, ich weiß doch wie das ist, aber Sie müssen verstehen, ich will von Ihnen ne klare Antwort. Ich gebe Ihnen ja auch ne klare Antwort. Sagt er, ich versuche es nochmal. Ja, und jetzt kommt er sogar schon an und sagt eben kann ich nicht was für Sie tun? Ich habe mich bei der Firma in H. beworben um eine Wohnung. Habe aber keine Nachricht bekommen. Da kommt der Chef eines Tages zu mir und sagt, Frau H., wenn Sie etwas wollen oder was auf dem Herzen haben — warum melden Sie sich nicht bei mir. Ich hätte Ihnen doch gerne geholfen dabei.

Und da habe ich gesagt, aus dem einfachen Grunde, weil ich es eben selber durchsetzen will und weil ich Sie nicht immer in Anspruch nehmen will, weil ich einfach Sie nicht in Verlegenheit bringen will, wieder dieser oppositionellen, wieder dieser verfassungsfeindlichen Frau helfen zu müssen. Ich wollte das alleine durchstehen. Und da sagt er, warum melden Sie sich denn nicht? Die Firma aus H. hat nämlich bei mir angerufen und hat mir gesagt, Sie bewerben sich um die Wohnung, aber da sind einige Unklarheiten, man weiß nicht, wann mal eine Verhaftung eintreten könnte. Und die kann doch mal eintreten, und dann ist die Miete nicht gesichert. Da können wir doch der Frau die Wohnung nicht geben. Und daraufhin hätte er dann gesagt, doch, Sie können ihr die Wohnung geben, ich verbürge mich für die Miete. Frau H., mehr kann ich für Sie nicht tun. Mein Mann hat dann als Journalist gearbeitet. Er hat für mehrere Zeitungen geschrieben, u. a. hat er auch für die Zeitung „Meinung“ viel geschrieben, früher war es die Zeitung „heute“, die in H. erscheint.

Also diese Zeitung „heute“, die jetzt „Meinung“ heißt, hat eine Leserversammlung einberufen, und zwar hat sich die Redaktion, soviel ich davon informiert bin, wollte jetzt mit einem Kreis von Bürgern aus N.s., wollte sie sich besprechen, welche wichtigen Themen zur ... das war, glaube ich, zur Bundestagswahl, eben dort in der Zeitung angesprochen werden sollten. Und in dieser Leserversamm-

lung wollte man diese Probleme durchsprechen. Das war — im Juni war das wohl, nicht, im Juni 64.

Und da hat dann die — Versammlung hat ungefähr ne halbe Stunde, war die wohl im Gang, da sind dann eben ca. 70 Beamte gekommen, und die haben diese Versammlung auffliegen lassen und haben ... ja, 3 Mann stürzten sich auf einen, auf je einen der Versammlungsteilnehmer. Und dann haben sie sie in Autos gepackt.

Ja, also die haben die einzelnen, jeder Teilnehmer hat drei von den Burschen zugeteilt bekommen, und dann ging es erst mal ab in die Wohnungen. Das höchste war ja noch — ich hatte die Schlüssel, mein Mann hatte keinen Schlüssel. Und das haben die natürlich nicht geglaubt, und dann sind die erstmal hierher gefahren. Aber es waren keine Schlüssel da. Dann sind sie erstmal mit meinem Mann noch durch die Gegend gefahren, durch die Stadt, so ne Dreiviertelstunde und haben nun versucht, ob er sich nicht das doch noch überlegt, wo ich denn wäre, nicht. Und da haben sie sich nen Dietrich geholt. Aber der Boß vom Team, bei dem hat das natürlich nicht geklappt, der konnte auch mit Dietrich die Türe nicht aufkriegen. Ja, und was haben sie dann gemacht? Ja, dann haben sie ihn wieder in den Wagen reingekarrt und dann sind sie losgefahren und haben nach nem Schlosser gesucht. Und das war dazu auf nem Sonnabend Nachmittag. Einen Schlosser haben sie natürlich nicht gefunden. Und zu guter Letzt haben sie einen von der blauen Polizei gefunden, der wohl mit Einbruchdiebstählen oder was weiß ich so vertraut war, daß der eben die Türe aufkriegte, ne. Und ich komme hier rein, ich denke, Mensch was ist denn hier los. Und da habe ich dann natürlich sofort gewußt, was los war. Nächsten Morgen habe ich ne Vermißtenanzeige da auf der Polizei losgelassen. Und den nächsten Tag bin ich dann gleich — am Mittag kam einer von der Kripo und wollte Bescheid sagen, daß sie ihn nicht nach Hause lassen. Neun Monate hat er dann in Untersuchungshaft gesessen. Unser Rechtsanwalt hat ja wieder versucht, ihn aus dem Gefängnis rauszubekommen und hat der Staatsanwaltschaft eine Kaution angeboten. Und diese Kaution haben die abgelehnt mit der Begründung, daß wir kein Geld haben und wenn wir Geld aufzuweisen hätten, müßte das ja aus undurchsichtigen Quellen kommen. Und dann bin ich zu einem alten Freund von uns gegangen und habe ihn gefragt, ob er bereit wäre, diese 5000 Mark zu stellen. Der hat ja gesagt. Wir haben dessen Rentenbescheid — der ist noch beschäftigt gewesen zu dem Zeitpunkt —, dessen Lohnstreifen und dessen Sparkassenbuch, wo die 5000 Mark abgehoben worden sind, haben wir nach L. geschickt. Und dann ging das klar, die wollten ihn rauslassen. Ich habe meine 5000 Mark genommen und bin nach L. gefahren und habe die 5000 Mark da abgeliefert — wollte die abliefern. Da sagt der Amtmann, bei dem ich die Kaution stellen mußte: Frau H. ich muß Sie aufmerksam machen, wenn jetzt Ihr Mann als der Kautionssteller gilt, als der Geldgeber — aber es stand ja fest, daß er das gar nicht sein konnte, wenn Ihr

Mann jetzt der Geldgeber ist, dann bekommen Sie die 5000 Mark nicht wieder, dann werden die angerechnet auf die Gerichtskosten. Ich mache Sie darauf aufmerksam. Da habe ich gesagt, das Geld kommt ja gar nicht von uns. Das kommt ja über Rechtsanwalt N., der hat ja diese Kautionsangeboten, und der Kautionsgeber ist ja Herr F. G. aus H. Und da sagt er, Frau H. ich werde nochmal oben den Landgerichtsdirektor anrufen. Und der ist über 3 Jahre ist der Vorsitzender dieser Kammer gewesen. Und fast jedes Urteil, was er gefällt hat, ist aufgehoben worden vom Bundesgerichtshof und ist zurückgegangen, weil da eben wirklich Dinge drin waren, die nicht in Ordnung waren. Er hat sich schon mit dem Rechtsanwalt so verstritten, daß der Rechtsanwalt seinen Hut genommen hat und ist abgedampft. Aber diesen Mann hat der Amtmann angerufen und hat gesagt, die Frau H. ist hier, wen soll ich als Kautionssteller eintragen. Und da hat der durchs Telefon gesagt, O. H. Und da habe ich gesagt, da gebe ich mich nicht mit einverstanden. Habe ich meinen Rechtsanwalt angerufen. Der sagt, lassen Sie sich das nicht gefallen. Dann bin ich wieder zu dem Amtmann. Und dann hat der nochmal wieder angerufen und hat gesagt, der ist jetzt weg, der Landgerichtsdirektor, der ist jetzt zu Tisch. Aber gehen Sie doch nochmal zu seinem Stellvertreter. Und dann bin ich oben zu dem Justizbeamten gegangen. Und die haben gesagt, Frau H., was wollen Sie denn, also, die den ganzen Vertrag aufgesetzt haben, da haben die gesagt, Frau H., was wollen Sie denn, es steht doch ganz klar fest, daß der Kautionssteller Herr F. G. ist. Das verstehen wir nicht, was ist denn hier bloß los? Dann haben die mich bei dem Landgerichtsdirektor Z., der das gesagt hat und der wirklich ein ganz Scharfer ist — der ist aber jetzt nicht mehr Vorsitzender, der mußte dann abdanken — haben sie mich angemeldet. Er kannte uns ganz genau. Und jetzt wollte ich ihn persönlich sprechen. Der ist an mir vorbeigelaufen, hat weggeguckt, und ich konnte ihn einfach nicht ansprechen. Ich wollte jetzt, daß er dem Amtmann die Möglichkeit gibt, dort eben als Kautionssteller Rechtsanwalt N. oder aber auch den F. G. mit einzutragen. Ist an mir vorbeigegangen. Und dann kam ein Justizangestellter rauf und sagte, Frau H., der Landgerichtsdirektor bereitet ne Schwurperiode vor, Sie können ihn nicht sprechen. Da sage ich, besser gesagt, er will mich nicht empfangen. Da sagt der, ja, es ist so. Und dann hat er zu mir gesagt, Sie können jetzt nur ne neue Sitzung beantragen, zu der der Direktor und zwei andere Beisitzende kommen müssen, die können dann einen neuen Beschuß fassen, daß eben der Kautionssteller wirklich der N. ist oder der G. Das hätte länger gedauert. Und da sagt er, ich kann Ihnen nen Rat geben, gehen Sie zum Staatsanwalt. Und dieser Staatsanwalt, der hat gesagt, kommt gar nicht in Frage. Da muß ich erst meinen Chef fragen, der ist jetzt nicht da. Dann haben sie mich wieder weggeschickt. Da bin ich den Abend mit den 5000 Mark in bar in L. herumgelaufen und hab mir ein Zimmer gesucht. Bin ins Kino gegangen und immer das Geld schön bei mir, ne. Inzwischen da ist die Dienstaufsichtsbehörde gekommen vom Rechtsanwalt. Und nächsten Morgen — ich wieder

zum Staatsanwalt. Der hat mich zunächst gar nicht gesehen, dieser R., der das von meinem Vater da in die Anklageschrift hineingearbeitet hat. Und dann haben sie mich da warten lassen. Und nachher haben sie gesagt, naja, es wird so gemacht, wie der Rechtsanwalt das gesagt hat. Da haben sie mich aber erst doch mal wieder „verschoben“ auf deutsch gesagt. Nicht, da habe ich das Geld da hingetragen. Und jetzt komme ich hin und will nun mir den Bescheid darüber holen, daß mein Mann freikommen kann, da sagt der Staatsanwalt mir, Frau H., haben Sie den Ausweis Ihres Mannes bei sich? Da fällt mir ein, daß ich den nicht mitgebracht habe. Ich habe den Beschuß nicht richtig durchgelesen, daß er den Ausweis abgeben mußte bei Haftentlassung. Und da habe ich ihm gesagt, ich lasse Ihnen meinen Ausweis da. Aber ich kann doch nicht noch mal nach H. fahren, das geht doch nicht. Und dann hat er gesagt, kommt gar nicht in Frage, wenn wir den Ausweis Ihres Mannes nicht kriegen, kommt Ihr Mann nicht frei. Das war nun schon den zweiten Tag, nicht. Da bin ich nochmal zu dem Oberstaatsanwalt hingegangen und habe ihm das vorgetragen und habe ihm gesagt, also ich möchte doch meinen Ausweis dafür dalassen, und ich würde mich dafür verbürgen, daß ich sofort den Ausweis zum Landgericht H. hintragen würde, wenn ich nach Hause käme. Da hat der gesagt, was wollen Sie eigentlich. Machen Sie, daß Sie nach Hause kommen, ich habe darüber nicht zu bestimmen, das ist ein Gerichtsbeschuß, und ich denke gar nicht daran. Was bilden Sie sich ein, meinen Sie, ich bin der Herrscher aller Reußen hier? Ich kann da nichts tun. Da mußte ich nochmal nach H. fahren von L., den Ausweis hier im Landgerichtsgefängnis abgeben, und dann haben sie meinen Mann erst freigelassen. Soviel Schwierigkeiten. Also, die machen einem Schwierigkeiten, wo sie nur können. Dann war mein Mann frei bis zum Prozeß. Da mußte er sich jeden Tag der Polizei vorstellen. Jeden Tag einmal. Jetzt kommt die Anklageschrift von meinem Mann, und da steht drin, ja erschwerend für ihn ist, daß seine Verwandtschaft, sein Schwiegervater Kommunist ist. Jetzt nochmal auf meinen Vater zurück. Also, wie ich nun die Broschüre hier rausgegeben habe, da hat er gesagt, ja, dann muß ich auch mal was tun. Und was ihn am meisten belastet hat, das war wohl diese häßliche Leibesvisitation. Das konnte er einfach nicht vertragen, ne. Und da hat er dann in der „Welt“ einen Artikel gelesen, wo der H'sche Polizeipräsident empfohlen hat, daß alle Beamten eine Aviskarte bei sich tragen sollen ... oder wie nennt man denn noch — ich komme jetzt nicht auf den Namen —, wo sie sich mit ausweisen können, wer sie sind, damit der Bürger ne Möglichkeit der Beschwerde hat. Das hat mein Vater gelesen, und dann hat er sich hingesetzt und hat an den Polizeipräsidenten geschrieben und hat geschrieben, daß er diese Anregung sehr gut finde, aber er wäre der Meinung, daß dieses ausgeweitet werden müßte auf die Beamten der politischen Polizei, und zwar begründete er das damit, daß während seiner Abwesenheit eine Haussuchung gemacht worden wäre und daß sich seine Tochter eben diesen Dingen unterziehen hätte müssen. Und er sei christlich erzogen, und

vom christlichen Standpunkt aus könnte er einfach so etwas nicht für gut halten. Man hätte ja doch eine Frauenärztin hinzuziehen können usw. Und dann hat er diese Abschriften an N. geschickt. Der war damals Justizminister in Niedersachsen, und auch an den Ministerpräsidenten. Er hat nie eine Antwort darauf bekommen. Das war natürlich erst schon mal ne Aufregung bei meinem Vater. Und er hat uns nun beauftragt, festzustellen, wieso in die Anklageschrift dieser Satz reinkommt, daß der Schwiegervater eben Kommunist ist, ne. Nun kommt das zur Verhandlung, und jetzt geht es um diesen Punkt. Die haben hin und hergerätselt, und da sagte der Herr F. dann, ja, ich will Ihnen sagen, wieso das kommt mit Herrn W. Herr W. hat einen Brief an den Polizeipräsidenten in H. geschrieben mit einer gewissen Anregung. Und diesen Brief haben wir, mein Vorgesetzter, also sein Kripo-Boß, zur Überprüfung bekommen. Das muß man sich mal überlegen. Und daraufhin haben die denn geschlossen, den Brief hat dann die Kripo wahrscheinlich zu den Akten gelegt, gegeben als Beweismaterial für den Staatsanwalt, und der Staatsanwalt hat aus diesem Ding dann schon einen Kommunisten gemacht.

Dann ist mein Mann verurteilt worden zu zweieinhalb Jahren, 30 Monate, beantragt waren ja sogar noch 3 Monate mehr. Die sind dann aber vom Gericht erlassen worden. Einzugstermin war der 11. Januar, und dann ist mein Mann nicht gegangen.

Ja, er hat das nicht getan, er hat das so begründet: ich bin der Meinung, daß ich als demokratischer Bürger — bin ich gegen das KPD-Verbot. Ich bin der Meinung, daß es eben nicht dem Grundgesetz entspricht und darum leiste ich diesem — dieser Bestrafung und dieser Ladung zum Termin keine Folge, weil ich diesen Verfassungsbruch, denn ich sehe das KPD-Verbot als Verfassungsbruch an, weil ich das nicht noch durch meinen freiwilligen Haftantritt rechtfertigen oder anerkennen will. Darum ist er nicht hingegangen.

Und am 12. Januar waren sie um kurz vor 8 Uhr waren die da. Wie ich noch aus dem Fenster geguckt habe und wollte meinem Mann noch mal zuwinken, da standen sie natürlich — hier in der Toreinfahrt, die hatte einer gesichert, dann da hinten in der B.-Straße, da stand ein Auto — und jedenfalls sieben Leute waren dann da, um aufzupassen, daß das nun alles glatt geht, ne. Ja, und dann haben sie ihn nach H. gebracht. Und da ist er nun seit 12. Januar 66.

Schreiben kann er alle 14 Tage. Und ich kann alle 6 Wochen hinfahren. Ich habe jetzt die Enzensberger-Rede ablichten lassen und habe sie meinem Mann ins Gefängnis geschickt. Die hat er erhalten. Und ich habe sie auch noch an zwei andere, an K. W. und P. D., habe ich sie auch noch hingeschickt. Und ich meine, das ist ja doch schon einiges für den Gefangenen, wenn er da eben merkt, daß da sich was tut.

Ludwig Harig
Guten Tag, Herr Hitler!

I

Guten Tag, Herr Hitler.
Schönes Wetter.
Ein guter Tag.
Ein schöner Tag.
Ein guter schöner Tag.
Ein Tag wie jeder gute schöne Tag.
Das Wetter ist schön.
Der Tag ist schön.
Der Tag ist gut.
Der Tag ist gut und schön.
Die Sonne scheint.
Das Feuer brennt.

Ein Tag wie früher.
Ein guter Tag wie früher.
Ein schöner Tag wie früher.
Ein guter schöner Tag wie früher.
Ein Tag wie früher und es geht uns gut.
Ein Tag wie früher und wir halten Maß.
Ein Tag wie früher und wir fühlen uns sicher.
Ein Tag wie früher und wir singen.
Wir sind wieder da.
Wir sind wieder wie früher.
Wir sind wieder wer.
Wir sind wieder wer.

II

Wir sind wieder wer.
Die Freiheit vermindern
das Denken verhindern
Entscheidung mißbrauchen
mit Seele behauchen
die Warner ergreifen
die Grenzen verschleifen
Verfassung mißachten
Regierung vermachten
Regierung vermachten
Regierung vermachten
Sind wir wieder wer?

Wieder wir sind wer.
Die Macht konzentrieren
Gehirn nivellieren
das Maß propagieren
mit Norm infizieren
Verrat kolportieren
Gesetz dekretieren
die Meinung massieren
Gesellschaft formieren
Gesellschaft formieren
Gesellschaft formieren.
Wer wir sind wieder?

Wir sind wer wieder.
Bewaffnung bedingen
den Notstand erzwingen
das Fahnenstuch weihen
und Sprengköpfe leihen
Soldaten verpflichten
Verweigerer vernichten
in Stärke sich brüsten
mit Starfightern rüsten
mit Starfightern rüsten
mit Starfightern rüsten.
Sind wir wer wieder?

Wieder wir wer sind.
Gemüt saturieren
Geschäft inszenieren
das Wohl proklamieren
zur Not disponieren
Devisen kaschieren
den Ernstfall forcieren
Gefahr exerzieren
marschieren marschieren
marschieren marschieren
marschieren marschieren.
Wer wir wieder sind?

Wir wieder sind wer.
Die Freiheit vermindern
die Macht konzentrieren
das Denken verhindern
Gehirn nivellieren
Entscheidung mißbrauchen
das Maß propagieren
mit Seele behauchen
mit Norm infizieren
mit Norm infizieren
mit Norm infizieren.
Sind wieder wir wer?

Wieder sind wir wer.
Die Warner ergreifen
Verrat kolportieren

Gesetz dekretieren
Verfassung mißachten
die Meinung massieren
Regierung vermachten
Gesellschaft formieren
Gesellschaft formieren
Gesellschaft formieren.
Wer sind wir wieder?

Wir wieder wer sind.
Bewaffnung bedingen
Gemüt saturieren
die Grenzen verschleifen
den Notstand erzwingen
Geschäft inszenieren
das Fahnenstuch weihen
das Wohl proklamieren
und Sprengköpfe leihen
zur Not disponieren
zur Not disponieren
zur Not disponieren.
Sind wieder wer wir?

Wieder sind wer wir.
Soldaten verpflichten
Devisen kaschieren
Verweigerer vernichten
den Ernstfall forcieren
in Stärke sich brüsten
Gefahr exerzieren
mit Starfightern rüsten
marschieren marschieren
marschieren marschieren
marschieren marschieren.
Wer sind wieder wir?

Wir wer sind wieder.
Die Freiheit verhindern
das Denken vermindern
Entscheidung behauchen
mit Seele mißbrauchen
die Warner verschleifen

die Grenzen ergreifen
Verfassung vermachten
Regierung mißachten
Regierung mißachten
Regierung mißachten.
Sind wer wir wieder?

Wieder wer wir sind.
Die Macht nivellieren
Gehirn konzentrieren
das Maß infizieren
mit Norm propagieren
Verrat dekretieren
Gesetz kolportieren
die Meinung formieren
Gesellschaft massieren
Gesellschaft massieren
Gesellschaft massieren.
Wer wieder wir sind?

Wir wer wieder sind.
Bewaffnung erzwingen
den Notstand bedingen
das Fahnenstuch leihen
und Sprengköpfe weihen
Soldaten vernichten
Verweigerer verpflichten
in Stärke sich rüsten
mit Starfightern brüsten
mit Starfightern brüsten
mit Starfightern brüsten.
Sind wer wieder wir?

Wieder wer sind wir.
Gemüt inszenieren
Geschäft saturieren
das Wohl disponieren
zur Not proklamieren
Devisen forcieren
den Ernstfall kaschieren
Gefahr exerzieren
marschieren marschieren

marschieren marschieren
marschieren marschieren.
Wer wieder sind wir?

III

Vermindern
verhindern
mißbrauchen
behauchen
ergreifen
verschleifen
mißachten
vermachten
vermachten
vermachten.
Ein schöner Tag.
Ein guter Tag.

Bedingen
erzwingen
und weihen
und leihen
verpflichten
vernichten
sich brüsten
und rüsten
und rüsten
und rüsten.
Ein guter Tag.
Ein schöner Tag.

Konzentrieren
nivellieren
propagieren
infizieren
kolportieren
dekreieren
massieren
formieren
formieren

formieren.
Ein Tag wie früher.
Ein Tag wie damals.

Saturieren
inszenieren
proklamieren
disponieren
kaschieren
forcieren
exerzieren
marschieren
marschieren
marschieren.
Ein Tag wie damals.
Ein Tag wie früher.

IV

Guten Tag, Herr Hitler.
Schönes Wetter?
Ein guter Tag?
Ein schöner Tag?
Ein guter schöner Tag?
Ein Tag wie jeder gute schöne Tag?
Ein Tag wie früher?
Gehts uns gut?
Scheint die Sonne noch?
Guten Tag.
Guten Abend.
Gute Nacht.

Lew Ginsburg
Christmann

In der Liste der Kriegsverbrecher findet sich als Organisator von Massenhinrichtungen in den Städten Taganrog, Rostow, Krasnodar, Jejsk, Noworossijsk und Mosyr, wie auch im Zusammenhang mit einer Massenvernichtung von Kriegsgefangenen:

Christmann, Kurt, Dr., geb. am 1. 6. 1907 in München. Mitglied der NSDAP seit dem 1. 5. 1933, Parteiausweis-Nr. 3 203 599. SS-Mitgliedsnummer 103 057. Obersturmbannführer der SS (Oberstleutnant).

Am 12. 3. 1931 bestand er das Erste Juristische Staatsexamen, am 20. 4. 1934 mit Auszeichnung das Zweite Juristische Staatsexamen.

Sein Werdegang:

- 21. 4. 1934 bis 14. 2. 1937 Referent für Pressewesen und Marxismus im Reichssicherheitshauptamt.
- 15. 2. 1937 bis 16. 6. 1938 Hauptreferent im Reichssicherheitshauptamt
- 17. 6. 1938 bis 1. 12. 1939 Untersuchungsleiter bei der Gestapo in München.
- 1. 12. 1939 bis 1942 Leiter der Gestapo in Salzburg. Oberregierungsrat.
- 1942 bis 1943 Aktiver Militärdienst. Leiter des Sonderkommandos der SS 10-a.
- 1943 bis 1944 Leiter der Gestapo in Klagenfurt.
- 1944 bis 1945 Leiter der Gestapo in Koblenz.

1943 war einer von Christmanns Mitarbeitern von unseren Truppen gefangen genommen worden. In seinen Aussagen erwähnte er damals, daß Christmann „ein Mädchen bei sich hält, eine 18- bis 20jährige Brünette, die in einer getrennten Wohnung lebt, mit Nahrung versorgt wird und außer der Bedienung Christmanns keine Arbeit verrichtet.“ . . . Ich wartete in der Metro und schaute in die Gesichter der Mädchen, die auf der

Rolltreppe herauffuhrn, bis ich über mir eine Stimme hörte: „Warten Sie vielleicht auf mich?“ Vor mir stand eine große, gebeugte, nicht mehr junge Frau in einem schwarzen Mantel, einem umgeschlungenen Tuch und großen Winterstiefeln, ähnlich denen der Männer. In ihrer ganzen Erscheinung lag etwas Männliches, Soldatisches: Sie hatte große, lange Hände mit groben, roten Fingern und einen weiten, fast soldatischen Schritt. Wir gingen zu mir. Und die Frau, die ich im stillen schon Tomka nannte, nahm aus ihrem Beutel ein Päckchen Papyrossi (dünne, kleine Papyrossi „Nägelchen“, — im Krieg verströmten sie einen starken, widerlich süßen Duft), sie tat einen Zug, und während sie sich innerlich sammelte, setzte sie sich breit auf ihren Stuhl, so, als bereitete sie sich darauf vor, Aussagen zu machen . . . Ich wußte, daß Tomka für ihren Dienst bei Christmann (sie war mit dem Sonderkommando sogar bis nach Italien gegangen) schon ihre Zeit abgesessen hatte. Sie wurde dann amnestiert, und so brauchte sie natürlich keine weiteren Nachforschungen zu fürchten. Aber trotzdem war Tomka auf der Hut. Ich beruhigte sie, so gut ich konnte.

Sie langte noch einmal in ihren Beutel und begann, irgendwelche vierfach gefalteten, an den Kniffen abgewetzten Papiere herauszuziehen, Fragebögen, Abschriften, und ich sann darüber nach, wie ihr Leben eines Tages aus der Bahn geworfen worden war, und daß ihre Strafe nicht so sehr mit der abzusitzenden Zeit, als vielmehr mit diesen Papieren begonnen hatte.

Ein Mensch, der solche Papiere besitzt, schätzt sie hoch ein und verwahrt sie an einem sicheren Ort. Immer wieder muß er sie jemandem zeigen und erklären: Sehen Sie, hier haben sie mich so beschieden und hier so, und alles stimmt. Die Zeit vergeht, der Mensch wird älter, das Leben ändert sich, aber die Papiere bleiben nützlich, sie sind des Menschen Schutz und Waffe, und eine Waffe darf nicht ungenutzt herumliegen.

Ubrigens, Tomka ist für die Jahre bestraft worden, die sie mit Christmann verbrachte, gegen ihren Willen zwar, aber — sie verbrachte sie. Und sie ist bestraft worden, weil sie, während im Keller ihre Altersgenossen und -genossinnen erschossen wurden, in ihrem Zimmer in der zweiten Etage auf die Rückkehr Christmanns aus dem Keller gewartet hatte, weil sie mit den Deutschen gelacht hatte und zu dem Koch Bruno in die Küche gegangen war, um zu fragen, was es heute zum Mittagessen gäbe, und weil der rothaarige, hühnenhafte Fritz Hallender — der Chauffeur des Vergasungswagens — ihr vertrauter Freund gewesen war: In diesem Vergasungswagen hatte sie, als das Kommando zurückwich, mehr als einmal während der Truppenbewegungen übernachten müssen — „wir luden manchmal Matratzen ein und schliefen“.

Tomka breitete mit Geduld ihre Fragebögen vor mir aus und begann zu erzählen. Ihre Geschichte begann mit der Minute, in der sie, bei einer Razzia festgenommen, zu Christmann ins Arbeitszimmer gebracht wurde und zum ersten Mal diesen Menschen von sehr kleinem hageren Wuchs, mit spitz zulaufendem Gesicht und glatt zurückgekämmten Haaren erblickte.

„Ich begriff sofort, daß er zur Führung gehörte: Das große Arbeitszimmer, der Teppich, — der Tisch mit dem grünen Tuch bedeckt. Und er — er war so klein, daß er fast hinter dem Tisch verschwand. Neben ihm waren da: Rabbe, ein Offizier, und sein persönlicher Dolmetscher, Sascha Lüttich. Man merkte, daß er der Chef war, weil sie vor ihm, wie bei dem Befehl ‚stillgestanden!‘, die Hacken zusammenschlugen, wie Hunde . . . Er schaute mich an und sagte etwas, was ich nicht verstand, zu dem Dolmetscher. Dann führte man mich in den Keller ab, in eine Einzelzelle, überhaupt kein Licht, Zementboden, weder ein Brett, noch ein Stuhl und dazu noch Wasser auf dem Boden. Man gab mir zu essen — alle vierundzwanzig Stunden ein Halbliterglas Sojamehl in ungekochtem Wasser verrührt. Das war alles . . . Zehn Tage saß ich dort. Dann ließ Christmann mich wieder rufen. Er betrachtete mich mit lüsterem Blick und sagte: ‚Schauen Sie, solche wie Sie erschießen wir, aber — wir sind auch dankbare Leute. Wir können mit Ihnen anders verfahren, wenn Sie bereit sind, für uns zu arbeiten.‘ Ich dachte: Man muß es riskieren, hol’ euch der Teufel, wir werden schon sehen, wie ich arbeiten werde, und — ich stimmte zu, unterschrieb und wurde wieder in den Keller abgeführt, nun allerdings in eine Gemeinschaftszelle . . .

Durch diesen Keller bekam ich Rheumatismus, ich fühlte meine Beine nicht mehr, ich schrie. Man betrachtete uns wie zum Tode Verurteilte. Bei mir saß eine Kosakin, sie riet mir, Harnkompressen um meine Beine zu machen, so ging es leichter . . .“

Tomka erzählt das alles ohne zu zögern. Man merkt, daß sie ihr Epos schon viele Mal dargelegt hatte, und daß in diesem Epos der Anfang den am wenigsten anfechtbaren und allergünstigsten Platz einnahm.

„Eines Tages kam Lüttich zu mir in die Zelle. ‚Kommen Sie‘, sagte er, ‚ins Krankenhaus‘. Und durch strömenden Regen fuhr er mich in einem leichten Zweispänner in das örtliche Zivilkrankenhaus am Strand von Krasnodar — zur Untersuchung und Ausheilung für meine zukünftige Arbeit. Worin diese Arbeit bestehen würde, wußte ich natürlich nicht, aber ich konnte es erraten und dachte bei mir: ‚Vielleicht kann ich mich irgendwie befreien, irgendwie ‚rauskommen‘. Nach zwei Wochen wurde ich aus dem Krankenhaus entlassen und zu Christmann in das Gebäude des Sonderkommandos zurückgebracht. Er wies mir ein Quartier in einem Zimmer in der zweiten Etage zu (vom Hof aus konnte ich nirgendwo hinaus) und kommandierte mich zeitweise zu sich ab; ich sollte sein Zimmer aufräumen, den Ofen einheizen . . . Und dann begann er mir den Hof zu machen —, ich konnte ihn auf den Tod nicht leiden.“

Tomka schweigt lange, raucht, schaut in die Weite, zurück, ins Jahr 1943 . . . Und ich sehe sie vor mir: Ganz jung, mit schwarzen, ungezogenen Haaren sitzt sie in diesem Zimmerchen in der zweiten Etage des Sonderkommandos und schaut aus dem Fenster.

„Vom Fenster aus sah ich den Vergasungswagen. Er stand immer dem Keller gegenüber, hatte riesige Ausmaße, wie ein sechstonniger Eisschrank, nur war er

in einer schmutzig-grünen Farbe angestrichen, völlig verschlossen, hinten hatte er ein Türchen. Jeden Tag wurden Menschen dort hineingeführt, ich dachte zuerst, daß man sie in ein anderes Gefängnis oder einen Betrieb abführte ...

Morgens sah ich vom Fenster aus, wie angetreten wurde. Der diensthabende Offizier gab die Kommandos. Er war ein kleiner Knirps. Er brüllte irgend etwas mit scharfer Stimme, und sie knallten die Hacken zusammen — kein Lächeln, nichts ... Er war so ernst ...

Abends sah ich, daß es in Krasnodar brannte, d. h., die Unsrigen rückten näher ...

Er kam jeden Abend zu mir, ich bin eine Frau, es ist mir peinlich, davon zu berichten, aber hören Sie. Er kommt zu mir, schmiegt, preßt sich an mich, und wenn er zum Eigentlichen übergeht, zieht er sich splitternackt aus, küßt, liebkost mich und dann weder dies noch das ... Er tat natürlich, was ihn vergnügte, aber auf viehische Art, nicht so wie Menschen ... Eine Frau bleibt eine Frau. Manchmal war ich gekränkt: er hat mir niemals etwas angeboten, nicht einmal einen Trunk oder eine Süßigkeit. Ob aus Geiz, ich weiß es nicht. Er hat nie gefragt und sei es nur in gebrochenem Russisch oder mit Blicken: wie steht's mit Dir, Toma? ... Ich war seine Beischläferin und er interessierte sich nie für meine Stimmung, meine Verfassung, einmal sagte er etwas, das hieß, ich müßte gehen ...

Aber dort in Krasnodar, in diesem Kommando geriet ich in der Küche neben dem Eßsaal, sie nannten ihn ‚Kasino‘, auch an gute Menschen, — Tante Klara, die Köchin und Bruno, den Koch. Bruno steckte mir sogar etwas Leckeres zu. Er war ein guter Mensch und machte ihre Aktionen nicht mit. Es konnte passieren, daß er, wenn er Christmann erblickte, eine wegwerfende Handbewegung machte, und die Lippen verächtlich verzog: ‚Ach, Toma, Scheisse.‘

Christmann hatte diesen Bruno wegen der Torten angestellt. Er liebte Torte sehr und vor dem Kriege war Bruno ein bekannter Konditor gewesen. Aber im allgemeinen aß Christmann wenig. Ich mußte den Tisch für ihn decken: Ein Tellerchen Suppe, — häufig Reissuppen, Borschtsch aß er nicht — dann irgend etwas Fleischiges — entweder Fleischklöße oder gefüllte Klopse ...

Manchmal veranstalteten sie Tanzabende, sie nannten das ‚Kameradschaftsabend‘. Bei solchen Tanzabenden waren nur Deutsche dabei, — nicht einmal die Dolmetscher und Frauen ließ man dazu. Am Morgen räumte ich dann nach ihnen auf — was war da los! ... Die Tische waren umgeworfen, alles war durcheinander, die Schnapsgläser, das Geschirr zerschmissen, sie hatten auf den Boden erbrochen, waren nicht mehr bis zu den Toiletten gekommen und hatten ihr Kleid hier gemacht ...

Ich erinnere mich an Weihnachten in Krasnodar. Christmann hatte aus Deutschland ein Tännchen, ein kleines Bäumchen bekommen. Es war das einzige Mal, daß er mir Konfekt angeboten hat ...“

Tomka hat sich gefangen, sie fürchtet keine „Falle“ mehr. Nach zwanzig Jahren

gibt sie ihrem Zorn über Christmann Ausdruck, rechnet sie ab. Sie raucht jetzt nervös und böse, rauh flüstert sie:

„Er hatte eine Frau in Deutschland, eine Tochter im Schulalter! Ich erfuhr von Bruno aus Gesprächen, daß Christmann einmal, als er für einen Einsatz auf's Land gefahren war, zwei Mädchen genommen, sich an ihnen vergangen und sie dann erschossen hatte. Sie erschossen überhaupt völlig sinnlos, nicht einmal die ihrigen verschonten sie. Ich erinnere mich, wie einer ihrer Soldaten erschossen wurde: ob er versucht hatte, wegzulaufen oder irgend etwas gesagt hatte, ich weiß es nicht genau. Ein anderes Mal beobachtete ich selber, wie sie vor der angetretenen Gruppe einen deutschen Offizier, der von der Front zum Kommando gekommen war, niederschossen: sie bestraften ihn, weil er Mitleid mit den ermordeten hatte und apathisch geworden war. Aber das war schon später in Weißrußland ...“

Es ist heute schwierig für mich, die Greuelaten an der friedlichen Bevölkerung konkret aufzuzählen, weil ich nicht mit ihnen zu ihren Einsätzen fuhr. Aber ich habe sie oft durch das Fenster beobachten können, wenn sie von ihren Einsätzen, vor allem aus den Dörfern zurückkamen. Sie fuhren die Wagen in den Hof, sie waren alle völlig verschmutzt und erschöpft. Einer hielt eine Gans, ein anderer einen Hahn, ein dritter irgendeinen Sack. Alle trugen Waffen. Sie rupften die lebende Gans, steckten die Federn in Briefumschläge und schickten sie nach Deutschland. Hat man je gehört, daß Gänse bei lebendigem Leibe gerupft wurden? Ich war empört: wie war das möglich?

Sie schickten Fett nach Deutschland, und rohes, ungebleichtes Leinen, Trikotagen — ganze Packen ...

Was soll ich Ihnen noch von ihnen erzählen?

Bücher habe ich bei den Deutschen nie gesehen, oder daß sie sich für Literatur interessierten und lasen. Die Zeitungen waren deutsch — welche? Der Teufel weiß es.

Äußerlich unterschieden sie sich wenig. Viele trugen aus Münzgeld gefertigte Ringe mit dem Totenkopf. Ich hatte den Eindruck, daß sie nicht wie alle Menschen waren, sie waren Ungeheuer, das ist alles. Warum? Weil sie sich den Mitmenschen gegenüber abnormal verhielten. Der Schimpfname ‚Russische Schweine‘ schwirzte immer in der Luft, sie waren voller Haß, besonders gegen die jüdische Bevölkerung, aber auch auf uns Frauen schauten sie ... Versuch einmal, ihnen zu entkommen! ...

So verlebte ich die Zeit bei ihm in Krasnodar bis zum endgültigen Rückzug, bis zum Februar 1943, bis eines Abends Sascha Lüttich in mein Zimmer kam. Ich glaubte, ich würde zum Chef gerufen (es kam vor, daß er mich nicht selber holte, sondern mich durch Sascha rufen ließ). Stattdessen aber erfuhr ich, daß der Befehl gekommen war, sich zu sammeln und nach Kurtschansk zurückzuziehen. Gegen Morgen sollten wir abfahren. Alle Offiziere waren eigenartig elektrisiert, und man hatte den Eindruck, sie begriffen, daß sie Schaden angerichtet hatten, und

daß es für sie nur einen Ausweg gab — abzuhauen! Sascha war ganz niedergeschlagen: „Nun Tomka, uns läßt man sitzen! Christmann und die hohen Offiziere fliegen mit einem Flugzeug, und uns wird man alle, wie kleine Fische, fangen.“ Aber man fing uns nicht. Gegen Morgen fuhr ich von der Küche aus los, zusammen mit Bruno, Tante Klara und noch einer Kellnerin. Christmann sah ich an diesem Abend nicht, wir trafen ihn erst in Kurtschansk wieder . . .“

Sie konnte Christmann an diesem Abend nicht gesehen haben, das wußte ich aus den Unterlagen. Dort ist festgehalten, was er in dieser Nacht vor dem Rückzug des Sonderkommandos aus Krasnodar tat.

In dieser Nacht machte Christmann einen Rundgang durch das Gebäude des Sonderkommandos, stieg in den Keller hinab, in die Zellen der Häftlinge. Die SS-Männer trugen Benzinkanister auseinander. Zwanzig Minuten später loderte das Feuer auf. Die Eingeschlossenen schlugen mit den Köpfen gegen die Eisen-gitter.

In den Akten des Nürnberger Prozesses heißt es darüber: „ . . . Die Flammen verbreiteten sich schnell und die Explosionen der vorsorglich gelegten Minen machten eine Rettung der bei lebendigem Leibe verbrennenden Häftlinge unmöglich. Nur einem gelang es, den Flammen zu entkommen. Sein Name blieb unbekannt, da er bald an den Folgen der Folterungen und Verbrennungen verendete . . .“

Tomka befand sich in dieser Zeit am Westrand der Stadt, hielt ihren Plunder zusammen, saß in dem mit einer Zeltplane bedeckten Küchenwagen.

„ . . . Ich weiß von dem Rückzug nur noch, was wir, als wir durch Krasnodar fuhren, sahen —, die Gehängten baumelten . . .“

Und kein Versuch zu fliehen, das Durcheinander zu nutzen?!

„Wohin hätte ich fliehen sollen, da ich mein Schicksal so mit ihnen verbunden hatte.“ Von Christmann fortzulaufen, war wirklich nicht leicht. Er hielt nicht nur Tomka fest in seinen Händen. Das ganze Kommando bis hin zu den Oberleutnants fürchtete ihn. Mag sein, daß hierbei die Funktion Christmanns eine Rolle spielte, die gewaltigen, unbegrenzten Rechte, die er über Leben und Tod der Menschen hatte, Rechte, die ihn selbst zu der Überzeugung brachten, ein „Übermensch“ zu sein.

Er war eine aktive Natur, kein Schreibtischbürokrat, wenn er über Tatsachenberichten und Schriftstücken saß. Ihn zogen die aktive Tätigkeit, die Einsätze immer besonders an. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an ein Gespräch mit einem Menschen, der in der Sache Christmann sehr gut Bescheid wußte. Dieser riet mir, ich sollte von einer besonderen Beschreibung des Christmannschen Sadismus' absehen, da dieser ohnehin auch ohne mich allen bekannt wäre, und sollte mein Hauptaugenmerk auf sein operatives Talent richten, denn Christmann wäre ein sehr erfahrener und gewandter Abwehrmann gewesen.

Vor allem damit, und nicht nur mit dessen sadistischen Trieben, erklärte er die

persönliche Teilnahme Christmanns an fast allen Erschießungen und Erhängungen: die Vollstreckung der Strafe bedeutete Christmann soviel, daß er sie nach einem ausgearbeiteten, von ihm persönlich ausgearbeiteten Einsatzplan durchführen ließ, und als wahrer Schöpfer des *Einsatzplanes* ergötzte er sich persönlich an seiner Durchführung.

Ich bin damit völlig einverstanden, doch im Augenblick gehen mich Christmanns „Talente“ nichts an. Was bedeutete seine Sucht nach Einsätzen? — Es war der Eifer des Geheimdienstlers, des Jägers, der Christmann trieb, wenn er versuchte, Gruppen aus dem Untergrund, im Untergrund arbeitende Gebiets- und Kreis-kommittes aufzudecken und Verbindungsmänner der Partisanen ausfindig zu machen. Es gibt einen Genugtuung, wenn man während der Razzia auf Partisanen an der Böschung eines Hügels liegt, mit der lederbehandschuhten Hand winkt, und auf einen Wink die Soldaten kriechen, und wenn man dann aus dem Dreck und Staub zurückkehrt und eine herrliche Müdigkeit verspürt. Und die Freude bei einem Verhör ist wie eine Ordensverleihung für eine Leistung, — wenn vor einem ein Mensch steht — er hat einen Bart und Lippen und diese ganze Harmonie des Gesichtes kann man zerstören, in einem Augenblick vernichten, mit einem Faustschlag oder Peitschenhieb. Und einem selbst wird absolut nicht geschehen, man wird sogar noch ein „Danke“ gesagt bekommen und be-fördert.

Daneben gab es eine andere Freude, eine süße, heimliche: dort, jenseits der rauchigen Weiten Rußlands gab es ein liebes, friedliches, in seiner Sauberkeit geheiligtes Haus, darin, in langen Nachthemden, die Kinder und die Frau, die warteten. Christmann packte Koffer: er legte alles Mögliche hinein, eine Puppe, einen Teddybären, und Uhren, einen Radioapparat und Wäsche und Pelzsachen. Tomka beobachtete einmal, wie er eine solche Sendung fertigmachte. Und hier ist ein Auszug aus der Aussage eines kriegsgefangenen SS-Mannes: „Im Februar 1943, während der Evakuierung des Sonderkommandos, fuhr Christmann nach Simferopol zurück und brachte Wertsachen dorthin — drei große Koffer sowjetischen Geldes. Außerdem schaffte er gestohlenes Gold nach Deutschland . . .“

Und dazu noch gab es, Gott sei Dank, die *Idee*!

Dieser ganze Krieg, die Morde, die Gräben waren für Christmann nämlich nicht nur einfach blutiger Wahnsinn, irgendeine Laune oder Willkür, vielmehr ent-sprachen sie angeblich der historischen und nationalen Zweckmäßigkeit — der Vorbestimmung des Schicksals, demgegenüber die Menschen machtlos waren. Während er seine Koffer voll mit gestohlenen guten Dingen stopfte, sah er, daß die „Idee“ ihm persönlich — und folglich auch Deutschland — reale Früchte eintrug. Mit der „Idee“ zu leben, war angenehm, war leichter; man fand immer die innere Rechtfertigung: „Ich bin besessen von der Idee“, „Ich bin ein Fanati-ker“. Und Christmann dankte dem Schicksal und dem Führer dafür, daß die *Idee* so vorteilhaft, klar und so genial einfach war: über Blut und Leichen muß

man den Weg zu einer „neuen Ordnung“ legen (die ganze vorangegangene Geschichte hatte keine Ordnung), und später werden aus dem Blut Rosen wachsen und Musik wird erklingen. Und alle werden Deutsch sprechen.

Dafür lebte er, schonte er keine Kräfte, arbeitete er. Arbeit hatte er genug, und nur selten änderte er den von ihm selbst aufgestellten Tagesplan: 7.40 Uhr — Antreten, Information über die neuesten Ereignisse (für den Offiziersstab), 8.00 bis 12.00 Uhr — Arbeitszeit, 12.00 bis 13.00 Mittagspause, 13.00 bis 17.00 Uhr — Arbeitszeit, ab 17.00 Uhr — Freizeit.

Vier Einsatzgruppen befaßten sich jede mit einer eigenen Aufgabe:

Leutnant Kirmer, früher Geheimpolizist, leitete eine Gruppe von zwölf Offizieren für die Aufdeckung sowjetischer Aktivisten.

Leutnant Sargo war für den Kampf gegen die Partisanen verantwortlich; seine Gruppe war die größte von allen.

Dabei hatte Sargo wenig Kampferfahrung. Bis zum Kriegsausbruch war er ein großer Weinhändler gewesen, und er fühlte sich auch heute noch zum Handel hingezogen. Er schaute nach den Weinbergen bei Krasnodar: es wäre wohl nicht schlecht, sie mit eigenen Händen abzuerten, hier eine Weinkellerei einzurichten . . .

Die Gruppe für die spezielle Kontrolle der russischen Bevölkerung leitete Leutnant Paschen, ein alter Spionagemann, der in den Vorkriegsjahren als Nachrichtenoffizier in fast allen westeuropäischen Ländern gewesen war. Er hatte gut Französisch, Englisch und Italienisch gelernt, — jede Nation verlangte ihre besondere Art des Umganges, erforderte ihren „Schlüssel“. Paschen war darüber hinaus der Überzeugung, daß man sogar für jeden Menschen, wenn man nur wollte, einen passenden „Schlüssel“ finden konnte. Man mußte nur wissen, welches menschliche Gefühl man im jeweiligen Falle ausnutzen könnte; man könnte sich auf alles „einspielen“: auf die Überzeugungen und die Voreingenommenheiten, auf die Werte und die Mängel, auf die Liebe und den Haß, auf die Angst und den tollkühnen Mut, auf die Eigenliebe und die Selbsterneidigung, auf den elementaren Wunsch zu überleben und auf die Abkehr vom Leben.

Paschen wurde jedoch, wie auch Christmann, immer mehr davon überzeugt, daß diese Theorie in Rußland kaum brauchbar war. Die Anwerbung von Agenten und Provokateuren war hier mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Vielleicht deswegen, weil die Russen sich angesichts ihrer intellektuellen Rückständigkeit durch eine sonst übliche Bearbeitung nicht beeinflussen ließen und sich weiterhin an die bolschewistischen Dogmen hielten. Die diesbezügliche karteimäßige Registrierung und die spezielle Kontrolle zeigten, daß das kommunistische Element sich nicht nur einfach in der Bevölkerung verstreut vorfand, sondern zu ihrer Grundlage geworden war, und daß Menschen, die eine aktive Feindseligkeit gegen das bolschewistische Regime an den Tag legten, eine Ausnahme bildeten. Gerade diese Tatsache widerlegten die Schlußfolgerungen der Berliner Experten und derjenigen, die die Instruktionen von oben erteilten.

Die genaue Kenntnis des russischen Lebens beunruhigte Christmann sehr. Er sah die Flugblätter, die man in der Bevölkerung gefunden hatte, der Reihe nach durch und las die von Ort und Stelle eintreffenden Meldungen. Hier in dem besetzten, von Deutschland erkämpften Territorium setzte die Sowjetmacht ihre Arbeit unsichtbar fort. Die Führer der Partei- und Sowjetorganisationen, die Kommunisten, die Chefs der Gebiets- und Kreisabteilungen der NKWD und der Miliz waren in den Untergrund gegangen und Partisanenführer geworden. Sie führten nach wie vor die Bevölkerung und lenkten ihr Leben und ihren Kampf unter den Okkupationsverhältnissen. Nein, nicht den deutschen Befehlen, nicht den Anordnungen der Ortskommandanturen und Bürgermeistereien, die an die Zäune und Telegraphenmasten geklebt waren, unterwarf sich die Bevölkerung, sondern den geheimen Instruktionen, die aus den Partisanengruppen kamen, aus den Kreiskomitees im Untergrund, aus den illegalen Quartieren . . .

Das Wissen darum, daß man in Berlin zu falschen Schlußfolgerungen kam, ließ Christmann nicht ruhen. Er konnte nicht zulassen, daß die Führung sich irrte und hielt es für seine dienstliche und patriotische Pflicht, seinerseits Verhältnisse zu schaffen, die den Schlußfolgerungen der faschistischen „Spitzen“ entsprachen. Mit anderen Worten: er kam zu dem Urteil, daß man nicht die auf unwahren Feststellungen beruhenden Schlußfolgerungen korrigieren sollte, sondern die Tatsachen selbst so verändern sollte, daß die Schlußfolgerungen sich im Endergebnis als richtig erwiesen. Deshalb setzte er besondere Hoffnung auf die vierte Gruppe des Sonderkommandos, die den schwer zu definierenden Namen trug: „Gruppe zur Bildung einer Verwaltung für das besetzte Territorium.“ Diese Gruppe leitete Leutnant Jürgensen, russisch Jurjew, ein großer weißhaariger Alter, der schon zur Zeit des Bürgerkrieges im damals von den Deutschen besetzten Kiew in die deutsche Armee eingetreten war. Diese Gruppe sollte, zusammen mit einer ihr zugewiesenen Kompanie der Hilfspolizei alle der „neuen Ordnung“ unangenehmen Menschenkontingente liquidieren und die Bevölkerung auf ein Minimum höriger Menschen dezimieren.

Wie groß war daher die Genugtuung, die Christmann empfand, wenn es ihm gelungen war, einen Provokateur anzuwerben, — da sitzt er vor einem und plötzlich unterschreibt er die Erklärung, so ein Papier:

„Verpflichtungserklärung

Datum: 194 .

Ich Jahre alt, verpflichte mich freiwillig, die deutsche Staatsmacht bei der Errichtung der neuen Ordnung aktiv zu unterstützen und alle mir bekannten Personen, die die neue Gesellschaftsordnung gefährden, zu melden. Mir ist bekannt, daß ich bei Nichtgeheimhaltung dieser gegebenen Verpflichtung zu strenger Verantwortung gezogen werde.

Unterschrift

Angenommenes Pseudonym: „;

— und morgen wird dieser Mensch in das Haus seiner Bekannten, seiner Freunde gehen, — wird diese und jene Dinge erfahren, mit dem Kopf zum Zeichen des Einverständnisses nicken und sogar eine Bemerkung in das Gespräch einflechten, dann wird er in das Arbeitszimmer an den langen, großen Tisch treten und Bericht erstatten, und die bohrenden Augen werden ihn anspornen ...

Von den engen Mitarbeitern Christmanns müssen noch Dr. Herz und Christmanns Stellvertreter Rabbe, der unmittelbar die Erschießungen und Erhängungen leitete, erwähnt werden. Bei Rabbe ist beachtenswert, daß er ein früherer Krimineller, ein Betrüger oder Dieb war, viele Jahre im Gefängnis gesessen und seine Freiheit wieder erhalten hatte, als die Nazis die Macht in Deutschland ergriffen hatten. Er zeichnete sich durch einen geradezu fanatischen Glauben an Hitler und eine ungewöhnliche, nahezu absurde Verlässlichkeit aus. Es war schwer vorstellbar, daß dieser pedantische, übereifrige Angestellte ein ehemaliger Verbrecher war. Rabbe bezeichnete Hitler und seinem Regime eine aufrichtige Dankbarkeit. Er sagte mehr als einmal: „Der Führer hat aus mir einen Menschen gemacht. Was war ich vorher? Ein asoziales Element, ein Dieb. Und jetzt bin ich Offizier.“

Dr. Heinrich Herz, der Arzt des Kommandos, leitete die Arbeit im Vergasungswagen. Außerdem leistete er den Offizieren und Dolmetschern ärztliche Hilfe. In seinen Dienstbereich fielen auch die Liquidation der russischen Heilanstanlagen und die Tötung der dort verweilenden Kranken. Er war wohl von allen Offizieren des Kommandos der gebildetste Mensch. Er ließ sich aus Deutschland Bücher kommen und erhielt ein Patent für die Erfindung des schwarzen Pulvers oder der schwarzen Flüssigkeit, die man auf die Lippen der verhafteten Kinder strich. In vier von zehn Fällen stellte sich der Tod augenblicklich ein: das Präparat war noch nicht vollkommen.

So also sah in der „Krasnodarer Periode“ das Sonderkommando der SS 10-a aus, dem als gemeine Schergen Skripkin, Jeskow, Suchow und andere Verräter dienten. Für Christmann erschienen sie alle gleich: schmutzig, aufgereggt und wegen ihrer Furchtsamkeit und Liebedienerei besonders grausam bei den Einsätzen. Christmann und die Offiziere erschossen mit Geschmack, mit Selbstbeherrschung, sie bemühten sich, die Opfer elegant und treffsicher niederzustrecken, sie genossen den Schuß. Die anderen dagegen liefen unnütz hin und her, schossen wie es gerade kam, stießen die Nichtgetroffenen in den Graben und überschütteten die Grube hastig mit Erde, nur um „zufriedenzustellen“ und rasch ein Ende zu machen.

Diese Leute waren am verachtetsten im ganzen Kommando. Selbst Jurjew und Herz stellten sie niedriger als Christmanns Schäferhunde, und Tomka — sie sprach von ihnen voller Verachtung: Schakale ...

Aber selbst sie, als die Abhängigsten und auf der niedrigsten Stufe der faschistischen Dienstleiter Stehenden, machten beleidigende Äußerungen über Christmann.

Doch über sie werden wir später noch sprechen. Einstweilen kehre ich zu Christmann zurück, dessen glückliches Leben in Krasnodar so unerwartet und grob durch den Wintereinfall der sowjetischen Truppen zerstört worden war. Diesen Einfall betrachteten die Offiziere des Sonderkommandos als eine Frechheit sondergleichen seitens der Russen, als eine unverzeihliche Unverschämtheit, die eine beispielhafte Bestrafung herausforderte.

Dieser Christmann, der mittelmäßige Geheimpolizist Kirmer, der Verbrecher Rabbe und Doktor Herz mit seinem schwarzen Puder —, sie alle waren fest überzeugt von ihrer absoluten Schuldlosigkeit sowie der „Vernünftigkeit“ ihrer Handlungen. Und das nur deswegen, weil sich die Ereignisse ausnahmslos günstig für sie entwickelten, weil ein Erfolg den anderen jagte. Wie konnte man an ihrer Schuldlosigkeit zweifeln, da fast ganz Europa deutsch geworden war? Christmann versah ja seinen Offiziersdienst nicht irgendwo, sondern in Krasnodar, am Kuban, der von nun an ebenfalls zu Deutschland gehörte! Es war offensichtlich, daß die Vorsehung, die „Weltvernunft“ es so hatten haben wollen.

Je mehr sich jedoch die Sache mit dem Endsieg Deutschlands in die Länge zog, — besonders nach der von der Vorsehung unerwartet gewünschten Vernichtung der deutschen Armee an der Wolga, dann am Don, am Kuban und im Nordkaukasus — desto weniger glaubte Christmann an die „Vorsehung“, an die Unausschließlichkeit der „neuen Ordnung“ und an andere nahe, abstrakte Dinge. Zu seinem eigenen Erstaunen merkte er, daß er sich von dem „Übermenschen“ allmählich in den gewöhnlichen Kurt Christmann zurückverwandelt, der nur eines wollte: leben, richtiger: überleben, aus dieser ganzen Geschichte herauskommen, mit heiler Haut davonkommen, ehe es zu spät war. Äußerlich konnte natürlich niemand diesen Wandel, der sich in ihm vollzog, bemerken. Nach wie vor wurden Bestrafungsaktionen durchgeführt, der Vergasungswagen arbeitete ununterbrochen, die Partisanendorfer wurden durchgekämmt. Christmann folterte und erschoß mit noch größerer Wut: es galt, das Scheitern der „Idee“, den Mißserfolg zu rächen. Ihn quälte zu guter Letzt der Wunsch, vor dem unvermeidlichen Abzug aus Rußland so viel wie möglich zu verderben, zu verwüsten, damit man lange an sie zurückdenken sollte.

Zusammen mit den deutschen Truppen wich das Sonderkommando nach Westen zurück. Was erwartete sie? ...

... Und Tomka erzählt mir:

„Nach Krasnodar lebten wir drei Wochen in Kamyschansk. Die Stimmung war bei allen niedergeschlagen. Man fühlte, daß die Sache gescheitert war, und sie saßen da wie Fische im Trockenen. Sie stellten Posten auf und hatten besonders nachts Angst, gefaßt zu werden. Kamyschansk lag ganz in der Nähe einiger Schilfinseln, und aus Gesprächen erfuhr ich, daß dort auf diesen Inseln Partisanen waren.

Mit uns zusammen war ein Mädchen, Lida, — man hatte sie, wie mich, bei Krasnodar ergriffen und in der Sanitätsabteilung angestellt. Aber das nur for-

mell; tatsächlich hielt sie einer der Offiziere bei sich, ich sage jetzt nicht wer. Eines Morgens, um neun Uhr, ging ich zur Bucht, um Wasser zu holen und sah sie dort liegen, ermordet, mit dem Gesicht zur Erde. Ich lief ins Kommando, am ganzen Körper zitternd. Partisanen mußten sie ermordet haben, weil sie bei den Deutschen lebte. Ich dachte, mir würde das Gleiche geschehen. Da kam Sascha: „Nein, nein“, sagte er, „dich wird man nicht umbringen, hab‘ keine Angst. Aber die ganze Lage ist so, daß wir nicht wissen, wie wir hier herauskommen sollen.“ Bald ging das Gerücht um, die Deutschen selbst hätten Lida ermordet, weil sie heimlich geschickt worden war als sowjetische Kundschafterin.

Mit einem Wort, alles mißlang ihnen und sie lebten nur in dem Gedanken, — schnell zurückzuweichen. Ich erinnere mich noch gut an einen sonnigen Februar- tag, als sie die freudige Nachricht erhielten, und einer der Offiziere von Christmann heraussprang und schrie: „Wir fahren, wir fahren, wir fahren!“ ...

Nach einigen Tagen war alles eingepackt, und wir starteten in Richtung Tjemruk. In Tjemruk übernachteten wir einmal und stellten uns dann in die Schlange an der Flußübergangsstelle. Dort gibt es eine Landzunge. Drei Tage und Nächte standen wir auf dieser Landzunge auf der Straße. Die Offiziere gingen spazieren, jagten an den Seen auf wilde Enten und vertrieben sich die Zeit. Als wir uns zur Übergangsstelle vorgeschenkt hatten, es war dort voll von Truppen, wollte man unser Kommando um nichts in der Welt durchlassen; irgendein deutscher Armee- oberst steckte uns, als er sah, daß wir SS-Leute waren, an das Ende der Schlange; offensichtlich liebte er die SS nicht. Christmann wurde schrecklich wütend, schimpfte und sagte, unter den Deutschen wimmelte es von Verrätern und er würde sich zu dem Oberst durcharbeiten. Mit Müh und Not konnte er die Angelegenheit regeln und man ließ uns schließlich durch. Wir fuhren, von der sowjetischen Luftwaffe heftig bombardiert, hinüber. Die ganze Straße war in einem schrecklichen Zustand.

Wir übernachteten in Simferopol und kamen am nächsten Tag nach Feodosia und dann nach Dshankoi.

In dieser Zeit begannen die ersten Veränderungen in der Zusammensetzung des Kommandos: Jurjew und Dr. Herz waren irgendwo ausgeschieden. Der Koch Bruno war während der Überfahrt verwundet worden, kam in ein Hospital und von dort nicht mehr zurück. Für mich sorgte nun der Chauffeur des Vergasungswagens, Fritz. Alle fürchteten ihn. Er war ein Schrank, rothaarig, ein typischer Deutscher: eine gebogene Nase, blaue aber glanzlose Augen, riesige behaarte Hände. Ich weiß, daß er in der Heimat ein Mädel hatte, er zeigte ihr Photo — ein schönes „Mädchen“ ... Fritz lief immer schlampig herum. Seine Kleidung war nie frisch gewaschen, immer verschwitzt. Samstags betrank er sich, tobte bei seinen Kameraden, nahm leere Benzinfässer und warf mit ihnen um sich, alle liefen fort und nur mit Mühe konnten sie ihn zur Ruhe bringen. Aber mir gegenüber verhielt er sich menschlich. Von Dshankoi an bis hin nach Mosyr, während des Rückzuges, schließt ich in dem Vergasungswagen. Fritz legte mir immer die

Decken und Matratzen zurecht und suchte mir ein angenehmes Plätzchen aus, wo es nicht rüttelte. Aber er widerte mich an, sein Kamerad Hans gefiel mir besser. Der war ruhiger, kultivierter ... So gelangten wir von Dshankoi nach Mosyr in Weißrußland. Dort kamen wir im April an, — die Birken begannen zu grünen, — wir belegten das einstöckige Schulgebäude. Im Schulhof stand ein komfortables Einfamilienhaus, in dem die hohen Offiziere wohnten, von dort aus leiteten sie die Verfolgungen. Wir wohnten in der Schule selbst.

In Weißrußland war die Atmosphäre gespannt, ringsherum waren Partisanen und die Einsätze gegen sie dauerten Tag und Nacht an. Mit Christmann traf ich in dieser Zeit selten zusammen, ihm war nicht nach mir zumute. Wie Wilde hasteten sie von einem Dorf ins andere, suchten in Spähtrupppunten nach Partisanen, verbrannten Dörfer und beseitigten, vernichteten alle, die ihnen in die Hände fielen. In einem Dorf warfen sie die Kinder in den Brunnenschacht, in einem anderen hängten sie alle Einwohner an Bäumen auf, dann sah ich selbst, wie sie im Schulhof eine Lehrerin, eine Partisanin erschossen. Dann erinnere ich mich noch an einen Fall: sie schleppten einen gefangenen Kommissar an, folterten ihn furchtbar, mehrere Tage und Nächte, schien es, dauerte das Verhör. Es gab nur ein Gesprächsthema: den Kommissar. Er starb an den unmenschlichen Folterungen.

Ich kann ihre damalige Raserei nur mit ihrer Angst erklären: Nirgendwo fürchteten sie die Partisanen so sehr wie in Weißrußland. Es ließ, alle Wege wären vermint, und in den Wäldern lägen ganze Armeen von Partisanen. Und wirklich, wenn sie von ihren Einsätzen zurückkehrten, trugen sie häufig die Leichen ermordeter Offiziere und Dolmetscher. Sie liefen schwerfällig umher und flüsterten untereinander: wie wird es weitergehen? Unsere russischen Verräter regten sich weniger auf: ihnen machte nichts etwas aus — es gab nur eine Antwort ...“ sich weniger auf: ihnen machte nichts etwas aus — es gab nur eine Antwort ...“ Aber hier muß ich wieder Tomkas Erzählung unterbrechen — ihrer Flüchtigkeit wegen: ich werde versuchen, sie durch die Aussagen anderer Augenzeugen zu vervollkommen ...

Ungefähr vierzig Kilometer von Mosyr entfernt lag ein Walddorf Kostjuwitschi. Hierher kommen noch heute Untersuchungsrichter und Staatsanwälte und versuchen, die Geschichte der hiesigen Brunnen zu erhellen. Im Grunde genommen ist die Geschichte dieser Brunnen bekannt; die alten Brunnen sprechen für sich selbst. Sie sind zu Gedenkstätten geworden: Da steht ein Brunnenkasten als Sockel und auf ihm erhebt sich ein Obelisk mit der Aufschrift: „In diesem Brunnen ertränkten die faschistischen deutschen Aggressoren so und so viele (es folgt die Anzahl) sowjetische Patrioten, Einwohner des Dorfes Kostjuwitschi.“ Im Juli 1943 war Christmann an der Spitze des Sonderkommandos von Mosyr dorthingefahren: Sie waren nachts mit ihren Wagen losgefahren auf Grund eines Kampfalarms.

Sie führten 45 mm-Panzerabwehrkanonen mit sich. Ein großer Einsatz war geplant.

Am Morgen kamen sie an, sie machten einen halben Kilometer vom Dorf entfernt halt und sahen, daß aus Kostjukowitschi viele Menschen in Waldrichtung liefen.

Christmann überdachte die Lage und erkannte, daß man die Menschen vor dem Wald nicht einholen konnte. Sie in den Wald hinein zu verfolgen, verwarf er der Partisanen wegen. Er befahl die Geschütze einzusetzen: die Geschosse hagelten in die Menschenmenge hinein, viele Frauen und Kinder wurden getötet, fast niemand entkam. Danach umzingelten sie das Dorf, Christmann drang mit den SS-Offizieren und einem Zug Soldaten in das Dorf ein, und dann hörte man wieder Schreie, die Einwohner wurden zusammengejagt, Schüsse fielen ...

Einer der Teilnehmer an diesem Einsatz, der damals in der Umzingelung gestanden hatte, erinnerte sich beim Verhör:

„... Nach einiger Zeit rief man uns aus der Umzingelung. Als ich ins Dorf kam, sah ich, daß an einem Ort eine kleine Gruppe von Menschen ausgewählt worden war zum Abtransport nach Deutschland. Die übrigen wurden gruppenweise zu den Brunnen getrieben. Bei einem Brunnen standen ungefähr fünfzig Menschen: Frauen, Greise, Kinder, darunter welche, die noch Brustkinder waren und von ihren Müttern auf den Armen getragen wurden. Die Menschen waren unruhig, schrien, weinten. Einige versuchten auszubrechen und wegzu laufen, aber die Soldaten trieben sie sofort zur Menge zurück. Dann sah ich, wie Christmann auf diese Gruppe zukam, er gab den Schergen einen Befehl: er schrie etwas, fuchtelte mit den Armen. Die Soldaten fingen an, die Menschen zu packen und in den Brunnen zu werfen. Als die Menge sich zur Wehr setzte, fingen die SS-Leute auf Befehl Christmanns an, ohne Umschweife mit ihren Maschinenpistolen in die Menge zu zielen. Menschen fielen. Christmann wies mit der Hand zum Brunnen und man begann, die Toten, die Verwundeten hineinzuwerfen und selbst die, die noch überhaupt nicht verletzt waren, darunter auch Kinder.

Die Strafaktion dauerte eine halbe Stunde, dann wurde das Vieh zusammengetrieben und aus dem Dorf gejagt, und das Dorf wurde angezündet ...“

Anfang August erfuhr Tomka von irgend jemanden: „Sowjetische Truppen hatten einige Schergen gefangen, — in Krasnodar wurde eine Gerichtsverhandlung gegen sie eingeleitet. Sie wiesen auf Christmann, Dr. Herz, Rabbe und das ganze Kommando hin. Diese Nachricht rief eine große Unruhe hervor ...“

Die „Gerichtsverhandlung“, von der Tomka sprach, war der damals berühmte Krasnodarer Prozeß von 1943 — in der Geschichte das erste *Gerichtsverfahren* gegen die Faschisten.

Alle Zeitungen der Welt schrieben über diesen Prozeß, in den Kinos zeigte man den Dokumentarfilm. Der Sprecher sagte: „Alle Christmanns, Herz und blutbefleckten Henker des Sonderkommandos der SS 10-a sollen wissen, daß sie ihrer Strafe nicht entgehen.“

Die konkreten Angaben von Namen und Tatsachen war damals etwas Unerwartetes. Man verband den Faschismus gewöhnlich mit den Namen der Anführer —

Hitler, Goebbels, Himmler. Jetzt zeichneten sich die Gesichter der Ausführer und Beteiligten konkret ab, und es wurde eine *Rechnung* aufgestellt mit Hinweisen, wer wofür nach dieser Rechnung bezahlen mußte.

Dieser Prozeß zwang Christmann, die Ereignisse in einem neuen Licht zu betrachten. Er war gewohnt, daß alles, was er tat von oben gutgeheißen, beschlossen und vorgeschrieben worden war, — und plötzlich stellte er nun fest, daß es ein *Gesetz* gab, demgemäß seine Handlungen strafbare Verbrechen waren und daß hinter diesem „anderen Gesetz“ eine *Staatsmacht* stand, ein Gerichtsapparat, eine Armee. Mit einem Wort, Christmann wurde nun von dem Offizier zum strafverfolgten Verbrecher. Für ihn war jetzt keine Rede mehr davon, wie man erfolgreich Krieg führte, sondern davon, wie man sich vor dem Gericht versteckte. Zum ersten Mal in seinem Leben packte ihn eine neue bisher nie gekannte Angst — die *Angst vor dem Gericht*. Und von dieser neuen Angst getrieben, suchte er fieberhaft nach Rettung, verwischte er nervös seine Spuren.

In Tomkas Erzählung sieht das so aus:

„... Ich merkte, daß er sich nicht mehr in der Hand hatte, er war immer zerstreuter und im Kommando sprach man davon, daß Christmann nach Deutschland abberufen werden sollte. Und eines Tages — das war Ende August — kam er zu mir am Tag (es war das erste Mal, daß er tags kam) und sagte, daß er nach Deutschland führe. Ich antwortete, ich wußte schon, hätte schon gehört. Er tättschelte mir die Wange und wünschte mir Glück.

Einige Zeit später fuhr das ganze Sonderkommando ab, und ich mit ihnen, nach Lublin in Polen, wo wir uns nicht mehr Sonderkommando, sondern Kaukasische Kompanie des SD nannten ...“

Alles weitere erlebte Tomka ohne Christmann: den Lubliner SD, Maidanek, Tschenstochau, Deutschland, die Fahrt durch Jugoslawien nach Italien in der Hoffnung, sich den Amerikanern ergeben zu können, aber „an einer Stelle hielten uns italienische Partisanen fest, sie zogen uns aus den Wagen und brachten uns in ein Lager. Wohin sollte man sich weiter schleppen? Es kamen sowjetische Vertreter, ich mußte zurückkehren ...“

Tomka sitzt mir gegenüber — eine bedauernswerte Kollaborateurin, ein Abfall des Krieges. Die Papyrossi ist verloschen, sie selbst erschöpft, wie ausgebrannt: diese Erzählung hat sie völlig aufgerieben. Und sie ist jetzt nicht mehr Tomka, sondern Tamara Anilowna: zwanzig Jahre sind vergangen ...

Und sie sagt: „Mensch und Mensch — das ist ein Unterschied. Der eine kann standhalten, wenn das Leben ihn nicht schont, der andere ... Das ist wie bei Knaben, die sich raufen: einer, völlig blutbeschmiert, hält stand, der andere — sie verprügeln ihn und er krümmt sich. Ich bin wohl so ein Mensch, der sich gekrümmmt hat. Das entspricht einer typischen menschlichen Verhaltensweise. Und wenn man sich einmal festgefahren hat, den ersten Schritt getan hat, dann gibt es kein Zurück mehr, dann muß man den nächsten tun ...“

Zwanzig Jahre sind vergangen und Tomka hat immer noch nicht ganz verstan-

den, was mit ihr geschehen war. Während sie mir die Fragebogen zuschiebt, schließt sie mit einer Bitte:

— Sie können sie anschauen... Ich muß doch nicht die ganze Dienstzeit bei ihnen in die Erinnerung zurückrufen, denn ich bin ja nicht durch meine Schuld bei ihnen gewesen, sondern als Gefangene....

Im Zusammenhang mit diesen Epos, in dem alles an die äußersten Grenzen geht, an den tiefsten Grund, den „Abgrund“, wird mir meine Reise in das Land gegenwärtig, aus dem eines Tages Christmann mit seinem Sonderkommando zu uns kam. Als ich es sah, lebte dieses Land sein Leben: es aß, trank, vergnügte sich, handelte, baute, rüstete auf und nur selten brannte einer vor Scham — wenn einer an Christmann dachte, dann nur, als ob er zu diesem Land nicht die geringste Beziehung hätte. Aber er war hier, ich wußte das aus lückenhaften, unklaren Mitteilungen. Er war irgendwo hier, sei es in Hamburg, oder in München, und ich empfand wie jemand der in seinem Zimmer sitzt und das Gefühl nicht los wird, daß hinter der Portiere irgendein Unsichtbarer sich verbirgt, ein Versteckter lauert.

Nach seiner Rückkehr aus Moskau war Christmann zunächst zum Chef der Gestapo in Klagenfurt in Österreich ernannt worden und dann in Koblenz in Deutschland, wo er bis zum Kriegsende seinen Dienst tat: Er beschäftigte sich mit den ihm alltäglichen Dingen:

Er fing Deserteure, es wurden jeden Tag mehr und mehr, und deckte Partisanen und solche Leute auf, die bei defäristischen Außerungen ertappt worden waren: ältere Arbeiter und Beamte, junge Studenten, Kriegerwitwen und Kriegsinvaliden, die von der Front zurückgekommen waren.

Sie alle wurden in jenes Arbeitszimmer gebracht, in dem hinter einem langen Tisch ein kleiner schmallippiger Mensch mit großen, fleischigen Ohren thronte. Sie schauten in sein Gesicht und begriffen, daß es ihr Ende war, daß es die Gestapo war, vor der es kein Entrinnen gab. Und sie haderten mit dem Schicksal: Zwölf Jahre lang war das Elend an ihnen vorübergegangen und jetzt, wo das Ende nahte, wo jeden Augenblick der zwölfjährige Alptraum beiseite gefegt werden mußte, gerieten sie in ein unausweichliches Unglück.

In dieser Zeit schlug die alliierten Truppen vom Osten und Westen her kommand große Stücke aus Deutschland heraus. Aber dort, wohin sie noch nicht gekommen waren, bewahrten sich die faschistischen Gewohnheiten in ihrer ganzen alltäglichen Unerschütterlichkeit mit der Gestapo, mit den nazistischen Zeitungen, in denen man ruhig von dem „Wachstum des nationalen Einkommens“ und den Ernterträgen berichtete, mit den gewohnten Rundfunksendungen:

... 19.30 bis 19.45 Uhr Meldungen von der Front, 19.45 bis 20.00 Uhr Dr. Goebbels spricht, 20.15 bis 22.00 Uhr Mozart „Die Zauerflöte“...

Noch fünf Tage bevor Koblenz kapitulierte verhörte Christmann die Verhafteten, schritt durch sein Arbeitszimmer und brüllte mit schneidender Stimme: „Du Schwein! Du saudummer Trottel! Du widerliche, stinkende Mißgeburt!

Während das ganze Volk keinen Blutstropfen schont und sich aufopfert, um die Zivilisation vor den Bolschewisten zu retten, fällst du ihm verräterisch in den Rücken!...“ — und setzte in das Verhörsprotokoll das vereinbarte Zeichen — ein Kreuz, das hieß Tod...

Aus einem Artikel des Korrespondenten der Zeitung „Trud“ in Bonn, A. Grigorjanz:

... Stachus — der belebteste Ort in München, der zentrale Platz der Stadt, auf den eine Vielzahl von Straßen münden. Den ganzen Tag ist er überflutet von Menschenmassen und Autoströmen. An dem Platz liegt ein helles Etagenhaus: Stachus, Schützenstraße 1. In einem der Schaufenster ein Reklameschild: „Sie haben richtig gewählt: Maklerbüro Dr. Kurt Christmann. Grundstücke, Häuser, Wohnungen. Zweite Etage.“

Ich fahre im Lift hinauf, gehe ins Empfangszimmer. Hinter Schreibmaschinen zwei junge Damen. Links durch die geöffnete Tür sichtbar die Tische der Angestellten. Rechts — das Arbeitszimmer des Chefs. Ein solides Büro.

Die Sekretärin meldet an. Ich gehe zum Chef hinein. Mir entgegen eilt ein kleiner Mann mit einer langen Nase und fleischigen, abstehenden Ohren...

— Sind Sie nicht Kurt Christmann, der ehemalige Chef des Sonderkommandos der SS 10-a?

— Nein, den kenne ich nicht.

— Waren Sie in Russland?

— Ja, aber als einfacher Soldat...

Er schaut mir gerade in die Augen, nicht ein Hauch von innerer Erregung, ruhig, sicher. Und im nächsten Augenblick überschüttet er mich mit Fragen: woher ich Christmann kenne, welche Beweise es für seine Schuld gäbe, ob die Staatsanwaltschaft mir irgend etwas über Christmann mitgeteilt habe?

Der Chef des Büros ergeht sich in Erinnerungen an Russland.

— Ein herrliches Land, ein hervorragendes Volk.

Er spricht sein „Bedauern“ darüber aus, daß er als Okkupant in der UdSSR war. Er geht zu den Geschäftsdingen über: alles ist gut, die Konjunktur ausgezeichnet.

Die Einwohnerzahl Münchens wächst, die Nachfrage nach Wohnraum ist riesig.

Er geleitet mich bis zum Ausgang, lädt mich ein, ihn zu besuchen.

— Ja, aber wo kann ich denn nun diesen Christmann suchen?

— Wenn ich irgend etwas erfahre, benachrichtige ich Sie.

Ich verlasse das Büro des erfolgreichen Geschäftsmachers. Ich überquere den Stachus — und gehe in die Staatsanwaltschaft. Ich bitte, mir genau zu sagen, welchen Beruf Kurt Christmann, der ehemalige Obersturmbannführer der SS, heute ausübt.

— Makler für Immobilien. Grundstücke, Häuser, Wohnungen...

Nachbemerkung.

fb. — Der Fall Christmann ist aktenkundig seit 1943, als in Krasnodar der erste Prozeß gegen die Kriegsverbrechen seines Sonderkommandos (SS 10-a) stattfand. Ein zweites Verfahren war Teil der Nürnberger Prozesse, ein drittes wurde im Herbst 1963 wieder in Krasnodar durchgeführt: dort wurden u. a. zehn sowjetische Kollaborateure — ehemalige Untergebene Christmanns — verurteilt.

Die sowjetische Presse berichtete ausführlich über diesen Prozeß, in der westdeutschen war darüber so gut wie nichts zu lesen: keine Zeitung berichtete, daß der Angeklagte Christmann — der bei allen drei Prozessen fehlte — sowjetischerseits inzwischen als Immobilienhändler aufzufindig gemacht worden war.

Lew Ginsburg war während des Krasnodarer Prozesses 1963 anwesend und verarbeitete die Prozeßmaterialien in einer dokumentarischen Erzählung „Besdna“ („Der Abgrund“), die 1965 in Heft 11 und 12 der Zeitschrift „Snamja“ veröffentlicht wurde. Nach Auskunft des Autors wurde den westdeutschen Strafverfolgungsbehörden das Prozeßmaterial von Krasnodar nach Abschluß des Prozesses angeboten, zusammen mit dem Belastungsmaterial gegen Christmann. Auch das zum Schluß der Ginsburgschen Dokumentation wiedergegebene Interview des Korrespondenten A. Grigorjanz mit Christmann läßt den Schluß zu, daß den deutschen Strafverfolgungsbehörden die Identität des Immobilienhändlers mit dem Leiter des Sonderkommandos SS 10-a bereits im Februar 1964 bekannt war.

Bernhard Schütze
Berliner Protokolle

Polizei: Leberwurst vom Kommunistenschwein

Der Polizeipräsident Duensing sagt: „Nehmen wir die Demonstranten als Leberwurst, nicht wahr, dann müssen wir in die Mitte hineinstechen, damit sie an den Enden auseinanderplatzt.“

Der ehemalige Polizei-Reservist Horst Wodke sagt: „Mein Instrukteur hat einmal erklärt: Wenn das also mal nicht so richtig funktioniert, meinetwegen die machen da passiven Widerstand oder so, naja, dann sagt man eben: Was, du Schwein willst mich schlagen!? — und dann funktioniert das schon; soll der erst mal beweisen, daß das nicht Notwehr war.“

Der Student Benno Ohnesorg sagt: „Bitte, bitte, nicht schießen.“

Der Kriminalbeamte Karl-Heinz Kurras sagt: „Es war Notwehr. Ich wurde von Demonstranten mit Messern angegriffen.“

Polizeibeamte im Einsatz sagen: „Kommunistenschwein! — Judensau! — FU-Chinesen! — Hurenböcke! — Rabauken! — Geistesgestörte! — Radikalinskis! — Klugscheißer! — Gammler! — Radaubrüder! — FU-Ärsche!“

Im Einsatzbefehl der Berliner Polizei ist von einem möglichen Attentatsversuch auf den Schah mit Pistolen und Gewehren die Rede. Nach dem Ursprung solcher Behauptungen befragt, antwortet der Chef der Politischen Polizei Eitner: „Nun, da waren die Flugblätter, und dann hatten wir die allgemeine Erkenntnis.“ — Meint Eitner damit die generalstabsmäßig gefaßte Erkenntnis, daß den „FU-Ärschen“ nun endlich eine deutliche Lektion erteilt werden müsse?

Verhaftete Demonstranten hören, wie Polizisten über Sprechfunk von der „Aktion Füchse jagen“ reden. Meint Eitner die Erkenntnis, daß die Greifung der „geistesgestörten FU-Chinesen“ Grund und Gelegenheit zu einer polizeilichen Notstandsübung bietet?

Der Plan, den Schah zu schützen und die „Klugscheißer“ dingfest zu machen unterscheidet sich kaum vom alten Gestapo-Muster:

50 „Liebespaare“ werden aus der weiblichen und männlichen Kriminalpolizei rekrutiert und unter die Bevölkerung zwecks Spitzeltätigkeit gemischt.

„Greiftrupps“, bestehend aus besonders schlagfreudigen Kriminalbeamten mit

Judo-Kenntnissen, werden zusammengestellt. Ihre Taschen sind ausgebeult, sie tragen Waffen. Sie prügeln sich Gassen in die Zuschauermenge und schleifen Demonstranten, die ihnen besonders aufgefallen sind (Ohnesorg trug ein rotes Hemd!) zu den Polizeiwagen.

4240 Polizisten, ausgerüstet mit Knüppeln, die sich zum Herstellen von Schädelfrakturen besonders eignen, werden gegenüber den Demonstranten postiert. Zu ihnen gesellen sich Mitglieder der Freiwilligen Polizei-Reserve, die für den „Objektschutz“ bestimmt ist.

Am 1. Juni versichert ein christlich organisierter Student, der der FPR angehört, lakonisch: „Morgen gibt's Dresche!“

Kinder von Polizisten prahlen am 2. Juni morgens in der Schule: „Heute nachmittag verprügelt mein Vater Studenten.“

Polizei-Oberrat Iwicki lässt nach eigenen Aussagen um 20.05 Uhr die Räumung der Bismarckstraße gegenüber der Oper über Lautsprecher ankündigen. Erst zwei Minuten später will er den Befehl „Knüppel frei“ gegeben haben.

Im Betriebs-Tagebuch des Einsatzwagens ist „Knüppel frei“ allerdings auf 20.08 Uhr datiert. Die Lautsprecher-Aufforderung dagegen erst auf 20.09 Uhr. Zu dieser Zeit waren die ersten Demonstranten bereits unter Fäusten, Knüppeln und Stiefeln in die Knie gegangen.

Warum erfolgt der Einsatz so schnell?

Polizei-Oberrat Iwicki sagt: „Bis 20 Uhr sind bereits elf meiner Beamten verletzt worden, fünf davon durch Steinwürfe ... Ich selbst wurde von einem Frischei beschmutzt, das an der Hauswand zerschellte!“ Um „weitere Verluste zu vermeiden“, gibt Iwicki „Knüppel frei“.

Neun der elf verletzten Polizisten geben an, sie seien erst während des Einsatzes verletzt worden.

Warum erfolgt der Einsatz so schnell?

Demonstranten geben die Lösung aus: „Der Schah ist in der Oper. Wir geh'n jetzt ein Bier trinken!“ Die Hurenböcke wollen kneifen? Die „Notstandsübung“ ist gefährdet!

Erfolgt deshalb der Einsatz so schnell?

Mit gezogenem Knüppel schlagen die Polizisten einen Keil in die Menge.

Ein Zeuge sagt: „Die Polizei sprang von den Barrikaden aus auf die Demonstranten, dabei achtete sie nicht darauf, worauf sie trat, und sprang also in Gesichter und Weichteile, wohin sie eben konnte und schlug wahllos auf die Demonstranten ein.“

Womit wird das Massaker motiviert?

Die Polizisten sagen: „Sie haben mit Steinen geworfen.“

Steine liegen nur auf der Baustelle hinter dem Zaun!

Innen-Senator Büsch sagt: „Auf der Baustelle, das habe ich selbst gesehen, standen die Polizisten und haben da auch die Demonstranten vertrieben und verhindert, daß sie auf diese Baustelle kamen.“

Diese Baustelle wird nicht nur von Beamten, sondern auch von Schäferhunden „verteidigt“. Wenn Polizisten von Pflastersteinen getroffen werden, aber nicht Polizisten diese Pflastersteine werfen — sind es dann die deutschen Schäferhunde, die im Eifer der Fuchsjagd Basalt schleudern?

Ex-Reserve-Polizist Wodke sagt: „Die Polizei drängte ohne Vorwarnung zwischen die Demonstranten und Zuschauer ... Teilweise lagen die Menschen übereinander. Ich sah ein zierliches Mädel, das mit einem Gummiknöppel einen Schlag über das Gesicht und die Brille bekommen hatte, wobei das Glas zerplatzte.“

Ein Rias-Reporter kommentiert: „Es war leider bedauerlich festzustellen, daß die Polizei auch heute wieder einen recht nervösen Eindruck macht. Sie hat auf einzelne Personen mit mehreren Leuten eingeschlagen und nicht nur mit ihren Gummiknöppeln, sondern auch mit Fußtritten; dieses habe ich selbst gesehen.“

Ein Straßenpassant sagt: „... und ein Kind haben sie niedergeschlagen, gleich mit dem Gummiknöppel auf den Kopf. Ich habe da Leute gesehen, die wurden kreidebleich und denen wurde schlecht, als die das gesehen haben. Ich habe jetzt noch Magenschmerzen. Ein Irrsinn ist das. Die sind drauflosgelaufen auf die Menge, sind da durchgebrochen und haben wahllos drauflosgeschlagen.“

Später steht der Schüler Frank Krüger in einem Garagenhof auf der Krummen Straße und beobachtet, wie Meisterschütze Kurras und Kollegen den „Klugscheißer“ Ohnesorg in die Zange nehmen: „Ich habe dann gesehen, wie eine Traube von Polizisten um diesen Mann mit dem roten Hemd herumgruppiert war und auf ihn loschlugen. Und dieser war völlig wehrlos ... Er war völlig passiv. Und dann habe ich plötzlich das Mündungsfeuer von der Pistole gesehen und den Knall von der Pistole gehört. Im nächsten Moment habe ich gesehen, wie er halb hinter einem Auto auf dem Boden lag und sich nicht mehr regte.“

Ein Polizist sagt zu Kurras: „Mensch, bist du denn verrückt geworden, du hättest ja auch uns treffen können!“

Ein amerikanischer Staatsbürger sagt: „Ich sah, wie sich Kriminalbeamte mit Kriminalbeamten im Hof schlügen.“ Waren sie über den Todesschützen unterschiedlicher Meinung? Oder erkannten sie sich nicht, weil ein paar Geheimdienst-Kollegen aus Bonn eingetrudelt waren und mitmischten?

Ein Kriminal-Beamter sagt zu dem SPD-Abgeordneten Löffler: „Warum hat der nur geschossen, wir hatten den Demonstranten doch schon sicher!“

Ein Journalist fragt, ob es nicht an der Zeit sei, für Ohnesorg einen Krankenwagen zu holen. Ein Polizist antwortet: „Nee, wieso? Das hat Zeit!“

Während Ärzte im Moabiter Krankenhaus den Knochen mit der Einschußstelle am Hinterkopf Ohnesorgs operativ entfernen und die Wunde fein säuberlich vernähen, rollt die Polizei die letzten Gruppen von „Kommunistenschweinen“ und „Stipendienjägern“ auf. Um die Schläger-Kolonnen noch blutrünstiger zu stimmen, gab ein Polizeiwagen über Lautsprecher bekannt:

„Diese Subjekte haben einen Polizisten erstochen!“

In der Nacht werden 44 Personen als schwerverletzt gemeldet. 47 Demonstranten wurden vorübergehend festgenommen, darunter keiner der angeblichen Steinwerfer und auch keiner der „Jubelperser“ und iranischen Geheimdienstler, die mit Stahlruten, Totschlägern und Latten über „Rabauken“ und „FU-Arsche“ herfallen durften.

Der obduzierende Arzt stellt fest: An Ohnesorgs Leichnam befinden sich Anzeichen schwerer Mißhandlungen, die möglicherweise auch von Schlägen und Tritten nach der Erschießung herrühren.

Der obduzierende Arzt ist erstaunt, eine Schußverletzung am Kopf Ohnesorgs zu finden. Weder die behandelnden Ärzte noch die Kriminalpolizei haben ihm davon Kenntnis gegeben.

Polizeipräsident Duensing läßt sich auf eigenen Wunsch in Urlaub schicken, wird dennoch telefonisch in seinem Amtssitz erreicht, und gibt an, er habe „tiefe Scham empfunden, als der oberste Vertreter des Landes“ von Studenten „ausgemäht“ (sächsischer Ausdruck, aus dem Französischen von „merde“ = ausgeschissen) worden sei.

Befragt, auf wessen Anweisung die „Jubelperser“ in städtischen Bussen vor Rathaus und Oper gefahren wurden und dort einen Sonderplatz erhielten, sagt Polizeipräsident Duensing: „Ich weiß es nicht.“

Schutzpolizei-Kommandeur Werner sagt: „Ich hatte Weisung von Herrn Präsidenten.“

Präsident Duensing sagt am folgenden Tag (der heißen Juni-Hitze gedenkend): „Ah, ja, wenn ich etwas anderes gesagt habe, so lag das daran, daß es sehr heiß war.“

Das Resultat der „Notstandsübung“ mit Todesfolgen kann nur lauten: Negativ. Die Führungsspitze verträgt keine Sonne; hat sich verraten.

Also: Weitere Übungen sind anzusetzen.

Horst Wodke begründet seinen Austritt aus der Freiwilligen Polizei-Reserve: „Den Polizeibeamten wird ein undemokratischer Korpsegeist anerzogen ... Und ich sehe eine der wesentlichen Ursachen für diese Gefahr gerade darin, daß diese Polizei geführt und ausgebildet wird von Kadern, die ihre Lehrzeit vor der Zeit vor 20 Jahren durchgemacht haben.“

Vor der Zeit vor 20 Jahren ließ Hitler säubern ...

Schnellgericht aus der Senatsküche

An einem Westberliner Bauzaun hängt der Steckbrief: „MORD — Gesucht wird Schah Mohamed Reza Pahlewi wegen Mord und Folterung an dem Journalisten Karimpour Schirazi, an dem Außenminister Hossein Fatemi, an dem Justizminister Lotfi nach vorherigem Ausreißen der Augen...“

In einem Westberliner Rathaus sagt Albertz: „Kaiserliche Majestäten, Exzellenzen, meine Damen und Herren. Es ist für Berlin eine große Ehre, daß Sie, kaiserliche Majestäten, als Gäste der deutschen Bundesrepublik auch der deutschen Hauptstadt einen Besuch abstatten ...“

Der orientalische Potentat, der das siebente Gebot Gottes verletzte und sozialistische sowie demokratische Politiker umbringen ließ, tauscht mit dem Gottesmann und Sozialdemokraten Geschenke: Der Kaiser überreicht einen von ausgebeuteten iranischen Arbeitern gefertigten Teppich, der Sozialdemokrat bietet dagegen ein Schachspiel der Königlich Preußischen Porzellan-Manufaktur.

Auf der Straße schlagen persischer Geheimdienst und deutsche Kriminal-Polizei Seite an Seite sozialistische, liberale und christliche Studenten zusammen.

Augen werden nicht ausgerissen, aber es gibt Schädelbrüche und einen Toten.

Der Pfarrer und Sozialdemokrat verläßt eine Gala-Vorstellung der „Zauberflöte“ und verkündet: „Ich sage ausdrücklich und mit Nachdruck, daß ich das Verhalten der Polizei billige und daß ich mich mit eigenen Augen davon überzeugt habe, daß sich die Polizisten bis an die Grenze des Zumutbaren zurückgehalten haben.“

Das ehemalige SDS-Mitglied und jetziger Innen-Senator Büsch sagt: „Wir alle sollten jedoch nicht vergessen, daß es nicht die Polizei war, die die ständige Steigerung der Krawalle verursacht hat; auch die Iraner — ob Schah-freundlich oder Schah-feindlich — spielten nur eine Rolle am Rande. Es waren deutsche Demonstranten, denen der Staatsbesuch willkommenen Anlaß bot, ihren antisozialen und anarchistischen Vorstellungen freien Lauf zu lassen, die seit 1966 immer wieder, bei jeder sich bietenden Gelegenheit gegen die staatliche Ordnung protestierten.“

Der Dekan der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät erhält vom Regierenden Bürgermeister eine Rüge, weil er den Studenten für eine Trauerdemonstration seine Hörsäle zur Verfügung stellt und so die aufmarschierte Polizei um ein weiteres „show down“ bringt.

Albertz sagt vor dem akademischen Senat, er wolle jetzt die offene Konfrontation der Studenten mit der Polizei. Der studentische Widerstand müsse endlich gebrochen werden.

Justiz-Senator Hoppe prüft die Möglichkeit, Schnellgerichte einzusetzen. In der Senatsverwaltung für Justiz wird erwogen, alle aktiven Teilnehmer bei Studentenkrawallen, bevor sie vor den Schnellrichter kommen, auf ihren Geisteszustand zu untersuchen.

Die Untersuchung gegen Demonstranten leitet der politische Staatsanwalt Voigt, der sich bereits bei der Aktion gegen die Berliner-SDS-Zentrale hervorgetan hat, bei der die Kartei beschlagnahmt wurde.

Die Rektoren der Technischen und der Freien Universität erklären sich mit Disziplinar-Verfahren gegen alle demonstrierenden Studenten einverstanden.

Ein Senatssprecher erklärt, daß auch die Teilnahme einer „größeren Zahl von Studenten“ an der Beisetzung des getöteten Benno Ohnesorg unter das Demonstrations-Verbot falle.

Albertz sagt: „Wer Ursachen und Wirkung verwechselt, macht sich bereits schuldig.“

Langsam werden die Lügen, Verzerrungen und Gedächtnisschwächen der Polizeiführung und der politischen Spitzen offenbar. Nachdem die Springer-Ente, der sie aufgesessen waren, absoff, versuchen sie schwimmend das sichere Ufer zu erreichen, um sich im schützenden Parteidschungel zu trocknen.

Springer: Tempel und Axelhöhle

„Wer die Freiheit mißbraucht, den Ruf eines demokratischen Gemeinwesens untergräbt, seine Mitbürger belästigt und gefährdet, der kann sich nicht auf die Freiheit berufen.“

Schreibt Bernt Conrad in „Die Welt“ und bläst damit zum totalen Kampf gegen die Studenten der Freien Universität. Seit Jahren hat die marktbeherrschende Berliner Caesarenpresse mit Passion und Scheuklappe ihre Meinungsmaschine rumoren lassen, hat das Mauerblümchen mit Frontstadtbewußtsein aufgepäppelt, hat mit dajanischer Zielstrebigkeit Mandelbäume auf das Brandenburger Tor gepflanzt und ein „Gemeinwesen“ geschaffen, an dem zu nesteln mit Lynchjustiz-ähnlicher Polizeiaktion geahndet wurde.

Inzwischen hat Münchens Polizeipräsident angekündigt: „Von jetzt an billigen wir kriminellen Minderheiten, die das Wort Demokratie nicht einmal buchstäblich verstehen können, keine Narrenfreiheit mehr zu. Wir werden sie einfach abschieben. Berlin muß diesem Beispiel folgen!“

Berliner Arbeiter haben vor einem Fabrikator Studenten, die in Flugblättern für Unterstützung gegen die Ungerechtigkeit von Senat, Polizei und Presse baten, angedroht, sie über die „Mauer“ zu werfen.

Nach dem blutigen Polizei-Terror vom 2. Juni verkündet die „Berliner Zeitung“:

„Eine Straßenschlacht, wie sie Berlin seit Kriegsende nicht mehr gesehen hat, lieferten gestern abend linksradikale Demonstranten der Polizei.“

Und die „Bildzeitung“ drückt:

„Gestern haben in Berlin Krawallmacher zugeschlagen, die sich für Demonstranten halten. Ihnen genügt der Krach nicht mehr. Sie müssen Blut sehen.“

„Welt am Sonntag“ sieht den historischen Aspekt:

„In Berlin spielten sich Szenen ab, die an Krawalle 1933 erinnerten . . . Sie schwenken rote Fahnen und protestieren gegen alles, was westlich orientiert ist.“

Springers „Berliner Morgenpost“ urteilt:

„Der unglückliche Schuß, der Ohnesorg tötete, wurde nach menschlichem Ermessens in Notwehr abgegeben. Benno Ohnesorg ist nicht der Märtyrer der FU-Chinesen, sondern ihr Opfer.“

Die phantasievollen Konzern-Redakteure sagen:

„Krakeeler — Anheizer — Profi-Demonstranten — Randalierer — Radikalinski — amüsierte Nichtstuer — lautstarke Rabauken — Wirrköpfe — FU-Chinesen — Revoluzzer — törichte Quertreiber — geschulte kommunistische Straßenkämpfer — hysterische Rudel akademischer Halbstarker — notorische Radaumacher.“

Einige Gazetten schrecken auch vor buchstäblichen Falschmeldungen nicht zurück. Ein Foto im „Abend“, das eine blutüberströmte junge Frau zwischen zwei Polizisten zeigt, verheißt im Untertext, daß die Beamten diese Verletzte vor dem Steinhagel der Demonstranten in Sicherheit brächten.

Zwei Tage später sagt die Frau aus, daß sie vier Schläge mit einem Polizeiknöppel über den Kopf bekommen habe, als sie unter einem Haufen übereinanderliegender Demonstranten steckte.

Bild-Berlin prahlte mit zwei vierspaltigen Schlagzeilen: „Studenten drohen, wir schießen zurück!“

Die Sensation beruft sich auf einen angeblichen anonymen Anruf „radikaler Studenten“ in der Bildredaktion. Dieser Anruf könnte genausogut vom eifrigsten Redaktionsboten oder vom deprimierten Polizeipräsidenten stammen.

„Inspektor“ meint in der „Berliner Zeitung“:

„Die Krise liegt nun offen auf dem Tisch des Hauses.“

Was läßt Springer als nächsten Schachzug vorschlagen?

„Inspektor“ folgert weiter:

„Darauf muß man sich klar sein: Mit diesen Leuten kann nicht mehr diskutiert werden. Denn sie selber haben den Boden der Demokratie verlassen. Deshalb bin ich der Ansicht: Wenn diese Leute Staat und Gesellschaft weiter herausfordern, dann muß diese Herausforderung angenommen und ihr Terror gebrochen werden! . . . Diese Aufgabe ist des Schweißes der Edlen wert.“

An anderer Stelle fügt die „Berliner Zeitung“ hinzu:

„Wer Anstand und Sitte provoziert, muß sich damit abfinden, von den Anständigen zur Ordnung gerufen zu werden.“

Die „Morgenpost“ schlägt vor, die „Krawallradikalen“ endlich zum Tempel hinauszujagen, denn — so die „BZ“: „Wer Terror produziert, muß Härte in Kauf nehmen.“ Was da von jungen Menschen inszeniert wurde, „deren Dasein zu einem nicht geringen Teil von den Steuergeldern“ getragen wird, „Das war kriminell, das war kriminell in übelster Weise“. Die „BZ“ weiß genau, „eine Minderheit . . . will Berlin in ein Rabaukennest verwandeln“. Dagegen gilt es entschieden Front zu machen.

Und wie sehr mancher Berliner Arbeitnehmer und Funktionär vom „Schweiß der Edlen“ aus der Axel-Höhle zu nippen sich gewöhnt hat, zeigt die Reaktion

des „hauptstädtischen“ DGB-Vorsitzenden Sickert, der die Gewerkschafter davor warnt, sich vor den Karren einer anarchistischen studentischen Minderheit spannen zu lassen, und der die sich solidarisierenden Arbeiter bevormundet, indem er sich die Verteilung von Flugblättern vor den Werktoren verbietet. Damit spannt er den DGB vor den Karren der reaktionären „Polizei-Gewerkschaft“, die ultimativ das „zügellose Treiben dieses Mobs“ und der „Kriminellen“ abzustellen forderte.

Nur eine Zeitung hält — nachdem es den Springer-Redakteuren mulmig wird und sie schamhaft ihr objektiv-demokratisches Mäntelchen aus der Reinigung holen — das Banner konsequent empor; die unverholen faschistische „Deutsche Wochen-Zeitung“:

„... und wenn jetzt (von der roten und linksweltbürgerlichen abgesehen) die großstädtische Lizenzpresse sich in Schwätzereien und „Untersuchungen“ verliert, ob der von mehreren roten Studenten mit lebensgefährlicher Absicht bedrohte Westberliner Kriminalbeamte den Abwehrschuß hätte vermeiden können und sollen, so zeigt sich in diesem charakterlosen intellektuellen Wischi-Waschi dieselbe Verschwommenheit und Schwäche der sogenannten westlichen Welt, die schon seit Jahrzehnten dem zielbewußten und zielharten Kommunismus immer wieder die Karten zuspielte.“

Bevölkerung: Wer sich in Gefahr begibt ...

Vor dem Schöneberger Rathaus fordern Berliner Bürger KZ's und Gaskammern für Studenten.

Berliner Bürger lassen zum Teil schwer verwundete Demonstranten auf dem Treppenabsatz und im Hausflur liegen: „Für diese Radaubrüder haben wir keine zwanzig Pfennig übrig!“ Sie weigern sich einen Krankenwagen zu rufen. Im Westendkrankenhaus gibt es Angestellte, die Demonstrantinnen so charakterisieren: „Die dreckigen Studentinnen. Denen braucht man nur unter die Röcke zu sehen!“

Im Moabiter Krankenhaus ruft ein Arzt einer Verletzten zu: „Mit Ihnen wollen wir gar nichts zu tun haben, machen Sie, daß Sie rauskommen!“ Ärztliche Hilfe wird verweigert, weil die Eingelieferte bittet, ihren Namen nicht nennen zu müssen.

Passanten rufen den prügelnden Greiftrupps der Polizei zu: „Hier ist noch einer! Faßt ihn! Schlagt ihn zusammen!“

Einige Bürger entrüsten sich über das Vorgehen der Ordnungsmacht, manche wollen Schlimmeres verhindern und geraten selbst unter die Knute. Ein Polizeibeamter sieht Blut; er stutzt, schleicht sich zu einem Demonstranten und entschuldigt sich für seine Kollegen: „Wir sind nicht alle so!“ Später ist das Echo

geteilt. Die meisten Bürger der Stadt, die als „Schaufenster des Westens“ bezeichnet wird, verraten in Leserbriefen jedoch ihr faschistoides Bewußtsein — wie in alten Zeiten:

„Die Polizei war noch viel zu sanft mit diesen asozialen Elementen, die in unserer Stadt Unruhe stiften. Das Kommando „Knüppel frei“ hätte viel schneller und früher kommen müssen und dann aber dreinhauen, daß die Fetzen fliegen ... Seien Sie versichert, daß bei den nächsten Tumulten die Bevölkerung zur Selbsthilfe greifen wird.“

„Toleranz in der Demokratie ist Dummheit, an der auch die Weimarer Regierung gescheitert ist.“

„Unsere randalierenden Studenten sollten sich endlich mit dem Wörtchen ‚Demokratie‘ befassen. Wenn sie es nicht können, dann sollten sie bitte an den Universitäten in Rotchina oder Nordvietnam studieren.“

„Es ist an der Zeit, das ‚Große Aufräumen‘ an der FU mit den Studenten zu beginnen.“

„Volksabstimmung, ob Berlin unter diesen Umständen überhaupt noch Universitäten haben will!“

„Entfernt sie von der Uni und laßt sie arbeiten.“

„Wenn einigen Studenten unsere Stadt oder die leitenden Persönlichkeiten nicht zusagen, sollten sie es doch mal mit Herrn Ulbricht versuchen, da kämen sie wenigstens gleich hinter die sicher beruhigenden Gitter.“

Ist dies die Demokratie, wie sie sich die Berliner Bevölkerung wünscht? Kommt so die zeitweise verdrängte Vergangenheit zu neuen Ehren? In den Äußerungen dieser Zeitgenossen finden sich verdächtig viele Redewendungen, Ausdrücke und Gedanken springerangestellter Journalisten. Dort, wo die berühmte Quelle am klarsten sprudelt, ist dort wirklich die Quelle solcher Demokratie-Beflissen? Oder ist dies nur die Zapfstelle, deren Zuleitungen weit in die Vergangenheit zurückreichen, wie die des „Welt“-Redakteurs Karl Heinz Holzhausen, der schon in Hitlers „Völkischem Beobachter“ dem deutschen Volk die Schwämme feuchtete?

Die „leitenden Persönlichkeiten“ sprechen vom „tragischen Tod“. Sicher beweisen sie damit einmal mehr, daß ihr Begriffs-Archiv oberhalb der Baumgrenze gelagert ist. Was sie damit meinen ist wohl, daß den Meisterschützen Kurras keine Schuld treffe. Ein Teil der meinungsreudigen Zeitungsleser sieht es ebenso: „Es wäre sogar von den Berliner Ordnungshütern unverzeihlich gewesen, derartigen Krakeelern und langmähnigen Schlägertypen freien Lauf zu lassen. Der Schah-Besuch hätte mit einer Katastrophe geendet, so nur mit dem Tod eines der Aufwiegler.“

„Wozu böswillige Aufregung, wenn die Polizei gegen randalierende Studenten zur Abwehr rechtswidriger Angriffe auf die öffentliche Ordnung oder die Polizei die Waffe gebraucht!“

„Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um!“

„Da wird geschrien, daß ein Kriminalbeamter in Notwehr geschossen hat. Soll er vielleicht warten, bis ihn die Brüder erstochen haben?“

„Wer sich feige wie ein Heckenschütze hinter Masken verbirgt, meuchelt das Recht.“

„Wer an solchen bewußt provozierten und gezielten Aktionen teilnimmt, muß auch mit einem solchen Ende rechnen . . . Die anständigen und verantwortungsbewußten Berliner stehen vor und hinter unserer Polizei und sprechen den Polizisten, der den Schuß (abgab), sei er in Notwehr oder als Warnschuß erfolgt, von jeder Schuld frei.“

Zweifelsohne, der tödliche Schuß ist nicht auf das Versagen eines einzelnen Beamten zurückzuführen. Er gehört zum Ritual eines intoleranten Systems, das seit dem 19. Jahrhundert nur formale Retouchen wagte, nicht aber die Revolution seiner Inhalte.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß die nationalistische Hysterie der Erklärungen Schukeiris nicht tolerierbar ist. Aber die israelische Politik des Präventivkrieges von 1956 und des offensichtlich im Augenblick wiederholten Präventivkrieges kann weder vom sozialistischen Standpunkt des Internationalismus, noch von völkerrechtlichem Denken her gebilligt werden. Der israelische Aufbau, der nur durch außerordentlich hohe Kapitalzufuhr (im wesentlichen aus den USA, teilweise auch durch die Entschädigungsleistungen der BRD) möglich war, hat in Israel zu einem Lebensstandard der Bevölkerung geführt, der dem europäischen völlig entspricht. In den benachbarten arabischen Ländern ist dagegen der frühere Lebensstandard kaum verändert worden, zum Teil (vor allem natürlich für die Flüchtlingsbevölkerung) sogar abgesunken. Mangels materieller Hilfe durch die imperialistischen Länder und wegen des Ausbleibens der sozialen Revolution in den arabischen monarchistischen Staaten war die Eingliederung der Flüchtlingsbevölkerung kaum möglich. Israel hat durch sein Bündnis mit den europäischen imperialistischen Staaten — nämlich 1956 — und durch den Sinai-Feldzug alles getan, um seine Politik auch den progressiven Kräften in den arabischen Ländern als einfache Verlängerung imperialistischer Politik darzustellen. Daß die Mapam zwar theoretisch die unsinnige Politik Ben Gurions abgelehnt, aber durch ihre Koalitionspolitik sich praktisch mit dieser Politik identifiziert hat, kann an diesem Tatbestand leider nichts ändern. Übrigens wäre es nützlich, zu dieser Frage den Bericht, der in der vorigen Woche in der „Tat“ (Nr. 22 vom 3. Juni 1967, S. 15) über die Memoiren des wegen angeblichen Landesverrats zu einer langjährigen Zuchthausstrafe verurteilten Oberst Beer anzusehen. Die Verständigungsmöglichkeiten, die 1955 mit Nasser vielleicht bestanden, sind damals vertan worden.

Die Lage wird noch dadurch erschwert, daß der eigentliche Streitpunkt, an dem der gegenwärtige Konflikt entstanden ist, mehr als dubios ist. Völkerrechtlich besteht zunächst kein Zweifel daran, daß die Meerenge von Tiran ägyptisches

bzw. saudi-arabisches Hoheitsgewässer ist. Eine Sonderregelung, die es zu einer internationalen Wasserstraße erklärt, setzt also die Zustimmung der Anliegerstaaten voraus und ist als einseitige Deklaration solcher Großmächte, die dort keinerlei territoriale Rechte haben und sich für monopolberechtigte Seemächte halten, nur unter grober Verletzung des Völkerrechts möglich. An dieser recht eindeutigen Überlegung ist auch der Versuch der USA, Großbritannien und Frankreich für eine eventuelle derartige Erklärung zu gewinnen, anscheinend zunächst gescheitert. Daß eine derartige Deklaration von der UdSSR hätte hingenommen werden können, war *a priori* unmöglich: sie wäre dann zur politischen Abdankung im Nahen Osten und zur Anerkennung einer internationalen Polizeifunktion der USA genötig gewesen, die inhaltlich die neokolonialistische Politik der USA in allen Teilen der Welt gerechtfertigt hätte.

Das Ersuchen Ägyptens auf Abzug der UN-Truppen war auch völkerrechtlich durchaus begründbar und kaum abweisbar. UThant blieb kaum eine andere Lösung als die derjenigen Entscheidung, die er getroffen hat. Auf israelischem Boden waren je weder am Gaza-Streifen noch in Elath UNO-Truppen stationiert. Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten der israelischen Politik, daß Israel den Waffenstillstandsvertrag — gestützt auf seinen militärischen Erfolg und auf die relativ starke Position der französisch-britischen Interventen von damals — dazu benutzt hatte, diese vielleicht wünschenswerte Stationierung einer internationalen Streitmacht zur Verhütung von Reibungen im wesentlichen auf arabisches Gebiet zu verlagern.

Auch bei dem gegenwärtigen Präventivkrieg muß daher Israel keineswegs nur den Feudalherren der monarchischen arabischen Staaten, sondern vor allem der Bevölkerung der im wesentlichen progressiven republikanischen Militärdiktaturen als Vortrupp amerikanischer imperialistischer Interessen erscheinen. Deshalb ist eine Identifikation des sozialistischen Internationalismus in den kapitalistischen Staaten Europas mit der gegenwärtigen Politik Israels bei aller Sympathie für die israelische Bevölkerung unmöglich. Das heißt natürlich nicht, daß man sich mit der nationalistischen Hysterie in den arabischen Ländern identifizieren könnte. Sie würde aber im Gegenteil wachsen, wenn auch sozialistische Parteien Europas oder die offizielle Politik der BRD sich an die Seite Israels stellen würde. Im Weltmaßstab gesehen ist leider eine Situation entstanden, in der die Gesamtinteressen der kolonialen Revolution, der sozialistischen Länder und auch des revolutionären Flügels der internationalen Arbeiterbewegung in den kapitalistischen Staaten stärker mit denen der arabischen Staaten (nämlich Ägyptens, Syriens und Algeriens, nicht der Fürstenstaaten) als mit den Interessen Israels übereinstimmen. Die Weltmächte sind objektiv dem Problem der Anerkennung der Territorialrechte der arabischen Staaten oder der Anerkennung des Rechtes der USA, sich beliebig durch einseitige Deklarationen über das objektive Völkerrecht hinwegzusetzen, konfrontiert. In diesem Grundsatzproblem kann es m. E. bei der Stellungnahme von Sozialisten keinen Zweifel geben.

Aber auch das ändert natürlich nichts daran, daß wir gegen jede Transformation des Krieges in Völkermord — wie sie allzu leicht aus dieser Lage bei der Mobilisierung primitiver Gefühle geistig relativ unterentwickelter Bevölkerungsmassen entstehen kann — protestieren müssen. Der wirkliche Ausweg kann zu dieser Zeit nur darin bestehen, daß wir die Umwandlung der israelischen Waffenstillstandsgrenzen, in durch einen Friedensvertrag anerkannte Grenzen, aber ohne Belastung der arabischen Staaten mit Diktaten der Großmächte in bezug auf ihre territorialen Ansprüche, soweit sie völkerrechtlich gerechtfertigt sind, erstreben müssen. Wir sollten konsequent von allen Großmächten fordern, daß sie auf Intervention verzichten, an die arabischen Staaten und Israel appellieren, sofort ihre Truppen auf die vor den militärischen Auseinandersetzungen eingenommenen Positionen zurückzuziehen und den Kampf einzustellen, und die beteiligten Staaten veranlassen, künftig wirkliche Friedensverhandlungen einzuleiten. Das hat nur Sinn, wenn gleichzeitig den arabischen Staaten in solchem Maße Wirtschaftshilfe gewährt wird, daß sie in ähnlicher Weise wie Israel industrialisieren und dadurch die Flüchtlingsbevölkerung wirtschaftlich eingliedern können.

Die Bevölkerung der Bundesrepublik wird gegenwärtig unter Ausnutzung eines im Grunde antisemitischen philosemitischen Traumas zugunsten der Machtpolitik der USA, nicht aber der wirklichen Interessen der Bevölkerungsmassen Israels mobilisiert. Auch verständliche Gefühlsregungen dürfen uns nicht veranlassen, in diese Welle hineinzugleiten, die jederzeit im Ernstfall den antisemitischen Pferdefuß von der philosemitischen Verhüllung freispülen kann.

Diese Lage sollten wir rational erkennen und gegenüber der zweideutigen Politik einer Bundesregierung, in der die NSDAP-Fraktion, wenn alle früheren Pgs ihre Abzeichen tragen müßten, die Majorität besitzt, deutlich machen.

4. Juni 1967

gez. Wolfgang Abendroth

P.S. Man muß nicht denken, ich sei nicht emotional stark engagiert. Aber mir scheint, wir dürfen keine Politik unterstützen, die objektiv zum organisierten Selbstmord Hunderttausender israelischer Arbeiter, Bauern und Intellektueller führen muß, wenn sie fortgesetzt wird.

Axte & Eichen Gestaigertes Bewußtsein

Wenn ein bekannter Dramatiker, der Auschwitz auf die Bühne bringt, in einem früher verfaßten Stück mit Marquis de Sade als Helden einen Welterfolg errungen hat, so nehmen wir an, er habe hier wie dort die ungeheure Macht des Scheußlichen auf das heutige Publikum einkalkuliert und sich natürlich nicht verrechnet. Denn wenn man anfängt, nur das Ungewöhnliche, Einzigartige, Interessante als solches zu bewundern, führt der Weg unweigerlich über das Aparte, Preziöse zum Bizarren, Grotesken und weiter zum Verbrecherischen und Kranken, zum Kranken und Verbrecherischen, das nicht als Widerspiel in unserer Einbildungskraft ein wohlgeratenes, höheres Dasein evoziert, das vielmehr um seiner eigenen Reize willen gekostet werden soll und meistens auch gekostet wird.

(Professor Emil Staiger in seiner am 17. XII. 1966 in Zürich gehaltenen Rede „Literatur und Öffentlichkeit“)

Berlins Regierender Bürgermeister Albertz gab noch in der Nacht eine Stellungnahme zu den Zwischenfällen vor der Oper ab und rechtfertigte das Verhalten der Polizei. „Die Geduld der Stadt ist am Ende“ erklärte Albertz. „Einige Dutzende Demonstranten, unter ihnen auch Studenten, haben sich das traurige Verdienst erworben, nicht nur einen Gast der Bundesrepublik Deutschland in der deutschen Hauptstadt beschimpft und beleidigt zu haben, sondern auf ihr Konto gehen auch ein Toter und zahlreiche Verletzte — Polizeibeamte und Demonstranten.“

Die Polizei sei durch Rowdies provoziert und daher gezwungen worden, scharf vorzugehen und von ihren Schlagstöcken Gebrauch zu machen. Albertz fügte hinzu: „Ich sage ausdrücklich und mit Nachdruck, daß ich das Verhalten der Polizei billige und daß ich mich durch eigenen Augenschein davon überzeugt habe, daß sich die Polizei bis an die Grenze des Zumutbaren zurückgehalten hat.“

(Die westberliner Zeitung „Der Abend“ am 3. VI. 1967 zum Polizei-Pogrom in Westberlin anlässlich des Shahbesuchs, bei dem der Student Benno Ohnesorg von hinten erschossen wurde)

Zur reinsten Menschheit emporgeläutert ist ein Geist, der nicht nur im eigenen, sondern zugleich im Namen der Menschengemeinschaft spricht. Vollendet ist eine Individualität, deren Sinnen und Trachten, Kopf und Herz sich mit den Gesetzen, die Ordnung und Dauer verbürgen, einverstanden erklären. Man wende nicht ein, daß diese Gesetze unzuverlässig und selber immer wieder der Prüfung bedürftig seien. Wer überhaupt die Gemeinschaft will, wer sich zu einer dauerhaften Ordnung des menschlichen Lebens bekennt, der wird sich auch zu den sittlichen Grundbegriffen bekennen müssen, die da heißen: Gerechtigkeit, Wahrheit, Maß.

(Prof. Emil Staiger a. a. O.)

Mit einer Trauerfeier auf dem Westfriedhof von Magdeburg hat die Bevölkerung der DDR von den 83 Opfern des Zugunglücks bei Langenweddingen Abschied genommen ...

Zu Beginn einer Sitzung hat der Berliner Senat der Opfer des Unglücks gedacht. Der Regierende Bürgermeister Albertz sprach den Hinterbliebenen der Toten das Beileid des Senats und der Berliner Bevölkerung aus.

(„Süddeutsche Zeitung“ vom 12. VII. 1967 — der genaue Kondolenztext des Pastors Albertz war auch im Senatspresseamt von Westberlin nicht zu erfragen)

Ernsthaft, wirklich, nicht nur in literarischem Spiel bedrängte Menschen, denen der Wind um die Ohren saust, die hungern, physische Schmerzen leiden, denen das Wasser bis an den Hals steht, solche Menschen sind nicht nihilistisch. Sie können es sich nicht leisten. Sie wehren sich ihrer Haut. Sie schreien zu Gott und haben kein Verständnis dafür, wenn einer ihnen von seiner inneren Wüste zu erzählen beginnt. Wohl aber haben sie Verständnis für ein männliches, aus tiefer Not gesungenes Kirchenlied, für ein Beispiel von Mut und Geduld, das ihnen in weltlicher Dichtung begegnen mag, für einen Spruch, der eine bange Erfahrung in sich schließt und meistert.

(Professor Emil Staiger a. a. O.)

Anmerkungen

Bernd Jentzsch, Jahrgang 1940, lebt nach einem Studium der Germanistik und der Kunstgeschichte in Leipzig und Jena als Lektor in Ost-Berlin.

Die Beiträge von Reinhard Baumgart, Josef W. Janker, Gregor Laschen, Johannes Schenk, Dieter Süverkrüp, Guntram Vesper und Wolfgang Weyrauch stellen Antworten auf eine Umfrage dar, die der „kürbiskern“ zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution unter seinen Autoren veranstaltete; Martin Walser beantwortete sie mit einem für die Prager Zeitschrift „Plamen“ verfaßten Text.

Der Artikel des britischen Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlers Maurice Dobb wurde für den „kürbiskern“ geschrieben und von Wolf-Dieter Bach ins Deutsche übertragen.

Professor Ridder hielt das in dieser Nummer wiedergegebene Referat auf der Konferenz über die Problematik des KPD-Verbots, die am 6. und 7. Mai 1967 in Düsseldorf stattfand.

Der 1927 geborene Ludwig Harig lebt als Volksschullehrer bei Saarbrücken, er veröffentlichte zwei Textbücher bei Limes und ist Kunstreissträger Saarland 1966.

Die Auszüge aus Lew Ginsburgs Dokumentarerzählung übersetzte Reinhild Rieckmann.

Der offene Brief von Professor Abendroth wurde im Juni im Zusammenhang mit einer „Erklärung zum Nahost-Konflikt“ des Bundesvorstandes des SDS geschrieben.

Beilagenhinweis

Wir bitten um freundliche Beachtung der Prospekte der H. Luchterhand GmbH, Neuwied/Rhein und des Deutschen Freidenkerverbandes, die dieser Ausgabe beiliegen.

Die friedliche Wiedervereinigung Vietnams ist Sache des vietnamesischen Volkes und muß von ihm selbst, ohne ausländische Einmischung, gelöst werden.
Pham van Dong

Jeder tote vietnamesische Kommunist kostet die USA 140 000,— DM nur an Munition.
Robert Mc Namara

Das Engagement der Bonner Regierung in Vietnam ist das größte nach demjenigen Amerikas. Bonn hat den USA mehr Hilfe geleistet und größeres Verständnis gezeigt als alle anderen Staaten.
Sonderbotschafter Averell Harriman

Vietnam ist die Hauptkampflinie im Kampf der friedliebenden Völker aller Länder gegen Imperialismus und Kolonialismus.
Alexej Kosygin

VIETNAM IN DIESER STUNDE

Eine künstlerische Dokumentation

Etwa 200 Seiten + 80 Seiten Fotos und Grafiken
Format 24,5 x 27,5 cm + Franz. Broschur
DM 18,50
Erscheint Anfang November

Über 100 Persönlichkeiten aus aller Welt — Staatsmänner, Wissenschaftler, Schriftsteller und Künstler — wenden sich mit Dokumenten, Stellungnahmen, Grafiken, Fotos, Gedichten und Aufsätzen gegen die amerikanische Aggression und dokumentieren ihre Solidarität mit dem kämpfenden Vietnam.
Dieses Buch soll u. a. auch helfen, der „Hilfsaktion Vietnam“ in Düsseldorf, an deren Spitze die Herren Prof. Dr. Walter Fabian, Präsident Dr. Martin Niemöller und Oberkirchenrat Dr. Kloppenburg stehen, einen Geldbetrag zu überweisen. Der Verlag wird für jedes verkauft Exemplar DM 3,50 an das Hilfskomitee abführen.

BRÜCKEN-VERLAG GmbH
4 Düsseldorf 1 + Postfach 1928



Mitscherlich Die Unfähigkeit zu trauern



Grundlagen kollektiven Verhaltens.
Etwa 350 Seiten. Leinen DM 24.—
Erscheint Mitte Oktober

Unsere Möglichkeiten im Hinblick auf Toleranz und Freiheitsstreben, die Hintergründe des Dritten Reiches und das demokratiefeindliche bürgerliche Verhalten werden untersucht; daraus ergibt sich eine präzise Analyse unseres heutigen politischen Bewußtseins.

Weitere Neuerscheinungen 1967:
Gert Kalow: Hitler — das gesamtdeutsche Trauma; Hansgert Peisert: Soziale Lage und Bildungschancen in Deutschland; N. N. Suchanow: 1917 — Tagebuch der russischen Revolution

R. Piper & Co. Verlag München

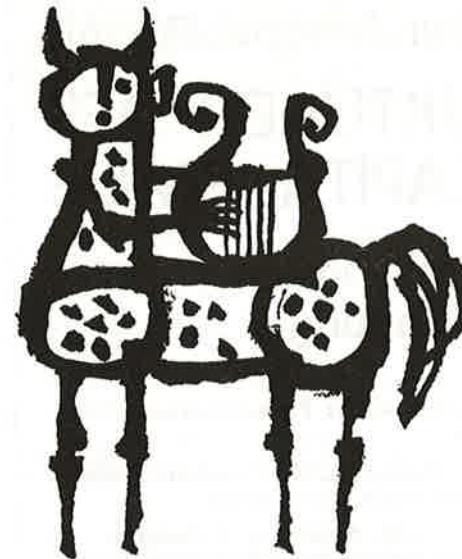
Piper

FRÖLICH ISST DU WIENER SCHNITZEL Zeitkritische Chancons
von Dieter Süverkrüp **WARNUNG - RATTENGIFT AUSGELEGT** Chancons von
Gerd Semmer & Dieter Süverkrüp **EIN LIED, DREI, VIER!** Moderne
Chancons von Gerd Semmer und Dieter Süverkrüp. **ÇA IRA (1+2)** Lieder der
Französischen Revolution 1789-1795 übersetzt von Gerd Semmer
gesungen von Dieter Süverkrüp **HANNS DIETER HÜSCH - CHANCONS**
CARMINA URANA Vier Gesänge gegen die Bombe von Hanns Dieter
Hüsch 1933-1963 **LEIDER DES EUROPÄISCHEN WIDERSTANDES GEGEN DEN FASCHISMUS**
Chöre und Solisten aus vielen Ländern **SOLIDARITY FOREVER** Amerik. Arbeiterlieder
gesungen von Perry Friedman **I'M ON MY WAY Negro Songs**
gesungen von Perry Friedman **FASIA - Songs u. a. „An meinen amerikanischen**
Brüder und Freunde“ (2. Preis beim Folksong-Wettbewerb des Süddeutschen Rundfunks)

SING OUT! The Folksong Magazine Herausgegeben von Irwin Silber, ständige
Mitarbeiter: Pete Seeger, Barbara Dane, Tom Paxton, Jerry Silverman
Jahresabonnement DM 24,- (6 Hefte) **OAK PUBLICATIONS NEW YORK**
Folk Music Books u. a. von Phil Ochs, Pete Seeger, Leadbelly,
Tom Paxton, Civil Rights Movement, Reprints from Sing Out (Katalog anfordern)

„pläne“

verlag »pläne« gmbh 4 Düsseldorf, Kruppstraße 18 und
46 Dortmund, Humboldtstraße 12
17 cm/LP's DM 8,50-30 cm/LP's DM 18,- und DM 21,-



- Jerzy Kawalerowicz:**
Mutter Johanna von den Engeln
Nachzug. Zwei Filmtexte
21 / DM 2,80
Ramón del Valle-Inclán:
Tyrann Banderas. Roman
22 / DM 2,80
Karl Kraus:
Die letzten Tage der Menschheit I und II. Drama
23 / DM 4,80 und 24 / DM 4,80
Saint-John Perse:
Preislieder. Dichtungen
26 / DM 2,80
Ezra Pound:
Cantos 1916-1962
29 / DM 2,80
Michel Butor:
Der Zeitplan. Roman
31 / DM 3,80
Stig Dagermann:
Spiele der Nacht. Erzählungen
32 / DM 2,80
Paul Scheerbart:
Lesabéndio. Roman
34 / DM 2,80

sonderreihe dtv

- Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts**
4 / DM 3,80
Hans Henny Jahnn:
Die Nacht aus Blei. Roman
5 / DM 2,80
Miodrag Bulatović:
Die Liebenden. Erzählungen
10 / DM 2,80
Heinrich Böll:
Hierzulande. Aufsätze
11 / DM 2,80
Ingeborg Bachmann:
Der gute Gott von Manhattan
Die Zikaden. Zwei Hörspiele
14 / DM 2,80
Ernst Barlach:
Der tote Tag. Der arme Vetter
19 / DM 2,80
Deutsche Lyrik
Gedichte seit 1945
20 / DM 3,80

- Reinhard Lettau:**
Schwierigkeiten beim Häuserbauen
44 / DM 2,80
James Joyce:
Ulysses I und II. Roman
49 / DM 4,80 und 50 / DM 4,80
Absurdes Theater. Stücke von Ionesco, Arrabal, Tardieu, Ghelderode, Audiberti
52 / DM 3,80
Léopold Sédar Senghor:
Botschaft und Anruf. Gedichte
54 / DM 2,80
Johannes Bobrowski:
Das Land Sarmatien. Gedichte
55 / DM 2,80
Nathalie Sarraute:
Die goldenen Früchte. Roman
59 / DM 2,80



**Deutscher
Taschenbuch
Verlag**

Marxismus in der Bundesrepublik 1967: MACHTSTRUKTUREN DES HEUTIGEN KAPITALISMUS

Beiträge einer internationalen
wissenschaftlichen Tagung

Von:

Prof. Maurice Dobb (Cambridge): Produktionsverhältnisse und Wirtschaftswachstum

Prof. Peter Hefz (Berlin): Monopole, Staat und das Problem des Fortschritts im gegenwärtigen Kapitalismus

Dr. Heinz Schäfer (Darmstadt): Staatliche Wirtschafts- und Konjunkturpolitik und Alternativen der Arbeiterbewegung und 30 weitere Beiträge von Wissenschaftlern und Marxisten des In- und Auslandes

Das Urteil der Presse:

von: „Moderne Marxisten absolvierten Exerzitien in Rot.“ „Leider wurde nicht kritisiert, nicht mal wissenschaftlich. Es wurde kritisiert.“ „Man wollte wissenschaftlichen Marxismus hören und erleben. Nichts. Gar nichts.“ INDUSTRIEKURIER, Düsseldorf

und: „Obgleich die Tagung im ganzen mehr Volkshochschulcharakter als wissenschaftliches Niveau hatte, brachte sie doch einige interessante Ergebnisse.“ DIE WELT, Hamburg

bis: „Das hohe theoretische und wissenschaftliche Niveau und die tiefscrifende Erörterung der Fragen kennzeichneten die Konferenz.“ NEUE ZEIT, Moskau

und: „Diese Konferenz hat nachdrücklich das Zerrbild, das in der Bundesrepublik über den Marxismus verbreitet wird, korrigiert. Die Diskussionen und Referate vermittelten das Bild lebendigen Schöpfertums des Marxismus.“ BLINKFUER, Hamburg

Erschienen im Juni 1967 als SONDERHEFT 1/1967 der Zweimonatszeitschrift MARXISTISCHE BLÄTTER

Paperback, 156 S., DM 3,50 (+ Zustellporto)

Bezug über den Buchhandel oder direkt:

MARXISTISCHE BLÄTTER-VERLAG
6 Frankfurt/Main W13, Kurfürstenstraße 8

DER CDU-STAAT

Studien zur Verfassungswirklichkeit
der Bundesrepublik / Herausgegeben
von Gert Schäfer und Carl Nedelmann
354 Seiten, Leinen DM 24.-,
kart. Studienausgabe DM 18.-

Diese Studien versuchen einer als krisenträchtig empfundenen Entwicklung auf die Spur zu kommen: der Diskrepanz von demokratischem Bekenntnis und der tatsächlichen Lage hierzulande. „Sie enthalten alles, was man wissen muß, um zu verstehen, was gespielt wird. Wenn man das liest, dann ermißt man, was vor der Tür steht . . .“

Sebastian Haffner im „konkret“

SZCZESNY



**Kampagne für Abrüstung
OSTERMARSCH
DER ATOMWAFFENGEGNER
- Zentraler Ausschuß -**

Wir sind in großer Not.

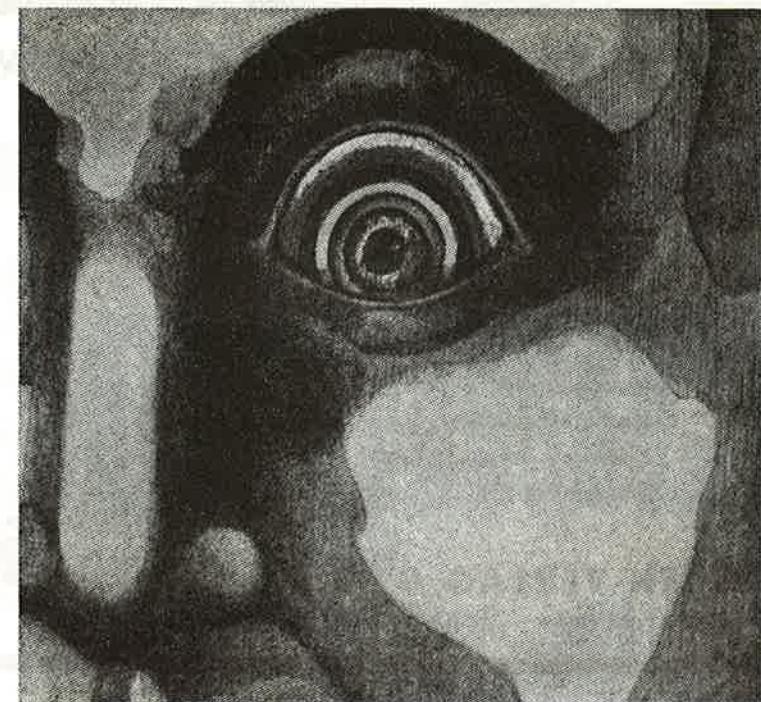
Die von der Bundesregierung energisch betriebenen Notstandspläne haben verstärkte Aufklärung und intensiven Widerstand auch der KAMPAGNE FÜR ABRÜSTUNG herausgefordert, was dazu führte, daß bei der Kampagne jetzt der finanzielle Notstand ausgetreten ist. Wir haben zwar mit großer Befriedigung feststellen können, daß die Stellungnahmen, Diskussionen und Demonstrationen der oppositionellen Gruppen außerhalb des Parlaments die parlamentarische Diskussion der Notstandsgesetz-Regierungsvorlage weitreichend beeinflußt haben, aber wir wissen auch, daß der Kampf gegen diese Gesetze jetzt erst richtig beginnt. Immerhin zeigt die Tatsache, daß der Bundesinnenminister bereits bei der Begründung seines Entwurfes einzelne Notstandsregelungen selbst in Frage stellte, daß die Regierung gegenüber einem gesteigerten Widerstand operieren muß. Wir können auch registrieren, daß der Prozentsatz der Notstandsgegner in dem Maße zunimmt, wie die Aufklärung über diese Gesetze weite Kreise erreicht, doch wir müssen schon jetzt erkennen, wie schnell unsere finanziellen Möglichkeiten erschöpft sind, wenn die Kampagne alle ihre politischen und organisatorischen Möglichkeiten entfaltet.

Heute, Anfang Juli, wo wir diesen Text schreiben, müssen wir feststellen, daß die Kampagne in den Wochen nach Ostern rund DM 77 000,— in den Kampf gegen die Notstandsgesetze investiert hat. Da bisher „erst“ DM 51 000,— an Spenden eingenommen wurden, stehen wir vor einem Schuldenberg von DM 26 000.— Mit dieser Schuldenlast — wenn wir sie nicht schnellstens überwinden werden — sind uns die Hände auf Monate hinaus gebunden und die Kampagne müßte tatenlos zusehen, wenn die Regierung im Herbst in die zweite Runde ihrer Notstandsplanungen geht.

Aber auch auf anderen Gebieten muß unsere Aktion weitergehen. Tag für Tag fallen amerikanische Bomben in Vietnam und es gilt, durch Aufklärung und Protest die öffentliche Meinung immer intensiver für Frieden und Unabhängigkeit für Vietnam zu engagieren. Auch die Vorschläge der Kampagne für eine Entkrampfung der Verhältnisse in Mitteleuropa, für Entspannung, Abrüstung und Kooperation der Völker müssen immer wieder zur Diskussion gestellt werden. Außerdem will die Kampagne im Herbst dieses Jahres die nach der Erschießung von Benno Ohnesorg aufgestellte Forderung nach Beseitigung der marktbeherrschenden Position des Springer-Konzerns in ihr Arbeitsprogramm aufnehmen. Die Springer-Presse, die praktisch den Berliner Zeitungsmarkt beherrscht (und etwa ein Drittel der Gesamtauflage aller Tageszeitungen in der Bundesrepublik herauftreibt), muß wegen ihrer jahrelangen, einseitigen und aufputschenden Berichterstattung über oppositionelle Äußerungen dafür mitverantwortlich gemacht werden, daß die Reaktion auf demokratische Willenskundgebungen schließlich bis zum offenen Polizeiterror und zur Erschießung eines Demonstranten führte.

Es ist einleuchtend, daß man an diesen Aufgabenbereich nicht mit einem „Schuldenberg“ herangehen kann. Bitte helfen Sie uns, die Kampagne für die Verwirklichung dieses Programms finanziell wieder flottzumachen. Gestatten Sie sich mit freigiebiger Hand einen Griff in Ihre Geldbörse und überweisen Sie uns einen Fördererbetrag. Unsere Konten: Kampagne für Abrüstung, 605 Offenbach, Postscheckkonto PSA Frankfurt Nr. 6255, Girokonto bei der Bank für Gemeinwirtschaft, Offenbach, Konto Nr. 740 633.

Vielen Dank!



**Rauschgiftesser
erzählen**

Mehr als 1 Million Amerikaner haben bislang LSD genommen. Durch diese Wunderdroge, welche die Grenzen des Bewußtseins gewaltsam erweitert, ist das Thema Rauschdrogen plötzlich wieder hochaktuell geworden. Was offenbart sich unter dem Einfluß solcher Drogen? Welche Folgen hat der Zusammenbruch des Zeit-Raum-Systems? Welche phantastischen Welten eröffnen sich dem Rauschgiftesser? Wir besitzen dokumentarische Schilderungen von Erfahrungen mit Haschisch, Opium, Morphin, Mescalin, Marihuana, mit Heiligen Pilzen, Heroin und LSD 25.

Die im Verlag Bärmeier & Nikel erschienene Sammlung bringt die interessantesten dieser Berichte von Dichtern und

zeitgenössischen Schriftstellern, die am eigenen Leib Experimente mit Rauschgift gemacht haben: Charles Baudelaire, Jean Cocteau, Mezz Mezzrow, Aldous Huxley, Hans Fallada, Gottfried Benn u. a. Die Schilderungen informieren nicht nur über die Vielfalt der Rauschgifte, sie geben auch ein anschauliches und packendes Bild von den Innenräumen des menschlichen Bewußtseins, deren phantastische oder grauererregende Ausstattung sich unter gewöhnlichen Bedingungen niemand vorstellen kann.

„Rauschgiftesser erzählen“
Herausgeber: Edw. Reavis.
320 Seiten, Ln. DM 17,80.
Verlag Bärmeier & Nikel.

B&N

ANNA ANDREJEWNA ACHMATOWA
Ein niedagewesener Herbst
Gedichte

In einer zweisprachigen Ausgabe, Russisch-Deutsch

Herausgegeben von Edel Mirowa-Florin

Nachgedichtet von Sarah und Rainer Kirsch

Düsseldorf 1967

Erläutert von Modigliani
Zeichnung von Modigliani

Broschur DM 6,20

BRÜCKEN-VERLAG GMBH

BUCH-IMPORT-EXPORT · 4 DÜSSELDORF 1 · POSTFACH 1928



Die Diagonale

Zeitschrift für Dichtung und Kritik

Gegründet von Michael Krüger
und Joachim Seyppel

*

In früheren Nummern:
Nelly Sachs, A. Wosnessenski,
Thomas Mann, Literatur d. CSSR,
Gütersloh, G. Benn, G. Kunert.

*

Verlag Die Diagonale
BERLIN 41, MARKELSTR. 61

Herbst-Nummer 5/1967

**Das
Moderne
ist das
noch
Versteckte**

Eva Hesse
Günter Kunert
Jeannette Lander
Vagelis Tsakiridis
Ezra Pound
Griechenland

kürbiskern

Songbuch



erscheint

im Herbst 1967

mit 120 Liedern von

F. J. Degenhardt, F. Jansen, R. Rowald, D. Süverkrüp, H. Stütz u. v. a.

Illustrierte Ausgabe mit Noten und Gitarrensätzen, ca. 240 Seiten.
Paperback ca. DM 12.80

Damnitz Verlag München

Politische Texte

Herausgeber
Wolfgang Abendroth
Iring Fetscher
Ossip K. Flechtheim

Europäische
Verlagsanstalt
Frankfurt

Neu 1967

Friedrich Engels / Karl Marx
Die heilige Familie

oder Kritik der kritischen Kritik
Gegen Bruno Bauer und Konsorten
Herausgegeben und eingeleitet von
Iring Fetscher
XII, 252 Seiten · kart. 12,— DM ·
Leinen 18,— DM

Faschismus und Kapitalismus

Theorien über die sozialen Ursprünge
und die Funktion des Faschismus
Mit Beiträgen von Otto Bauer,
Herbert Marcuse, Arthur Rosenberg u. a.
Herausgegeben von Wolfgang Abendroth
188 Seiten · kart. 12,— DM ·
Leinen 18,— DM

Ludwig Feuerbach

Anthropologischer Materialismus
Ausgewählte Schriften I/II
Herausgegeben und eingeleitet von
Alfred Schmidt
Je etwa 248 Seiten · kart. je ca. 12,— DM ·
Leinen je ca. 18,— DM

Karl Korsch

Karl Marx

Erste Ausgabe des deutschen Originaltextes
Herausgegeben vom Internationalen Institut
für Sozialgeschichte und eingeleitet von
Hans Götz Langkau
Etwa 336 Seiten · kart. ca. 18,— DM ·
Leinen ca. 26,— DM

Gustav Landauer

Aufruf zum Sozialismus
Herausgegeben und eingeleitet von
Heinz Joachim Heydorn
196 Seiten · kart. ca. 12,— DM ·
Leinen ca. 18,— DM

John Locke

Zwei Abhandlungen über die Regierung
Herausgegeben und eingeleitet von
Walter Euchner
Deutsche Übertragung
von Hans-Jörn Hoffmann
371 Seiten · kart. 15,— DM ·
Leinen 22,— DM

Franz Neumann

Demokratischer und autoritärer Staat
Studien zur politischen Theorie
Herausgegeben und mit einem Vorwort von
Herbert Marcuse.
Eingeleitet von Helge Pross
316 Seiten · kart. ca. 18,— DM ·
Leinen ca. 26,— DM

Bisher erschienen:

kürbiskern 1/65

1. September 1965

Mit Beiträgen von: Pablo Neruda, Heinrich Kipphardt, Hermann Kant, Martin Walser, Karl Mickel, Christian Geissler, Yaak Karsunke, Friedrich Hitzer, Werner Bräunig, Harun Faroqhi, Hans Heinz Holz, Erich Fried, Jakob Mader, H. Faroqhi, B. Funk.

kürbiskern 1/66

1. Dezember 1965

Mit Beiträgen von: Paweł Wysłuskiewicz, Wolfgang Graetz, Günter Kunert, Herbert Asmodi, Peter Hacks, Uwe Schmidt, Georg Maurer, Gerhard Wolf, André Müller, Erich Fried, Yaak Karsunke, Klaus Völker, Herbert Marcuse, Wolf Biermann, Jakob Mader.

kürbiskern 2/66

1. März 1966

Mit Beiträgen von: Johannes Bobrowski, Jakob Mader, Heinrich Waltz, Ino Cesárová, Anna Dünnebier, D. Michalov, Anita Kaetzke, Günter Kunert, Friedrich Hitzer, Thomas von Vegesack, Ludwig Marcuse, Ingrid Drexel, Joachim Fiebach, Erwin Piscator, Leo Kofler, Sarah Kirsch, Elmar Altwater, Torsten Carecz, Barbe Funk.

kürbiskern 4/66

1. September 1966

Mit Beiträgen von: Dimitar Dublew, Friedrich Hitzer, Jakov Lind, Gerd Semmer, Herman R. Beck, Heinrich Kipphardt, Leo Kofler, Peter Hacks, W. R. Langenbucher, Erich Fried, Eric Hobsbawm, Kurt Steinhause, Dieter Süverkrüp, Harald Hartung, Klaus Völker.

kürbiskern 1/67

1. Dezember 1966

Mit Beiträgen von: Hans-Albert Walter, Wolfgang Weyrauch, Annemarie Czaschke, Johannes Schenk, D. Michalov, Hans Frick, Sarah Kirsch, Anna Dünnebier, Michael Hatry, Jiří Hájek, Erich Fried, Elisabeth Simons, Karl Burg, Günter Amendt, Georg Benz, Jakob Mader.

Willi Sitte	Zwei Männer, Zeichnung, 1956
Rainer Kirsch	Zeichnung
Heinrich Böll	Hinweise auf Josef W. Janker
Josef W. Janker	Der Umschuler
Friedrich Hitzer	„Jedem das Seine“
Guntram Vesper	Gedichte
Rainer Kirsch	Ansicht Roßleben/Unstrut
Heinar Kipphardt	Gedichte
Günter Kunert	Betonformen
Gregor Laschen	Gedichte
Walter Jopke	
Dietrich Mühlberg	Marxismus — Theorie und Aktion
Yaak Karsunke	Präsentation einer Wirklichkeit
Helmut Salzinger	With God on Their Side
Donald Duncan	Es war alles Lüge!
Reinhard Baumgart	Vier Gelegenheitsgedichte, ein Epilog
Karl Mickel	Bericht nach Burchett
Christa Wolf	Deutsch sprechen
Protokoll I	Krisenloser Kapitalismus

Günter Kunert	Bedauerlicher Hitler
Johannes Schenk	Produktiva
Guntram Vesper	Vorgeschichte einer Bewerbung
Oliver Behnssen	Gedichte
Reinhard Hummel	Die Stube
Christoph Meckel	Die Dummheit liefert uns ans Messer
Volker von Törne	
Konrad Farner	
Matthias Becker	Zum Dialog Christ — Marxist
Heinrich Treblin	
Oswald Jacobi	Dialog oder Dogma?
Jean-Jacques Boileau	Dialog mit Aktion
Friedrich Hitzer	Gespräch mit Joris Ivens
Heinz-Joachim Heydorn	Rede zum Krieg in Vietnam
Helmut Salzinger	Griechenland!
Roman Ritter	Der Krieg ist anderswo
Elmar Altvater	Westdeutschland: Rezession und Repression
Sven G. Papcke	Es gab deutsche Jakobiner
Peter Krumme	Mystifizierte Ideologie
Thomas Weerth:	Die Kunst der Koexistenz

INHALT

Bernd Jentzsch: Führender Kopf	3
Protokoll I: Lenin in München	4
Literarische Manifeste: Vom Symbolismus bis zum Oktober	11
Friedrich Hitzer: Manifeste, Literatur und der Große Oktober	60
Reinhard Baumgart: Diese Revolution steht im Museum	81
Josef W. Janker: 50 Jahre Oktoberrevolution	83
Gregor Laschen: Andererseits / Hommage à Dimitroff	85
Johannes Schenk: Der rote Schwan	86
Dieter Süverkrüp: Versuch eines Wiegenliedes	87
Guntram Vesper: Drei Gedichte	89
Martin Walser: Ein sehr bescheidener Vorschlag	91
Wolfgang Weyrauch: Dummer August	93
KRITIK	
Maurice Dobb: Der Rote Oktober heute	95
Anton Frank: Hundert Jahre „Das Kapital“	103
Prof. Helmut Ridder: Möglichkeit und Notwendigkeit der Wiederzulassung der KPD	116
KLASSENKAMPF	
Protokoll II: Geschichte einer Verfolgung	129
Ludwig Harig: Guten Tag, Herr Hitler!	149
Lew Ginsburg: Christmann	153
Bernhard Schütze: Berliner Protokolle	171
Wolfgang Abendroth: Offener Brief	181
AXTE & EICHEN	
Gestaigertes Bewußtsein	184
Anmerkungen	186

Erklärung zu Fragen der Kunst und Literatur

Kulturfragen gehen jeden an; denn das l'art pour l'art, die Kunst um der Kunst willen, ist ein überlebter Standpunkt. Die Geschichte und das Leben beweisen: Die Kultur übt einen starken gesellschaftlichen und auch politischen Einfluß aus. Sie kann von den Problemen ablenken und Bestehendes stabilisieren helfen, wo es geändert werden müßte; ja, sie kann sogar im Dienste der Reaktion zur Verherrlichung von Militarismus und Kirchenherrschaft, Faschismus und Krieg mißbraucht werden — ein Engagement, das sie selbst zerstört. Sie kann aber auch anders. Heute wie in der Vergangenheit spielen Kunst und Literatur eine vorwiegend progressive Rolle. Gerade jene Künstler und Schriftsteller, die eine fortschrittliche gesellschaftliche Entwicklung gefördert haben, konnten ihren künstlerischen Ruf festigen. Sie haben Werke von bleibendem Wert geschaffen. Dies beweisen die großen Namen von Büchner bis Brecht und Sartre, von Goya bis Picasso und von Beethoven bis Eisler.

Das politische Engagement vieler Künstler und Schriftsteller für den Frieden und gegen den Hunger in der Welt, gegen die Ausbeutung und Unterdrückung der Menschen, gegen Faschismus und Krieg, gegen die Aggression der USA in Vietnam und gegen die Notstandsgesetze, zeugt von einem hohen Verantwortungsgefühl.

Humanismus und soziale Verantwortung zwingen die Kulturschaffenden Stellung zu nehmen.

Wir begrüßen diese vorbildliche Haltung vieler Künstler und Schriftsteller.

Durch ihr Handeln erwerben sie sich bleibende Verdienste. Die Deutschen unter ihnen zählen zur geistigen Repräsentanz unseres Volkes.

Mit Interesse verfolgen wir auch, wie sich Künstler und Schriftsteller in zunehmendem Maße mit den Problemen der modernen Arbeitswelt auseinandersetzen. Im Prozeß der Ausbeutung wird der Mensch gezwungen, die meiste Zeit seines Lebens in einer ihm entfremdeten Umwelt zu verbringen und sich ständig weiter selbst zu entäußern. Der Mensch wird zur Nummer, zum manipulierten Objekt. Er schafft für andere den Reichtum, für sich selbst die Frühinvalidität. Im Betrieb wird der Staatsbürger zum Untertan.

Wo der Befehl die einzige Form der Leitung eines Gemeinwesens ist — so wie in der Kaserne und im Betrieb —, dort wird das Denken abgeschafft, dort hört das Menschsein auf.

Der deutsche Freidenkerverband als sozialistische Kulturorganisation wünscht einen noch besseren Kontakt zwischen Kulturschaffenden und Arbeitern. Sie sollten ihre gegenseitigen Probleme besser kennen- und vor allem verstehen lernen.

Nicht zuletzt sieht der DFV seine Aufgabe darin, bei den Arbeitern das Verständnis für Kunst und Literatur zu verbreitern und sie mit den Werken der Kultur vertraut zu machen.

Die Künstler und Schriftsteller bitten wir, uns dabei zu helfen. So, will es uns scheinen, ist beiden Seiten geholfen.



DEUTSCHER FREIDENKERVERBAND E.V.

Landesvorstand Bayern

i. A. M. Lazarus